Weichsel-Mährchen

für die Jugend,

aus

bisher unbenutzten Quellen erzählt

und herausgegeben

von

Karl Minaroki.

Mit Abbildungen.

Bromberg.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1855.

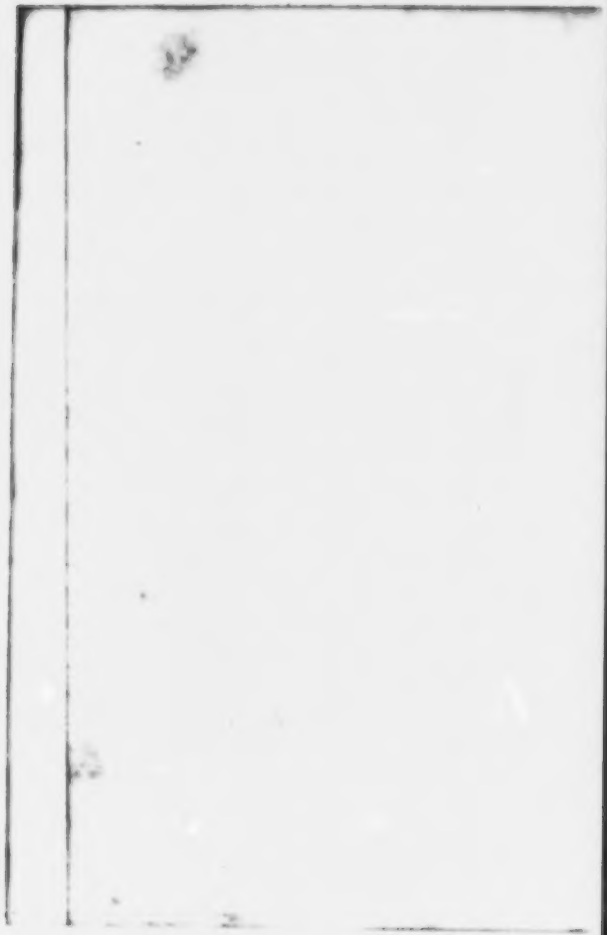
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Umtacelt von des Mährchens Zauberschwingen
An unsrer Weichsel buntem Stromgebiet,
Hab' ich, begeistert, mich bemüht,
Euch einen neuen Mährchenkranz zu bringen.
Es bahnte mir der Vorzeit Geisterschwung
Den Eingang schnell bei Alt und Jung;
Denn wonnig ziehn des Mährchens Lustgebilde
Den Geist in paradiesische Gefilde.

Nehmt freundlich hin die kleine Gabe,
In die ich meine Phantasie gewebt;
Und wenn das Herz sich Euch erhebt
Bei hoch geschwung'nem Zauberstabe,
So bin ich hoch entzückt und reich belohnt;
Weil die Erinnerung in mir wohnt
An jene froh verlebten heil'gen Stunden,
In denen ich den Mährchenkranz gewunden.

Bromberg, den 1. November 1855.

Karl Minarski.



Vorwort.

Die Mährchen 1, 2, 3 und 8 sind auf Veranlassung des um die slavische Literatur hochverdienten Predigers Albert Werner im Gesellschafter (red. vom Prof. Gubitz in Berlin) erschienen und haben sich bereits den Beifall gebildeter Leser erworben; doch eignen sie sich wohl ganz besonders für die Jugend. Die andern vier Mährchen waren bisher noch nicht gedruckt. Herr Dr. Adler hierselbst hat mich schriftlich zur Herausgabe des Werkes aufgefordert und in seinem Briefe unter Anderm erklärt: „Es muß Ihnen daran liegen, Ihr Werk so vortheilhaft zu verwerthen, daß Sie dadurch eine Ermunterung zu ähnlichen Productionen erhalten. Eigenthümlichen Werth erhalten die Mährchen dadurch, daß sie eine nationelle Färbung haben, weshalb später eine Uebersetzung in's Polnische in Ihrem Interesse liegen dürfte." Aehnliche Aufforderungen sind von vielen Seiten an mich ergangen.

Der Grundgedanke der einzelnen Mährchen ist aus der Erzählung des Volkes geschöpft. Meine Phantasie hat denselben die vorliegende Gestalt gegeben. Ich habe jedes einzelne Mährchen oftmals vor Schülern und in Familien-Kreisen erzählt. Beim Niederschreiben derselben war ich streng bemüht, den Worten meines Vortrages treu zu bleiben, um meinem Werke die Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Erzählungsweise möglichst zu bewahren.

Bromberg, den 1. November 1855.

Karl Minarski.

Inhalt.

I. Ladny, der purpurrothe Hund.

II. Der Mond als Hochzeitsgast.

III. Entenschnabel.

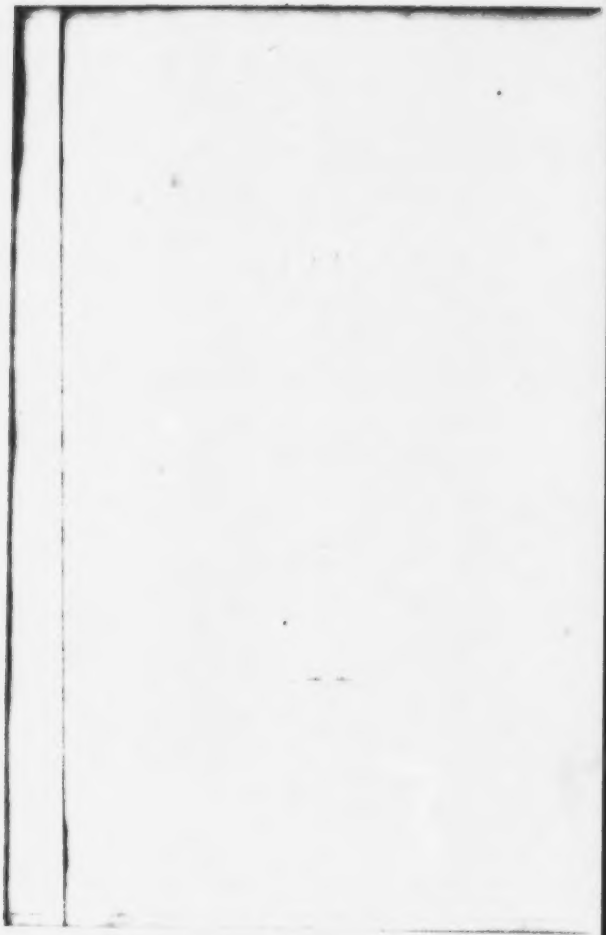
IV. Der Bienenschwarm oder das alte Schloß zu Bromberg.

V. Die Entenkönigin.

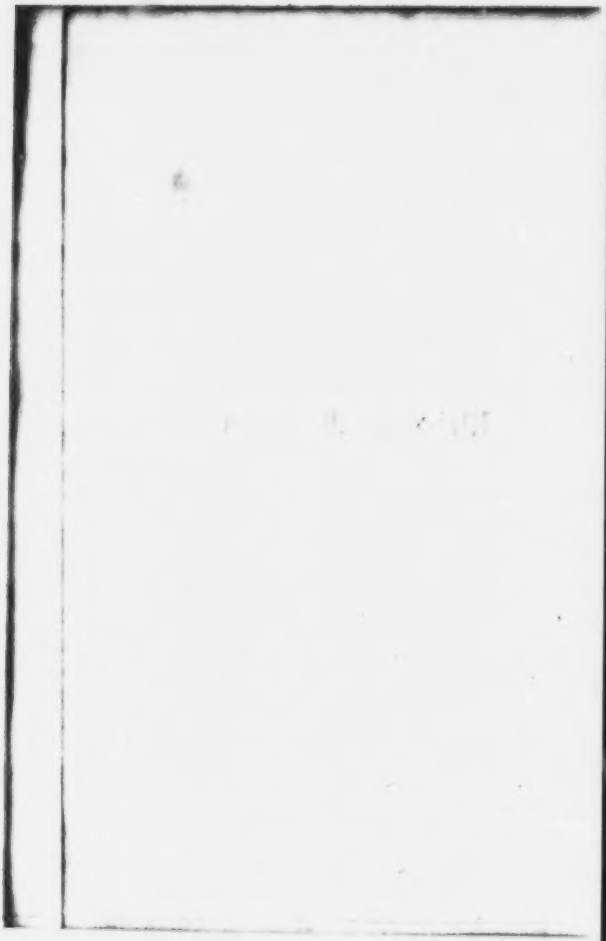
VI. Die bezauberten Pfannkuchen.

VII. Die verwünschte Prinzessin im Gnesener Königsschlosse.

VIII. Der Zauberstiefel.



Weichsel-Mährchen.



I.

Ladny, der purpurrothe Hund.

In einer sternhellen Nacht eilte der Halbmeister Glowka mit seinem Knechte Gnatek auf Schleichwegen nach Hause, um den Tartaren auszuweichen, welche die Ufer der Weichsel umschwärmten.

„Es würde uns schlecht gehen," sprach Gnatek, „wenn uns jetzt Tartaren träfen. Sie schonen weder Alt noch Jung; und auch unsre Hütte wäre nicht unangetastet geblieben, wenn ich nicht ganze Gerippe von Pferden, Kühen und Hunden vor derselben aufgepflanzt hätte, um den Feinden zu zeigen, wer dort wohnt."

„Ja, wären wir nur erst unter unsrem verachteten Obdache," antwortete Glowka. „Gewiß werden die Tartaren es sich auch ferner nicht einfallen lassen, den armen Halbmeister in seiner Ruhe zu stören!"

Bei diesen Worten wurde es ungemein hell; von allen Seiten des Himmels sanken Sternschnuppen und Feuerkugeln herab; und vor sich erblickten sie einen purpurrothen Hund, der einen Korb in den Zähnen trug. Der Halbmeister machte ohne langes Besinnen Jagd auf das schöne große Thier, und in wenigen Augenblicken hatte Gnatek das Vergnügen, dasselbe an einer Schnur hinter sich herzuführen. Mit Begierde schlug Glowka den Deckel des

Korbes zurück; wie erschrak er aber, als er ein Kind darin erblickte, das ihn schreiend begrüßte! Unschlüssig stand er da, und Gnatek sprach:

„Laßt den Schreihals im Walde zurück; er kann uns noch die Feinde auf den Hals locken. Wir haben an dem Hunde genug, und Eure Alte würde Euch mit schönem Gesichte begrüßen, wenn Ihr derselben etwas Kleines ins Haus brächtet!"

„Gnatek! Gnatek!" sprach der Halbmeister, „Dein Leben ist Dir lieb; Du nimmst Dich in Acht, den Feinden nicht in die Hände zu fallen, und dies arme Wesen willst Du dem Hungertode und den wilden Thieren preisgeben?"

Der Knecht ging brummend weiter, sprach den ganzen Weg kein Wort und dachte bei sich selbst:

„Trage Du den Unband nur immer weiter! Marcycha wird ihn schon aus dem Hause weisen und Dir die Hölle heiß machen!"

Der Empfang des Halbmeisters war nicht der beste. Er mußte böse Worte über sein langes Ausbleiben hören, beruhigte aber seine Ehehälfte bald, als er ihr den prächtigen Hund vorführte.

Marcycha untersuchte neugierig den Korb und machte ein verdrießliches Gesicht; doch als ihr Glowka den Hergang erzählte, beruhigte sie sich und sprach:

„Nun, ich bin zufrieden; es ist ein Mädchen; das können wir brauchen; es will überhaupt kein weiblicher Dienstbote zu uns ziehen; starke Arme hat sie ja; die Arbeit wird ihr nicht zu sauer werden, wenn ich sie groß gefüttert habe."

Im Korbe befanden sich noch ein goldner Ring, den die Alte sorgfältig aufhob, und einige Windeln und Kinder-

hemdchen. Nachforschungen waren bei dem Zerstörungskriege der Tartaren nicht gut möglich, und überdies lag es aller Wahrscheinlichkeit nahe, daß der kleine Findling aus weiter Ferne, vielleicht gar von einer Tartarenfamilie herstammte; denn sein Begleiter, der purpurrothe Hund, war ohne Zweifel der Einzige seiner Art in der ganzen Gegend.

Marcycha's Miene wurde durch die freundlichen Blicke des kleinen Engels ebenfalls zur Freundlichkeit gezwungen, und nach und nach verlor sich ihr verdrießliches Aussehen. Kasia, — so wurde die kleine Pflegetochter genannt, — wuchs bald zur Freude Aller im Hause heran. Sie hatte keinen treuern Freund als Ladny, den purpurrothen Hund, welcher sich vor Freude nicht zu lassen wußte, wenn es ihm vergönnt war, in der Nähe des Kindes zu sein.

Kasia hatte das achte Jahr erreicht, als sie zufällig Bekanntschaft mit den Kindern des in der Nachbarschaft wohnenden Müllers machte. Pawel und Jadwiga brachten, als ihre treuen Spielgenossen, manche schöne Stunde im Hause des Halbmeisters zu, doch wurde ihnen der Besuch durch ihren Vater bald untersagt. Die Kinder fanden sich von nun an heimlich in der nahen Knochengrube zusammen und gewannen einander so lieb, daß sie nicht mehr bestehen konnten, ohne täglich zusammenzukommen. Kasia wünschte nichts sehnlicher, als gemeinschaftlich mit Jadwiga in die Schule zu gehen, doch hatte sie keine Aussicht dazu.

Als ihre beiden Spielgenossen eines Tages auf den Schulbänken saßen, spazierte sie auf dem Felde umher, und Ladny sprang munter und freundlich voran. Die Blumen, welche im nahen Walde standen, lockten sie immer weiter, bis sie in die Nähe einer kleinen Hütte gelangte. Sie war neugierig, wer dort wohne, und bald befriedigte Ladny ihren

Wunsch unverhofft; denn er lockte durch sein Gebell einen Greis heraus. Einen Mann in solcher Tracht hatte sie noch nie gesehn; er war schwarz gekleidet und trug ein Kreuz auf der Brust. Aengstlich blieb sie stehn und erwartete die Zurückkunft Ladny's; da ihr aber der alte Mann mit liebreichen Worten entgegentrat, so faßte sie Zutrauen und begleitete ihn sogar in seine Wohnung. Die Belehrung, welche sie hier über Gott erhielt, machte ihr sehr viel Freude, und sie gewann die schönen Blumen und prachtvollen Bäume jetzt noch einmal so lieb, weil sie wußte, wer sie geschaffen hatte. Die Aeußerung des Einsiedlers, daß er Alles dies aus einem Buche, welches die Bibel heißt, gelernt hätte, erweckte in ihr die Begierde, lesen zu lernen; und sie quälte ihn so lange, bis er ihre Bitte zu erfüllen versprach. Pawel und Jadwiga wurden durch Kasia auch sehr bald mit dem alten Manne bekannt, und es war jetzt für sie das größte Vergnügen, nach der Einsiedelei zu wandern.

Der Müller gestattete von nun an der Halbmeisterstochter, sein Haus betreten zu dürfen, da er sich überzeugte, daß das Mädchen fromm und gut war; doch verwehrte er seinen eigenen Kindern den Gegenbesuch. Kasia merkte sich die Religionslehren und biblischen Geschichten, welche der Einsiedler vortrug, viel besser als die beiden andern Kinder und führte ihnen dieselben oft ins Gedächtniß zurück. Der brave Einsiedler sorgte sogar dafür, daß Kasia gemeinschaftlich mit Jadwiga die Schule in der nahen Stadt frei besuchen durfte; doch dauerte es nicht lange, denn die meisten Eltern erklärten, daß sie ihre Kinder zurückbehalten müßten, wenn man nicht für die Entfernung des gemeinen Mädchens sorgen würde. Unzählige Thränen vergoß das arme Kind, als es sich vom Unterrichte verstoßen sah; es nahm sich ihrer

aber auf Ansuchen des Einsiedlers eine Nonne des in der Stadt belegenen Klosters an, und sie durfte ihre Zurückweisung nicht bereuen; denn bei regem Fleiße brachte sie es bald weiter als die meisten ihrer früheren Schulkameradinnen.

Nichts beklagte sie in ihrem Herzen so sehr, als das Thun und Treiben ihrer Eltern. Der Vater gehörte zu einer Diebesbande, und jedes Mal sah sie mit wehmüthigem Herzen der Vertheilung des entwendeten Gutes zu. Sie hatten sich eine Bibel vom Einsiedler geborgt und las der Mutter öfters daraus vor. Der Vater wollte ungeachtet Kasia's Bitten nichts von dem Inhalte des Buches wissen, und nur nach und nach entschloß er sich, durch seine Frau neugierig gemacht, einzelne Stellen anzuhören.

Auch Marcycha versuchte, ihren Mann vom Stehlen zurückzuhalten; doch wollte es ihr nicht gelingen.

Kasia war nach mehren Jahren ein erwachsenes Mädchen und strahlte von Schönheit und Tugend. Marcycha bildete sich auf ihre Tochter nicht wenig ein; aber sie war auch wieder sehr bekümmert, wenn sie darüber nachdachte, daß die verachtete Halbmeisterstochter bei aller Geschicklichkeit, Tugend und Schönheit nicht leicht in der Welt fortkommen würde.

„Gutes Kind," sprach sie eines Tages zu ihr, „Du stehst zwar wegen Deiner Eltern verachtet da, aber verzage nicht! Ich werde Dir ein Ansehen zu verschaffen wissen, wie es nur wenigen Menschen vergönnt ist. Dreißig Jahre habe ich nach etwas Außerordentlichem vergebens gesucht, jetzt schickt es uns der Himmel unerwartet zu Deinem Glücke. Es hat sich seit drei Tagen hier ein pechschwarzer Kater mit Hörnern sehen lassen; ich habe ihm schon aufgelauert, aber dennoch seiner nicht habhaft werden können;

noch einmal, will ich zu meiner Kunst greifen und dann nimmermehr wieder!" —

Kasia wollte sie davon abbringen, aber es halfen diesmal die besten Worte nicht.

Marcycha schüttete einen Haufen Baldrianwurzeln auf den Fußboden und stellte einen Topf mit verschiedenerlei, Kräutern ans Feuer, die sie zu Brei kochte und auf die Wurzeln goß. Dann nahm sie einen großen Sack, hielt ihn vor die Baldrianwurzeln und miaute mit lauter Stimme, indem Kasia auf ihr Geheiß die Stubenthür öffnete. Es erschienen jetzt verschiedenfarbige Katzen und wälzten sich freudig unter anhaltendem „Miaumiau" auf den Wurzeln umher, alle wurden sie aber zurückgestoßen, bis der erwartete schwarze Kater kam, den die Alte im Sacke auffing und unter dem Ausrufe: „Kasia, Dein Glück ist gemacht!" gut versichert in einem Schranke versteckte. Sie fütterte das seltsame Thier bis zum nahen Sylvester-Abend und forderte dann ihre Pflegetochter auf, ihr unter Stillschweigen zu folgen; weil sonst Alles verloren sei. Auf einem Kreuzwege erwarteten sie die Scheidestunde des alten Jahres; dann nahm die Alte den gehörnten Kater aus dem Sacke, beschrieb mit seinen Pfoten einen großen Kreis im Schnee und reichte hierauf das Thier einem Manne von gräßlichem Aussehen, der sich eben einfand und ihr einen Thaler in die Hand drückte.

Schweigend gingen sie jetzt wieder nach Hause; Marcycha's Wünsche waren in Erfüllung gegangen; sie hatte einen Heckthaler erhalten. Es war jetzt viel Geld im Hause, und wenn der Heckthaler auch zufällig ausgegeben wurde, so befand er sich nach einigen Tagen unversehens wieder in ihren Händen. Der Halbmeister stellte von nun an durch

Marcycha's und Kasia's Bemühungen das Diebeshandwerk ein und hörte unter aufrichtiger Reue jeden Abend der Vorlesung seiner Tochter zu; ja er besuchte sogar öfters den alten Einsiedler, bei dem er sich Rath holte, wie er Verzeihung bei Gott erlangen könnte. Gnatek ließ sich auf keine Weise von der Diebesbande losreißen und mußte als Mitwisser aller frühern Unthaten im Hause geduldet werden.

Mehrere Jahre waren seit der Sinnesänderung des Halbmeisters verstrichen; Pawel befand sich im Heere gegen die Tartaren, und Jadwiga war in der Stadt an einen ordentlichen Bürgersmann glücklich verheirathet. Da wurde Marcycha sehr krank und verlangte den Trost der Religion. Sie erhielt ihn durch die Fürsorge des Einsiedlers und rief ihre Tochter an's Krankenbett, indem sie derselben den vorerwähnten goldenen Ring und den Heckthaler mit den Worten übergab:

„Dieser Ring und Ladny sind Dein Eigenthum; Du bist ein Findling; Deine Eltern sind uns unbekannt; den Heckthaler schenke ich Dir; verwahre ihn sorgfältig! Deinen Reichthum benutze zum Guten!"

Innige Reue hatte ihr Herz zerknirscht; sie schlummerte sanft hinüber zum seligen Frieden.

Kasia war untröstlich über den Verlust ihrer Mutter. Die letzten Worte derselben hatten sie zu einer zweifachen Waise gemacht; denn nicht allein, daß sie die Mutter verloren hatte, ihr Vater schien ihr jetzt auch halb entfremdet, da sie wußte, daß es ihr Pflegevater war; aber zu desto größerem Danke fühlte sie sich verpflichtet, wenn sie bedachte, daß man sie nicht wie einen Fremdling, sondern wie das eigene Kind behandelt hatte. Sie sorgte von nun an für die Wirthschaft und hielt überall die größte Ordnung.

Eines Tages kam Gnatek außerordentlich freundlich in's Zimmer und richtete folgende Worte an den alten Halbmeister: „Ihr seid mir viel Dank schuldig und müßt mich jetzt endlich belohnen. Euer Alter ist herangerückt, Eure Tochter unterdessen herangewachsen; Ihr könnt mir dieselbe zur Frau geben, mich zum Halbmeister ernennen und Eure letzten Tage in Ruhe bei uns zubringen." —

Kasia schauderte vor dem Gedanken, an der Seite eines unverbesserlichen Bösewichts ihre Tage hinbringen zu müssen, und der Vater gab ihm, ohne weiter in die Tochter zu dringen, eine abschlägliche Antwort mit dem Zusatze, daß er nie gewünscht habe, Kasia für immer unter dem verachteten Dache zu lassen, und daß er sich selbst noch rüstig genug fühle, seinem Geschäfte vorzustehen. Gnatek knirschte mit den Zähnen, und wüthend rief er dem Halbmeister entgegen:

„Warte, aufgeblasener alter Narr, theuer soll Dir Dein Hochmuth zu stehen kommen! Ein Prinz wird nach Deiner Findeltochter nicht kommen, und Deine Halbmeisterschaft wird in diesen Tagen noch ihr Ende erreichen!" —

Auf die Drohungen Gnateks wenig achtend, überließ sich Glowka mit seiner Tochter dem Schutze des Himmels und ahnte nicht, welche schändlichen Pläne der ruchlose Knecht schmiedete. Dieser hatte mit mehren gewissenlosen Menschen vor einigen Wochen das Schloß des Fürsten in der benachbarten Stadt bestohlen und das geraubte Geld und Silber im Walde vergraben. Den Halbmeister dieses Diebstahls anzuklagen, schien ihm ein Meisterstück seiner Rache; er begab sich daher nach dem fürstlichen Schlosse, doch wurde er von der Dienerschaft sogleich zurückgewiesen. Die Aeußerung, daß er dem Fürsten etwas Wichtiges zu offenbaren habe,

erwirkte ihm endlich den Zutritt; es mußten ihn aber erst zwei alte Bettler vom Kopfe bis zum Fuße waschen und mit reinen Kleidern versehen, bevor er die Zimmer des Pallastes betreten durfte. Die Klage gegen seinen Herrn trug er sehr gewandt vor; sich suchte er von allem Verdachte zu reinigen; auch entschuldigte er sein Schweigen bei so mannigfaltigen Diebstählen und dem verdächtigen Ueberflusse von Geld durch die Furcht, brodlos in der Welt dazustehen; weil Niemand einen verachteten Henkersknecht in seine Dienste aufnehme, und in der ganzen Umgegend kein Halbmeister zu finden sei, der eines Knechts bedürfe.

Als das Gold und Silber an der bezeichneten Stelle gefunden wurden, ließ der Fürst den Halbmeister sogleich in's Gefängniß werfen und erlaubte dem verrätherischen Knechte, die Halbmeisterei zu übernehmen. Kasia warf sich dem Fürsten zu Füßen und bat um Gnade für ihren unglücklichen Vater.

Alle ihre Thränen und Betheuerungen, daß er unschuldig sei und ein Gott wohlgefälliges Leben geführt habe, halfen nichts. Ja, der Fürst äußerte sogar, daß sie auch in Verdacht stehe, aber durch Gnateks gutes Zeugniß gerettet worden sei.

Kasia stand jetzt zum zweiten Male verlassen in der Welt da. Nichts war ihr übrig geblieben als der Ring; alles Geld, selbst der Heckthaler, war in Beschlag genommen. Nach Hause und in die Nähe Gnateks zurückzukehren, konnte sie sich nicht entschließen, daher begab sie sich zu ihrer Freundin Jadwiga; diese aber scheute das Gerede der Leute und verweigerte die Aufnahme derselben. Als sie sich entfernt hatte, wurde sie durch eine Dienerin ihrer untreuen Freundin eingeholt, welche das Benehmen Jadwiga's ent-

schuldigte und dem von allen Mitteln entblößten Mädchen im Auftrage ihrer Hausfrau ein Geldstück in die Hand drückte. Sie wollte es wieder zurückgeben, doch sah sie es genauer an; es war ihr Heckthaler.

Ladny, der immer in ihrer Nähe zu sein pflegte, verließ sie auch diesmal nicht; freundlicher als jemals schmiegte er sich ihr an.

„Treues Thier," sprach sie, indem sie ihn mit ihrer thränenbenetzten Hand liebkoste, „Du hast mich als Kind auf allen meinen Wegen beschützt und bist ein treuerer Freund als wankelmüthige Menschen!"

Gnatek, der sie überall suchte, hatte sich ihr während dieser Betrachtung genähert. Er gab sich Mühe, sie zur Rückkehr nach der Halbmeisterei zu bewegen.

„Es steht dort Alles zu Deiner Aufnahme bereit," sprach er. „Der Fürst hat mich in die Stelle Deines Vaters gesetzt; Du weißt, wie theuer Du mir bist; darum habe ich Dich zu meiner Gattin erwählt und bin gern bereit, mein Brod mit Dir zu theilen."

„Nichtswürdiger Mensch," erwiederte sie, weiche von mir! Niemals wirst Du mich die Wohnung meiner glücklichen Kinderjahre wieder betreten sehen!" —

Bei diesen Worten sprang Ladny wüthend auf den Knecht, und dieser hatte nicht wenig zu thun, das sonst so friedfertige Thier abzuwehren. Unter Hohnlachen verließ der Verräther das Mädchen und dachte bei sich selbst:

„Die Noth wird Dich schon zwingen, in meine Hütte zurückzukehren und gute Worte zu geben, wenn Du als verachtete Halbmeisters-Tochter Dich überall zurückgewiesen sehen wirst; überdies aber stehst Du in meiner Gewalt, und die Furcht vor dem Gefängniß wird Dich schon zahm machen!"

Kasia beschloß in einer nicht zu weit entfernten Stadt, wo sie ganz unbekannt war, ein Unterkommen zu suchen, damit sie sich wenigstens hin und wieder nach ihrem unglücklichen Vater erkundigen könne. Zuvor nahm sie noch von ihrem Wohlthäter, dem Einsiedler, Abschied, der sie mit Gottes unendlicher Gnade und Erbarmung tröstete, ihr aber auch die Gefahr vorhielt, in die sie durch Gnateks Verruchtheit kommen könne. Muthig schritt sie durch den dichten Wald in Begleitung Ladny's, und selbst die nach einigen Stunden hereinbrechende Nacht flößte ihr keine Furcht ein, indem sie bei sich sprach: „Der Herr ist mein Licht in der Finsterniß und mein Schutz und Begleiter auf meines Lebens Wegen.“ —

Sie war eben im Begriff, sich auf einen nahen Baumstumpf niederzulassen, um ihre müden Glieder auszuruhen, als sie etwas Wunderbares wahrnahm. Der Himmel stand im hellsten Feuer; unzählige Sternschnuppen fuhren in der Luft hin und her; Feuerkugeln fielen zischend vom strahlenden Himmelszelte herab, und nach wenigen Augenblicken sank ein prächtiger Wagen, aus Sternschnuppen geflochten und mit Feuerkugeln verziert, in ihrer Nähe nieder. Ein Jüngling in schneeweißen Kleidern saß in demselben und redete sie mit folgenden Worten an:

„Du kannst in dieser Gegend nicht länger bleiben, wo Dir sicheres Verderben droht; setze Dich neben mich, ich werde Dich in eine andere Gegend geleiten!“ —

Kasia zögerte, aber auf freundliche Vorstellungen stieg sie endlich in den Wagen. Ladny sprang dem entschlossenen Mädchen nach und legte sich zu ihren Füßen.

Beinahe dreißig Meilen war Kasia in Begleitung des Engels durch die Luft gefahren; den ganzen Weg hindurch

hatte sie sanft geschlafen. Nach Sonnenaufgang erwachte sie auf einem grünen Rasenplatze und konnte sich gar nicht genug ansehen; denn ihre Kleider waren gewechselt; den Ring und den Hechthaler fand sie in einer geschickt angebrachten Busentasche. Kaum hatte sie sich zum Weitergehen aufgerichtet, so kam eine Schaar Tartaren an. Froh über die gute Beute, stürzten sie auf das Mädchen los. Der sonst so muthige Ladny hatte sich hinter ihr versteckt; fliehen konnte sie nicht; sie wollte niederknieen und die rauhen Krieger um Erbarmung anflehen; aber schnell wendeten die Tartaren unter lautem Angstgeschrei ihre Pferde um und verschwanden in wilder Flucht. Noch war die Angst nicht überstanden; eine doppelt so große Schaar Feinde zeigte sich, und Kasia versteckte sich eiligst im nahen Gebüsche. Beim Herannahen der Reiter gebärdete sich Ladny ganz sonderbar; er sprang hin und her, heulte gräßlich, als sie vorüber ritten, und war endlich mit einigen großen Sätzen den Augen des Mädchens entschwunden. Vergebens wartete sie auf die Wiederkehr ihres treuen Wächters; er fand sich nicht ein. Bei jedem Schritte sich umblickend, ging sie durch den nahen Wald und erreichte nach einer Stunde glücklich eine Bauernhütte, wo sie einkehrte, um etwas Brod und Milch zu genießen.

Kaum hatte sie ihren Hunger gestillt, so jagte eine ganze Horde Feinde heran, die gebieterisch in's Zimmer drang und das Mädchen als Beute mit sich fortführte. Gegen Abend langten die Krieger mit Kasia in der Nähe eines Dorfes an, wo sie ihr im Freien ein Strohlager bereiteten und derselben die ausgesuchtesten Bissen von ihrer Abendmahlzeit zur Erquickung reichten. Einer der Tartaren, welcher etwas Polnisch sprach, sagte ihr, sie möchte nur essen und sich zur Ruhe begeben, denn morgen müßten sie

schon ganz früh fort; weil der Heerführer der Tartaren, dem sie wegen ihrer Schönheit vorgestellt werden sollte, sein Lager bei einer fünf Meilen weit entfernten Stadt aufgeschlagen hätte. Unter frommen Gebeten legte sie sich auf das feuchte Stroh. Bald wurden ihre ermüdeten Glieder durch einen sanften Schlaf gestärkt und fühlten nicht mehr die Härte und Nässe des Lagers.

In der Nacht erwachte sie plötzlich; weil Jemand immerwährend an ihren Kleidern zupfte. Es war so stockfinster, daß sie keine Hand breit vor sich sehen konnte. Sie forschte näher und bemerkte, daß es ein Hund sei, der sie in der Ruhe gestört habe. Unwillkürlich sprach sie den Namen Ladny aus, und Scham und Reue in seinem Benehmen zeigend, näherte sich ihr das gute Thier, hörte aber nicht auf, an ihren Kleidern zu zerren und zu zupfen, sondern zwang sie aufzustehen und zog sie vor sich hin durch das Lager der schlafenden Feinde nach einem Walde, wo er sie über Stock und Stein auf eine entlegene Landstraße führte. In einem dichten Gebüsch legte sie sich am Morgen nieder und schlief ohne Unterbrechung bis zur Mittagsstunde. Ladny's Gebell und ausgelassen wildes Zerren am Kleide weckten sie wieder aus dem angenehmen Schlummer; sie öffnete die Augen, und welche Ueberraschung wurde ihr zu Theil! Pawel stand in Offiziers-Uniform vor ihr.

Durch die Erscheinung seines alten Spielkameraden Ladny, den er wegen seiner purpurrothen Farbe nicht verkennen konnte, war er auf das Gebüsch aufmerksam gemacht und auf den Gedanken geführt worden, daß ein Bekannter in der Nähe sein müsse. Schnell war er vom Pferde gesprungen, und bald hatte er die Gefährtin seiner glücklichen Kinderjahre erreicht. Die Freude des Wiedersehens in dieser ent-

ferten Gegend war unbeſchreiblich. Pawel nahm ſeine Jugendfreundin vor ſich auf's Pferd und führte ſie in's Lager. Hier bat er ſeinen General, deſſen Liebling er war, die unglückliche Gefährtin ſeiner Kinderjahre nach der nächſten Stadt in Sicherheit bringen zu dürfen. Der General betrachtete das ſchöne Mädchen mit Wohlgefallen, noch mehr aber erſtaunte er über ihr Benehmen und ihre Kenntniſſe. Pawel hatte ihren Stand vor demſelben verhehlt und ſie als vater- und mutterloſe Waiſe vorgeſtellt.

„Du kannſt, meine Tochter," ſprach der General, „Geſellſchafterin meiner Schweſter werden. Vor einigen Tagen hat ſie ihren Mann im Felde gegen die Natterbrut, die unſer Land überſchwemmt, verloren. Sie bedarf des Troſtes, und Du wirſt ſie am beſten zu tröſten vermögen, da Du Vater und Mutter verloren und mancherlei Ungemach ausgeſtanden haſt. Sie hat eine einzige Tochter von drei Jahren; dieſer nimm Dich treulich an, ſo wirſt Du gute Tage haben."

Pawel durfte ſie dorthin begleiten und hatte die Freude, mit anzuſehen, wie glücklich ſich die Schweſter des Generals in ihrer Nähe fühlte, und mit welcher Hingebung die kleine Tochter derſelben anhing.

Kaſia's Glück ſtieg über Alles, denn ſie befand ſich nur einige Meilen von ihrem unglücklichen Vater und hatte jetzt die Ausſicht, Erkundigung über ſeine Lage einzuziehen. Mehrere Monate hindurch führte ſie das ſorgenloſeſte Leben; da drängte ſich eines Tages zu gleicher Zeit Ladny mit ihr in's Zimmer der Oberſtin, ihrer Gebieterin, und die kleine Michalina bekam einen ſolchen Schreck, daß ſie von nun an nicht mehr auf Kaſia's Arm wollte, ja oftmals ſogar ſchrie, wenn ſie ſich nur blicken ließ. Die Oberſtin beobachtete das Benehmen ihres Kindes gegen ihre Geſellſchafterin

ſorgfältig und kam auf den Argwohn, daß dieſe ihm durch irgend ein Zauberwerk ſolche Furcht eingeflößt habe, da überhaupt ſo mancherlei Gerüchte über dieſelbe in der Stadt umherliefen. Sie wunderte ſich, woher Kaſia das Geld nahm; denn, obgleich dieſelbe aus Feindes Hand und ohne Geld zu ihr gekommen war, ſo vertheilte ſie doch bedeutende Summen unter die armen und im Kriege verunglückten Bewohner der Stadt. Ueberdies ſprachen die Leute viel von einem Greiſe mit ſchneeweißem Barte, der ſich in ihrem Zimmer oft bei verſchloſſenen Thüren ſehen laſſen ſollte.

Kaſia wurde von nun an beſtändig mit einem gleichgültigen oder gar verächtlichen Geſichte begrüßt und kam auf den Gedanken, daß ihre Wohlthäterin das Geheimniß ihres Standes erfahren habe. Sie trat derſelben jetzt gewöhnlich mit großer Verlegenheit entgegen, und ſchon wollte ſie ſich ihr zu Füßen werfen und bekennen, daß ſie mit Unwahrheit umgegangen und der bisherigen Güte unwürdig ſei; aber es ereignete ſich etwas, das ihrem Verhältniſſe eine andere Wendung gab.

Eines Vormittags tändelte Kaſia mit dem Kinde. Es zeigte ſich wie gewöhnlich ſehr unruhig und die Oberſtin gab demſelben einen künſtlich gearbeiteten goldenen Ring, der ein Geſchenk ihres Bruders war. Als die kleine Michalina ſich beruhigt hatte, beſuchte ihre Mutter ſchnell eine Freundin, welche in der nächſten Straße wohnte. Bei ihrer Zurückkunft fragte ſie nach dem Ringe und durchſuchte ſelbſt das Zimmer ganz genau, als Kaſia behauptete, das Kind wäre nicht über die Schwelle gekommen, und ſie ſelbſt hätte das Zimmer auch nicht verlaſſen. Der Ring fand ſich nicht wieder, und der Verdacht fiel allein auf das arme Mädchen; weil außer ihr den ganzen Vormittag Niemand in dies Zim-

mer gekommen war. Zu ihrem Unglück traf an demſelben Tage der General ein. Die Tartaren hatte er aus dem Felde geſchlagen, er war aber ſtark in den Arm verwundet und wollte einige Wochen in Ruhe bei ſeiner Schweſter zubringen. Der unangenehme Vorfall wurde ihm gleich mitgetheilt. Er unterſuchte mit einigen ſeiner Leute das Zimmer des Mädchens und fand daſelbſt wirklich den vermißten Ring und eine bedeutende Summe Geldes. Ihr Urtheil war ſogleich geſprochen; ſie ſtand als Diebin und Zauberin vor der ganzen Stadt offenbar da. Ohne weiteres Verhör wurde ſie in's Gefängniß geworfen und zum Feuertode verdammt.

Kaſia's Todestag kam heran; ſie ging unter frommen Gebeten und dem Vertrauen auf Gottes erbarmende Liebe zum Scheiterhaufen. Schon nahte ſich der Augenblick, wo das verzehrende Feuer unter den Holzſtoß gelegt werden ſollte; da eilte ein Greis herbei, fiel dem General zu Füßen und betheuerte ihm bei der Liebe des Welterlöſers, daß das Mädchen fromm und gut und keine Zauberin ſei.

„Ich kenne ſie bereits ſeit ihrer früheſten Jugend," fuhr der ehrwürdige Mann mit angeſtrengter Stimme fort, „und niemals habe ich eine Jungfrau kennen gelernt, die mit gleicher Begeiſterung die Lehren des Heilands aufgefaßt und mit größerer Innigkeit zu Gott gebetet hätte."

Kaſia hatte in dem Greiſe bald den alten Einſiedler erkannt und glaubte ihrer Rettung ſchon gewiß zu ſein; aber der General war durch nichts zu bewegen; die Beweiſe ihrer Zauberei lagen offen am Tage. —

Plötzlich drängte ſich die gaffende Menge auseinander; ein Reiter ſprengte heran: es war Pawel; Ankommen und zu des Generals Füßen ſtürzen war eins bei ihm.

„Dies Mädchen iſt meine Lehrerin in der Religion, die

Bewahrerin meiner Liebe zu Gott und meinen Eltern gewesen," sprach er in einem feierlichen Tone; „von der frühesten Kindheit an kenne ich sie schon; sie kann keine Zauberin sein; es muß auf einem Irrthum beruhen!"

Seine Rede verhallte in den Wind; er wurde zurückgewiesen und verließ unter Wehklagen den Unglücksplatz.

„Gnade, Gnade!" riefen mehrere Stimmen, und die Schwester des Generals kam an; ihren Ring hielt sie hoch in der Hand. „Lieber Bruder," sprach sie, „eben brachte mir meinen Ring ein Mann, der ihn an dem verhängnißvollen Morgen vor der Thür meiner Freundin gefunden hat. Ich kann es mir nicht anders denken, als daß Michalina, wie sie es mit ihren Spielsachen überhaupt zu thun pflegt, denselben auf den Tisch gelegt hat, und daß ich ihn im Schnupftuche davon getragen und vor der Wohnung meiner Freundin verloren habe."

„Neue Zauberei!" sprach der General; „dieser Zauberring ist dem andern wirklich ganz gleich! Zögern wir noch länger mit dieser Person, der es eine Kleinigkeit ist, Geld und Kostbarkeiten durch ihre Zauberkraft täuschend nachzumachen, so können wir noch mehr sonderbare Dinge erleben."

Kasia wollte sich wegen des Ringes entschuldigen und die Eigenschaft des Heckthalers erklären, aber sie sah ein, daß dies noch mehr Verdacht gegen sie erregen würde. Auch war sie es jetzt nicht im Stande, denn ein gräßlicher Anblick lähmte ihre Zunge; Gnatek grinzte sie hohnlachend an.

Der Himmel schien das arme Mädchen verlassen zu haben; einzelne Stimmen hörte man seufzen, andere fluchen; sie allein nur betete und flehte um ein baldiges Ende: da theilte sich auf's Neue die Menge, und wildschnaubend kam Ladny an. Wüthend stürzte er sich auf den General, zer-

riß ihm den prächtigen Staatsrock von oben bis unten und löste in einigen Augenblicken die Schnüre ab, mit denen Kasia befestigt war. Der General befahl den Henkersknechten, den Hund zu greifen und demselben den Kopf abzuschlagen.

„Seine Farbe," sprach er, „zeigt schon, daß er ein Zauberthier ist. Wo findet man wohl in der ganzen Welt einen Hund mit purpurrothem Felle! Preiset Euch glücklich die Zauberin los zu werden!"

Das Feuer loderte schon unter dem Scheiterhaufen; ein Windstoß verlöschte es wieder. Ladny's Kopf stürzte, vom Henkersschwerte getroffen, zu Boden, und ein Greis von edler Gestalt und erhabenem Wuchse mit einem silberweißen Barte und einer festen Haltung, die von Jünglingskraft zeugte, stand an dessen Stelle da.

„Ich danke Dir, General, für die Erlösung!" sprach die ehrfurchtgebietende Gestalt. „Sieh' mich genau an, und erkenne in mir den Tartarenfürsten, der vor achtzehn Jahren Dir oftmals Faust gegen Faust im offnen Kampfe gegenüber gestanden hat. Siegreich durchzog ich damals diese Fluren, Tod und Verderben folgten meinem Fuße. Plündernd und raubend drang ich eines Abends in Deine Wohnung, als Du gerade gegen einen andern meiner Heerhaufen kämpftest. Dein Weib wollte ich als Beute mit mir fortnehmen, sie aber widersetzte sich nach Kräften. Ich stieß ihr mein Schwert durch die Brust, riß ihr den Trauring vom Finger und warf ihr neugebornes Kind, welches sie der leichtern Flucht wegen in einen Korb gelegt hatte, auf die Straße in die Finsterniß hinaus. Mein Blutdurst war gestillt; ich ritt, gedrängt von meiner Unthat, durch den nächsten Wald.

Alle meine Leute galoppirten munter, ich allein blieb sprachlos stehen und konnte nicht von der Stelle.

„Blutdurstiges Ungeheuer," tönte es durch den weiten Himmelsraum, „auch das Kind an der Mutterbrust verschenst du nicht! Sei von diesem Augenblicke an ein Hund, und beschütze das verlassene Kind auf seines Lebens Wegen, bis Henkershand dir das Haupt abschlagen wird!" —

Ich kehrte in Hundegestalt zu Deiner Wohnung zurück und trug den Korb mit dem Kinde in den Zähnen davon. Ein Halbmeister erbarmte sich unser und erzog Deine Tochter. Seine Gefangensetzung zwang uns, unsern Wohnort zu wechseln, und wir gelangten durch wunderbare Führung Gottes in die Nähe meiner raubenden Landsleute. Eine Schaar meiner frühern Untergebenen stürzte auf uns los und wollte meine Schutzbefohlene davon schleppen; aber meine natürliche Gestalt, die ich hinter des Mädchens Rücken nach dem Willen der Vorsehung in gefahrvollen und ruhigen Augenblicken annehmen durfte, schreckte dieselben zurück und zwang sie zur Flucht. Da erblickte ich bald darauf meinen einzigen Sohn an der Spitze meiner Tapfern. Mein Vatergefühl riß mich hinter ihm fort; ich verließ das Mädchen. Die Strafe des Himmels verfolgte mich dafür; ich mußte mein geliebtes Kind unter feindlichen Schwertern fallen und schwerverwundet davon tragen sehen. Winselnd schritt ich hinter ihm her bis in's nächste Lager, und hier fand ich das verlassene Mädchen unter den rauhen Kriegern. Ich ruhte nicht eher, bis sie sich entschloß, mir in der finstern Nacht durch die schlafenden Heereshaufen zu folgen; und glücklich entkamen wir zu Eurem Heere. Hier siehst Du Deine Tochter auf dem Scheiterhaufen; sie ist keine Zauberin. Der Ring, den Du bei ihr fandst, ist der Trauring ihrer

Mutter; das Gespenst in ihrer Stube war ich; wie sie zu dem Gelde gelangte, wird sie Dir selbst erklären!"

Der Ring, den der General mit seiner Frau begraben wähnte, wurde ihm zugleich mit dem seinigen von seiner Schwester überreicht, und die Vergleichung zeigte bald die Richtigkeit der Aussage; denn in dem einen war ein lateinisches M. und in dem andern ein W. eingegraben, welche Buchstaben durch ihre Aehnlichkeit in verkehrter Stellung zu der Täuschung Veranlassung gegeben hatten.

Man trug jetzt Kasia unter großem Jubel von dem Holzstoße, und diese fühlte vor Glückseligkeit kaum die Reue- und Freudenthränen, die von dem Gesichte ihres Vaters auf ihre Wangen herabträufelten. Ihr ausgestandenes Ungemach fand reichliche Vergütigung, und bald hatte sie die Freude, ihren unglücklichen Pflegevater erlösen zu können; denn ihr Vater reiste mit ihr zu seinem Bruder, und dieser war eben der Fürst, welchem Guatek das Silber und Gold gestohlen hatte. Glowka wurde auf Kasia's Veranlassung schnell von seinen Banden befreit, und sie scheute sich nicht, den verachteten Halbmeister in Gegenwart vieler vornehmen Personen an ihr kindlich frommes Herz zu drücken. Auf ihre Bitte durfte er am Hofe ihres Vaters bleiben, wo sie ihm nach mehren Jahren unter aufrichtigen Dankesthränen die Augen auf dem Sterbebette zudrückte.

Pawel wurde nach einigen Monaten ihr glücklicher Gatte, und Guatek erhielt seine gerechte Strafe. Den Tartarenfürsten hatte Gott für seine Mordthat gestraft; der General hielt sich daher nicht für berechtigt, ihn dem Strafgerichte der Welt zu übergeben; da besonders ihm auch seine Tochter zu Herzen führte, man müsse die Rache Gott

überlaſſen. Mit ſchwerem Herzen ſchied der alte, treue Begleiter von Kaſia und ſagte ihr für die Bitte, welche ſie bei ihrem Vater eingelegt hatte, den innigſten Dank. Das Kriegeshandwerk ſetzte er nicht mehr fort; der Friedensengel rief ihn nach kurzer Zeit zur Rechenſchaft.

II.

Der Mond als Hochzeitsgaſt.

Ich führ' Euch zu der Weichſel hohem Strande,
Wo jeder Landmann ſeine Lieder ſingt
Und eigne Poeſie Euch bringt.
Es hielt von jeher hoch im Slavenlande
Ein jeder nächſt dem Schwert die Leier auch;
Denn Sang iſt dort ſchon alter Brauch.
Der Landmann muß bei Scherz dort ſingend dichten,
Will er der Schönen Blicke auf ſich richten.

Sanct Martin hatte dem munteren Polenlande zwar fette Gänſe in Menge geſchenkt, aber mit trüben Blicken herabgeſchaut und den lehmichten Erdboden der Weichſelgegend durch Regengüſſe in einen großen Sumpf verwandelt. Nicht wie ſonſt um dieſe Zeit ſah man Sonntags das bunte Gewühl von Bauernhochzeiten in raſchem Fluge durch Wald und Fluren eilen; mühſelig mußten die Pferde Schritt vor Schritt ſich durcharbeiten, und die gewandten Vorreiter konnten ihre Geſchicklichkeit im Lenken der muthigen Roſſe nicht zur Schau tragen.

Bartnicki's, des Ganzacker-Bauers zu Naborowo einzige Tochter, Hanka, hatte ihre frühere Widerſpenſtigkeit endlich in dieſem Jahre abgelegt und unter der zahlloſen Menge von Freiern, welche wegen ihrer hübſchen Groſchen, ihrer Wirthſchaftlichkeit, Schönheit und Tugend ſich um ihre Hand bewarben, Tomek, einen reichen Bauersſohn auf

einem drei Meilen weit entfernten Dorfe, zu ihrem Lebensgefährten auserkoren. Alles freute ſich über das ſchöne Paar, und den guten Freunden und Gevattern wäſſerte ſchon der Mund nach Sanct Martins fetter Gabe und den anderen köſtlichen Gerichten ländlicher Kochkunſt. Die Füße der Knechte und Mägde wurden plötzlich beweglicher, wenn auf der Tenne das Geſpräch von dem nahe bevorſtehenden Feſte auftauchte. Alle Flegel wurden dann unwillkürlich auf die Seite geworfen; jeder Jaſch nahm ſeine Kaſch*) wie man in der Weichſelgegend zu ſagen pflegt; ein munterer Volksgeſang ertönte, und Alt und Jung drehten ſich im wirbelnden Linkſum mit hochfliegenden Röcken um den ausgedroſchenen Kornhaufen.

Donnerſtags nach dem dritten Aufgebote erfolgte die Einladung zur Hochzeit durch die Brautdiener. Der Sitte gemäß war das Hochzeitsfeſt auf den nächſten Sonntag feſtgeſetzt. Michal, Naborowo's geſchickteſter Tänzer, ein Jugendfreund des überglücklichen Tomek, war zum erſten Brautdiener ernannt worden, weil er alle Hochzeits-Ceremonien genau kannte und durch ſeine launigen Einfälle und regelmäßige Leitung des ganzen Feſtes die Gäſte außerordentlich zu ergötzen pflegte. Ihm war Bartnicki's Jungknecht als Gehülfe beigeordnet; ſie ritten auf munteren Pferden und waren zierlich gekleidet; an ihren Armen prangten ſchöne farbige Tücher. Vor jedem Hauſe, an das ſie gewieſen waren, erhoben ſie ein kreiſchendes Freudengeſchrei, und Michal begann, nachdem ſie ihr „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ vor dem Wirthe ausgeſprochen hatten, die altersherkömmliche Einladung mit folgenden Worten:

*) Jeder Hans ſeine Käthe.

„Gesegnet sei das Haus, welches wir eben betreten!
Heut', ich sage,
Am Donnerstage*)
Wünscht mein junger Herr und seine Jungfer Braut
Den schönsten guten Abend freundlich und vertraut."

Der Wirth.

„Was verkündet uns diese heilige Stunde
Aus Gottes und der Benedeiten Munde?"

Brautdiener.

„Nicht treibt uns zu Euch eignes Begehren;
Wir kommen im Namen des jungen Herren,
Und dieser thut's wieder Adam zu Ehren.
Gott vom Himmel sah es ein,
Daß Adam nicht allein konnt' sein.
Als er eine Rippe aus dessen Seite erwählt
Und sie neben ihn hingestellt,
War sogleich die Ehefrau dies,
Die ihm folgte in's Paradies.
Die Unglücksschlange, welche beide berückte
Und vom verbot'nen Baum' den Apfel pflückte,
Ueberreichte denselben der Eva;
Diese biß ihn an
Und gab ihn ihrem Mann."
„Fort aus dem Paradiese," sprach der Herr;
„Ihr gabt meinem Worte kein Gehör!"
Drauf händigt' er Spaten und Hack' ihnen ein
Und hieß sie arbeiten auf hartem Gestein,
Und verdienen ihr Stückchen saures Brod,
Das Alle gebrauchen zur täglichen Noth.
So ist's mit uns, so bleibt's nachher.
Den Schweiß laßt uns nicht sparen mehr!
Desgleichen bittet auch unser junger Herr durch uns, seine Diener:
Daß die Brautleut', wie sich's gebührt,
Auch werden in's Gotteshaus geführt

*) Diese bei allen anständigen polnischen Bauernhochzeiten gebräuchlichen Antrittsverse sind möglichst treu übersetzt.

Und aus dem Gotteshause
Zum fröhlichen Schmause.
Dort werden wir gemeinschaftlich genießen,
Was Gott uns gnädig angewiesen.
Zum Täfschen Branntwein ladet er recht freundlich ein,
Das nebst zwei Tonnen Bier genug wohl dürfte sein;
Zu gedämpften Enten, die gut gerathen,
Und schönem warmen Putenbraten;
Zu frischem Brode, zwei Gebäcken,
Wonach wir All' die Händ' ausstrecken;
Zu Striezel und Semmel obendrein,
In die der Mund brav bauet ein;
Zu Käs' und Quargen, barschen und sauern,
Denen wir zusprechen wie schlichte Bauern.
Es wird dort auch viel mehr noch sein,
Am Spieße hört man den Ochsen schrei'n
Und im übelsten Falle
Giebt's noch einen im Stalle.
Der Braudiener hat's besser als alle Gäste;
Er schneidet vom Braten das Allerbeste,
Er stiehlt sich in das Kämmerlein
Und zapft frisch Bier und Branntewein.
Dort wird auch 'ne Fiedel sein;
Wer noch jung ist, der springe ein!
Auch hängt der Baß zum Brummen aus;
Und habt Ihr genug genossen vom Schmaus,
So geht bei Zeiten und fröhlich nach Haus!

Alle Gäste waren eingeladen; der Sonnabend kam heran, und Tomek machte sich gleich nach Tische auf den Weg zu seiner Braut; er spannte seine beiden Braunen vor einen ganz neuen Leiterwagen und fuhr muthig vorwärts, aber er hatte nach mehren Stunden kaum eine Meile zurückgelegt. Die Hälfte seines Vermögens hätte er hingegeben, wenn er mit der Schnelligkeit der vorbeifliegenden Krähen hätte gleichen Schritt halten können; er verwünschte die böse Schneckenfahrt, so oft er sich umsah; denn noch immer leuchtete ihm der Kirchthurm seines Dorfes entgegen,

obgleich der Tag sich bereits zu Ende neigte. Finstre Regenwolken kamen herauf, und er bedauerte im ersten Augenblicke, daß er die Reise nicht lieber bis zum nächsten Morgen aufgeschoben hatte, wo er in Gesellschaft seiner Eltern gewiß auch noch zeitig genug im Hafen seines Glücks angelangt wäre. Nachdem er seinen Mißmuth überwältigt hatte, faßte er schnell frischen Muth und beklagte seine thörichte Grübelei; er überlegte, daß selbst ein treuer Freund alle Hindernisse und Widerwärtigkeiten der Reise an die Seite setzt, indem er sich in die Schickung Gottes fügt; und daß von jedem zärtlichen Bräutigam eine noch viel größere Standhaftigkeit und Zuversicht zu erwarten sei, da er von den Flügeln der Liebe getragen und geschirmt werde; darum dürfe er sich auch von keiner üblen Laune beherrschen, viel weniger von derselben im Wege aufhalten lassen.

Das Tageslicht war vor den andringenden Wolkenmassen eilig gewichen; früher als sonst wälzte sich die Nacht am Himmel herauf und begrub Alles in schaurige Finsterniß; kein Sternlein blinkte am Himmel; das sanfte Mondlicht war hinter feuchten Nebelwänden eingekerkert und unwirksam gemacht. Jeder Reisende blieb heute gern in sicherer Herberge; denn keine Hand breit konnte man vor sich sehen, und selbst die bekanntesten Wege hätte Niemand heute so spät zu befahren gewagt, wenn sie auch weniger beschwerlich gewesen wären. Nur Tomek blieb seinem Vorsatze treu; er hatte zwar die Ueberzeugung erlangt, daß er bei seinem Freunde Michal, der nach getroffener Verabredung Alles zu seinem Empfange bereit halten sollte, erst gegen Mitternacht eintreffen könnte; aber er rechnete auch mit Gewißheit darauf, daß dieser seiner freundschaftlich warten und gutes Essen und ein warmes Bette zur Stärkung

seiner erkälteten Glieder in Bereitschaft halten würde. Der Regen floß in Strömen herab; immer schlechter wurde der Weg, immer finsterer die Nacht. Einige Mal war er in den Graben an der Seite des Weges gerathen, doch hatte er sich glücklich herausgearbeitet. Endlich bemerkte er, daß er den rechten Weg verloren hatte; denn kein Graben und Baum war aufzufinden; er mußte in der undurchdringlichen Finsterniß befürchten, in einen der am Wege liegenden Teiche zu gerathen, und sein Leben oder wenigstens Pferde und Wagen einzubüßen. Die Nacht unter freiem Himmel, im schlechtesten Wetter und halb im Sumpfe begraben, hinzubringen, wäre für jeden Andern etwas Schreckliches und Unerträgliches gewesen, noch mehr aber für den glücklichen Bräutigam, dessen Herz und Geist schon längst in Naborowo waren, während der Körper durch Sumpf und Nacht gefangen gehalten wurde. Ein Seufzer nach dem andern stieg zu den Wolken empor, aber die Hülfe blieb aus; da fiel es ihm ein, daß seiner Noth sogleich abgeholfen wäre, wenn der Mond seinen Pfad bescheinen möchte. Von den Spinnerinen, die Abends im Dorfe zusammenkamen, hatte er so Manches über die gütige Herablassung des Mondes gegen die armen Menschenkinder gehört; daher beschloß er, sich an ihn zu wenden. Er schwang sich auf sein bestes Pferd, rückte den Hut auf das linke Ohr, nahm ganz den Anstand des Brautdieners an, und lud den Mond mit den vorgeschriebenen Worten und allen gehörigen Gestikulationen zum Hochzeitsfeste ein. Am Schlusse fügte er noch hinzu:

„Goldener Mond, treuer Führer in der Nacht, errette mich aus meiner verzweiflungsvollen Lage und scheine wenigstens einige Augenblicke, damit ich den rechten Weg wiederfinden kann!“ —

Mit einem Male riß der rabenschwarze Wolkenschleier des Himmels entzwei; freundlich blickte die helle Mondsichel auf die Erde herab und beleuchtete den unsichern Weg. Tomek lenkte mit dankbarem Herzen in die Landstraße ein, und eine Stimme rief ihm freundlich nach: „Der Mond wird sich zu Deiner Hochzeits-Feier einfinden!"

Hahngeschrei tönte ihm schon entgegen, als er bei seinem Freunde vorfuhr; er ließ die warme Mahlzeit, welche ihm vorgesetzt wurde, unberührt stehen und begab sich so schnell als möglich in das federreiche Bett. Sein nasser Körper wurde bald warm und trocken; ein erquickender Schlaf ließ ihn die Gefahren der Nacht vergessen und wiegte ihn in angenehme Träume. Nach mehren Stunden fühlte er sich von einem kräftigen Arme geschüttelt. Es war Michal, der festlich gekleidet vor ihm stand, und ihm lachend zurief:

„Stehe auf, fauler Bursche! Die Sonne scheint schon lange am Himmel; gewiß ist es nach der neunten Stunde, und Du liegst noch wie ein Todter da, während sich die Jünglinge des Dorfes schon alle zu Pferde vor der Thür versammelt haben, um mit uns gemeinschaftlich der Braut, den Schwiegereltern und den versammelten Hochzeitsgästen unsern christlichen Gruß darzubringen."

Tomek stand schnell auf und zog als Bräutigam heute zwei Röcke an, welche einer der besten umherwandernden jüdischen Schneider nach großpolnischem Schnitte gearbeitet hatte. Die hohe Mütze desselben von grauem Schafpelze hatte Michal sorgfältig mit prächtigen Pfaufedern und Rosmarin geziert. Beide Freunde stiegen zu Pferde, und der hochberühmte Brautdiener zeigte jetzt schon, daß er ganz dazu geschaffen war, die Dorfjugend zu regieren. Vierzehn Jünglinge, der Bräutigam und Brautdiener an der Spitze,

galoppirten die hochgepflasterte Dorfstraße hinunter und kamen in herrlicher Reiterhaltung vor dem Hochzeitshause an. Tomek war nach Begrüßung der Gäste gleich in die Kammer geeilt, in welcher sich die stattlich geputzte Braut und die Schwiegereltern befanden. Der Brautdiener folgte ihm auf dem Fuße nach und führte die Brautleute aus ihrem Verstecke hervor.

„Meine lieben jungen Leutchen," redete er sie witzelnd an, „das geht nicht! Ihr scheidet heute aus dem Kreise der Windbeutel und Grünschnäbel, und von der Liebe könnt Ihr nicht leben: daher fliehet nicht Eure Pathen und ehrwürdigen Nachbarn, höret vielmehr auf meine belehrenden Worte! Jeder vernünftige Mensch bemüht sich, weiter zu kommen; darum folgt dem Beispiele Mancher von unsern Bekannten, die auf der Stelle, welche ihnen Gott angewiesen hat, keine Ruhe haben, sondern immer in die weite Ferne hinausblicken und keinen Wochenmarkt und Jahrmarkt der benachbarten Städte versäumen, wenn sie manchmal auch recht weit fahren müssen. An Wohlbehagen und frohem Sinne kann es Euch dann nicht fehlen, besonders wenn Ihr spät in der Nacht zurückkehrt und nicht versäumt habt, durch das gramscheuchende und sorgenbrechende Tränkchen Branntwein Eure böse Laune abzuspülen. Ganz beglückt werdet Ihr Euch dann der qualvollen Arbeit des nächsten Morgens durch einen erquickenden Schlaf überheben und Alles der Sorge unserer guten Mutter Natur überlassen! — Davor bewahre Euch der liebe Gott und Maria, die allerheiligste Jungfrau!"

Michal reichte nach dieser Anrede beiden Verlobten die Hände, führte sie vor einen ehrwürdigen Alten und ließ sie nicht eher los, bis der Greis folgende Rede beendet hatte:

„Meine Kinder, Ihr werdet jetzt Eheleute! Bedenkt, daß Ihr Christen seid, und bewahrt eine heilige Liebe in Eurem Herzen. Beweiset Eure Liebe zu Gott dadurch, daß Ihr Euer eignes Glück und das Eurer Nebenmenschen auf jede Weise zu befördern sucht! Fangt Ihr Euern Bund ohne Gott an, so kann es Euch nie wohl gehen; denn eine Freundschaft ist schon nichtig, wenn sie ohne Gott geschlossen ist, aber noch mehr ist es die Ehe. Wo der Geist Gottes nicht freudig aufgenommen wird, da kommt der böse Geist und säet Unkraut unter den Weizen, und Alles geht verkehrt. Der Mann führt einen schlechten Wandel und behandelt die Frau lieblos; diese zeigt sich wieder als unfolgsame Gattin, schlechte Mutter und erzieht böse Kinder, die vor Gott und Menschen ein Gräul sind. Bleibet bei Gott, und Gott wird bei Euch bleiben!"

Hierauf führte der Brautdiener die Verlobten zu den Eltern, damit sie denselben zu Füßen fallen und für die sorgsame Erziehung danken sollten. Die Eltern ertheilten ihnen den Segen und als sich die Gäste von ihren Plätzen erhoben, um nach der Kirche zu fahren, spielten der Dudelsack und die Violine ein bekanntes Lied, zu welchem die Jünglinge und Mädchen nach alter Sitte folgende Worte sangen:*)

„Mütterchen, wir fahren jetzt durchdrungen von Schmerzen;
Hanka weint die letzte Thräne, trauernd von Herzen.
Gieb ihr den göttlichen Segen,
Schütz' sie auf unsichern Wegen,
Liebes Mütterchen!
Deine Hanka danket für Erziehung und Pflege,
Auch dem Vater für empfangene Schläge.

*) Diese Hochzeitsgesänge sind bei allen polnischen Hochzeiten von altersher üblich.

Nur, wenn sich Ursachen trafen,
Pflegte der Vater zu strafen,
Liebes Mütterchen!"

Alles war zu Thränen gerührt. Der Brautdiener führte die Gäste hinaus und half der Braut und einigen andern Mädchen auf den Wagen, welcher von den Musikanten besetzt war. Die Wirthe und Ehefrauen nahmen auf den andern Wagen Platz. Die Jünglinge bestiegen ihre Pferde, ritten in gewählter Ordnung und nahmen den Bräutigam in ihre Mitte. Im nächsten Kirchdorfe fand die Trauung statt. Derselbe Geistliche, welcher Hanka getauft hatte, sprach heute den Segen zu ihrem ehelichen Bunde; er ermahnte sie zu einem frommen gottseligen Leben. Beide Brautleute waren tief ergriffen, und man merkte es ihnen an, daß sie beide von denselben heiligen Gefühlen und guten Vorsätzen durchdrungen waren. Die Braut setzte sich auf der Rückfahrt auf den ersten Wagen der Frauen; an ihrer Seite behielt sie aber noch zwei Mädchen. Der Bräutigam ritt neben dem Wagen und fing folgenden Gesang an, der von der Braut erwiedert und bis zum Hochzeitshause wiederholt wurde:

Bräutigam.

„Angetraut vor dem Altare
Bist Du die Meine."

Braut.

„Noch bin ich nicht Deine,
Frei kann ich noch handeln,
Unter Mädchen wandeln."

Der Thorweg war dem Herkommen gemäß vor den zurückkehrenden Gästen verschlossen. Der Brautdiener sang nun ein Liedchen, das er selbst aus dem Stegreife gedichtet hatte, und durch welches er bewies, daß er keinen geringen

Platz unter den vielen polnischen Torsporten einnahm. Dasselbe enthielt die Bitte, daß man aufmache und das Täubchen zu suchen erlaube, welches hier hineingeflogen sei. Es wurde ihm abschlägliche Antwort ertheilt, und er bat wiederum singend, daß man die achtbaren Hochzeitsgäste zum Schmause annehmen möge; aber selbst darauf wurde verneinend geantwortet. Einige Jünglinge schlichen hierauf heimlich durch den Garten auf den Hof und öffneten den Thorweg; die beiden Brautdiener halfen den Gästen von den Wagen herunter, und mit großem Jubel drang die Gesellschaft in das Hochzeitszimmer. Michal erhielt hier von allen Anwesenden Lobeserhebungen wegen der guten Ordnung, die er sowohl auf dem Wege als in der Kirche erhalten hatte. Hierauf forderte er den Dudelsack und die Violine zur Thätigkeit auf, führte die Braut zum Tanze, und der größte Theil der Gäste folgte ihm unter fröhlichem Jauchzen. Nach jedem beendigten Tanze wurden die Musikanten durch Michal singend zu fernerem muntern Spiele aufgefordert. Dies Vergnügen dauerte so lange, bis Alles zur Mahlzeit geordnet war, worauf der Brautdiener Jeden an seinen bestimmten Platz führte. Das Brautpaar saß zwischen den Hausvätern und Ehefrauen am ersten Tische; am zweiten befanden sich die Jünglinge und Jungfrauen. Das Amt des Brautdieners ging jetzt erst recht an; er trug die Speisen allein auf den Tisch und lud Jeden durch selbsterfundene witzige Knittelverse zum fleißigen Genuße ein. Ein Branntweinglas ohne Fuß ging wandernd in der Gesellschaft umher, und es war dadurch Jeder, der dasselbe einmal angefaßt hatte, gezwungen, auszutrinken; weil es ihm Niemand abnahm, und er es nicht fortstellen konnte, ohne den Inhalt zu vergießen. Nachdem sich beinahe Jeder ein

kleines Räuschchen angetrunken hatte und die Mahlzeit beendet war, bezahlten die Brautleute die Tafelmusik, und die Knechte warfen den Musikanten Geld zu, für die Tänze, welche bereits vollbracht waren, und diejenigen, welche erst noch folgen sollten. Der sogenannte stundenlange Linksum wurde jetzt mit neuer Lebendigkeit fortgesetzt und dauerte bis zum Abend. Die Frauen führten hierauf die Braut in die Kammer, nahmen ihr den Rosmarinkranz ab, setzten ihr unter anhaltendem Gesange eine Haube auf und begleiteten sie in's Zimmer. Die Braut stellte sich, der Sitte gemäß, als weine sie und folgte den Frauen an den Tisch. Der Bräutigam forderte dieselbe zum Tanze auf, aber so leicht wurde sie ihm nicht überlassen; er mußte sie erst loskaufen, und dies geschah dadurch, daß er die Frauen fleißig traktirte. Als nun Tomek seine Braut zum Tanze führte, stellte sie sich lahm und kehrte gleich wieder um. Es nahte sich ihr hierauf der Brautdiener, und schnell folgte sie demselben unter munteren Sprüngen, indem sie sang:

„Wessen denn bin ich jetzt, Mutter, wem denn gehör' ich?
Nicht dem Vater, nicht der Mutter!
Tomek gehör' ich, ihn vor Allen verehr' ich!"

Chor der Knechte.

„Sie wollte, sie wollte
Nicht im Kränzchen gehen,
Man sollte, man sollte
Sie im Häubchen sehen.
O, ordnet das Häubchen
Jetzt fleißig dem Täubchen!"

Fünfmal hatte der Bräutigam den Versuch erneuert, seine Braut zum Tanzen zu bewegen, aber immer mehr und mehr hinkte sie; doch brachte der Brautdiener zur Belustigung der ganzen Gesellschaft sie jedes Mal zu neuer Ge-

lenkigkeit und durchflog mit ihr in raſchen Kreiſen das Zimmer. Während derſelbe mit der Braut tanzte, ſang er Folgendes:

„O, Du Mädel, o, Du Mädel,
Deiner wartet nichts als Pein!
Füllſt mit Kummer meinen Schädel,
Tomel ſoll Dein Gatte ſein!
Jetzt zum letzten Mal geſtatte
Mir, mit Dir herumzuſpringen,
Herrſcht erſt über Dich der Gatte,
Wird es ſchwerlich uns gelingen!"

Der dem Anſcheine nach beleidigte Bräutigam:

„Warte nur! Im nächſten Jahr'
Kommt ſchon Reu' und Beten,
Wenn Du bei der Hühnerſchaar
Auf dem Beet wirſt jäten.
Lachen werd' ich dann,
Daß Du mich nicht abgewieſen,
Sondern nahmſt zum Mann."

Die Braut.

Ach, könnt' ich Dir denn widerſtehen,
Als Du Dich verbeugteſt
Und bei Worten, ſüß und ſchön,
Tief die Mütze neigteſt?

Dieſer Geſang war unter Scherz und Lachen von der ganzen Geſellſchaft mehre Mal wiederholt worden, und es ſollte der Sitte gemäß der Bräutigam jetzt ausrufen: „Komm, mein Weibchen!" Die Braut, welcher unterdeſſen von den Frauen der Kranz heimlich gereicht worden war, mußte nach dieſen Worten ihrem Bräutigam entgegeneilen und mit ihm den Schlußtanz unter folgendem Geſange beginnen:

„Tomek, Dir iſt er verſprochen,
Du erhälſt ihn doch, doch, doch!
Dieſen Brautkranz von Lavendel
Geb' ich Dir jetzt ohne Händel
Du erhältſt ihn doch, doch, doch;
Sieh' hier iſt er noch!"

Alles wartete mit Ungeduld auf dieſen letzten und munterſten Theil des Feſtes; denn es war ſchon ſpät nach Mitternacht, und einige entfernt wohnende Gäſte ſehnten ſich nach Hauſe: da ſtand aber Tomek wie verſteinert vor dem Fenſter und blickte den hellſcheinenden Mond mit ſtieren Augen an. Die ganze Geſellſchaft beobachtete ſein ſonderbares Betragen mit der größten Aufmerkſamkeit, und nach wenigen Minuten flüſterte ſchon Einer dem Andern zu, daß der Bräutigam wahrſcheinlich mondſüchtig ſei. Michal riß ihn mit Gewalt vom Fenſter und erinnerte ihn an ſeine Pflicht. Mit freundlichem Ernſt wandte ſich jetzt Tomek an die Geſellſchaft und bat, die Verzögerung des Schlußtanzes zu entſchuldigen; weil er noch einen Gaſt erwarte, und er ohnedies das frühe Aufbrechen ſo vieler achtbaren Gäſte nicht zugeben könne, da man auf anderen Hochzeiten mehrere Tage lang oder wenigſtens bis zum nächſten Morgen tanze. Es wurde in ſeine Bitte gewilligt, und Alles fragte ihn begierig, wer der Gaſt ſei, der ſo lange auf ſich warten laſſe; er erzählte das Ereigniß der letzten Nacht, und erſtaunt horchte Alles zu.

„Was!" rief eine rüſtige Bäuerin, nachdem er geendigt hatte, „den Mond habt Ihr eingeladen? Dieſen Hahnrei, der ſich von ſeiner Gemahlin, der Frau Sonne, Hörner aufſetzen läßt und wie ein Köhler mit rußigem Angeſicht finſter auf den Erdkreis herabſchaut, wenn ſie bei reger Geſchäftigkeit vielleicht ein oder mehrer Mal im Jahre ihn zu waſchen

versäumt hat? Der sich sogar hin und wieder aus reiner Schalkheit und Mißgunst erfrecht, zwischen seine Gattin und die armen Menschenkinder zu treten, und dadurch das wohlthätige Tageslicht zu unterbrechen? Diesen liederlichen Burschen und Säufer mit feuerrothem Gesicht und Kupfernase habt Ihr eingeladen, der jeden Abend sein freundliches Weib böswillig verläßt, sich die ganze Nacht am Himmel herumtreibt und allen Ehemännern das schlechteste Beispiel giebt? Wenn ihr keinen bessern Gast erwartet, so ist es Unrecht von Euch, die Fröhlichkeit der biedern Gesellschaft durch Anstierung dieses alten Griesgrams zu stören, welchem es erst so spät eingefallen ist, nach dem Hochzeitshause zu blicken."

„Ja, einen dummen Streich hast Du gemacht!" rief ihm seine Tante zu; „dieser Mond ist eins der schlechtesten Geschöpfe in der Welt. Sein Eigensinn erlaubt den armen, ohnehin geplagten Bauerfrauen nur dann zu säen, das Haar zu verschneiden und viele andere Geschäfte zu verrichten, wenn es ihm nach langer Abwesenheit beliebt, sich vor den Leuten in seinem altmodischen versteckten Alltagsgewande sehen zu lassen. Alle mühseligen Arbeiten zu einer andern Zeit straft er mit Mißwachs und beschüttet sie mit bösem Gewürm, welches die schönsten Hoffnungen des Landmanns vernichtet. Auf diese Weise ist er selbst seiner Frau, der lieben Sonne, hinderlich, welche Allem Gedeihen und Wachsthum verleiht. Wer plagt denn die armen Mädchen und Jünglinge, welche ihm wohlgefallen, mit schrecklicher Mondsucht und zwingt sie, mit verschlossenen Augen seinem scheckigen Angesicht auf Mauern und Dächern entgegen zu wandeln und ihr Leben zu wagen? Hast Du den Herrn Probst nicht erzählen gehört, daß dieser Taugenichts sogar das Meer

nicht in Ruhe läßt, sondern dasselbe über die Ufer schleudert und dadurch so manchem Schiffe den Untergang bereitet?"

„Ihr könnt Euch oft überzeugen," fiel eine erfahrene Nachbarin ein, „daß dieser Bösewicht sein schlechtes Gewissen an der Stirn trägt; denn seht ihn nur einmal an, wenn er seiner hochgeachteten Frau Gemahlin — damit es doch den Schein habe, als gehöre er ihr an — bei Tage hin und wieder in's Auge schaut, ob da sein aufgetriebenes Angesicht nicht ganz blaß wird! Unser guter Tomek hätte lieber Frau Sonne einladen sollen, welche vom Morgen bis zum Abend thätig ist und mit gleicher Liebe für Alles in der weiten Welt sorgt; sie versteht durch ihr freundliches Angesicht Menschen und Thiere zur Heiterkeit zu stimmen und läßt ihr Licht leuchten, damit wir ihre guten Werke sehen und den Vater im Himmel dafür preisen sollen; darum schmückt sie der liebe Gott auch alle Tage mit einem neuen Strahlenkleide, welches einen solchen Glanz hat, daß nur eine Hexe mit feuerrothen Augen im Stande ist, die goldnen Falten darin zu zählen."

„Narrenspossen, Kindermährchen!" unterbrach Michal die Erzählerin; „der Mond ist fest an den Himmel genagelt: er wird nicht herunterkommen; denn könnte er es, so wäre er schon längst hier und ließ es sich wohlschmecken wie wir. Wer weiß, was unser verliebter Bräutigam für einen bösen Traum während der Fieberhitze gehabt hat, die ihm Nässe und Verzweiflung in seiner bösen Lage zugezogen haben! Und hat der Mond wirklich zu erscheinen versprochen, so hält er ja eben Wort. Seht ihn nur an, wie dreist er durch die Fensterscheiben hereinschaut und wie er uns zu neuer Munterkeit auffordert!"

„Nun kommt die Reihe an mich!" sprach die Braut.

„Es iſt anſtändig, daß auch ich den heißerſehnten Gaſt noch einlade. Vielleicht wirkt die Bitte der Braut beſſer als die des Bräutigams.“ —

Lachend lief ſie, zwei ihrer Freundinnen an der Hand haltend, in die kühle Nachtluft hinaus und rief dem Monde laut entgegen:

„Liebes Mondchen, komm' zum Feſte!
Es giebt hier ſchöne Hochzeitsgäſte,
Muntre Mädchen, hübſche Jungen,
Die liebreich unſer Glück besungen.“

Kaum hatte die Braut dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ließ ſich die Mondſichel an zwei goldenen Schnüren ſchlirrend herunter; der Mann im Monde mit der goldenen Sichel in der Hand ſtieg heraus, legte dieſe in den blanken Mondwagen und eilte den leichtfertigen Mädchen freundlich entgegen. Blitzesſchnell waren dieſe im Zimmer, und ein Schrei des Entſetzens ſchallte ihnen wie aus einem Munde entgegen; denn ihre Geſichter glichen dem Kalk an der Wand. Wie erſtaunte man aber erſt, als der Mond wirklich zur Thür herein trat! Auf ſeinem Kopfe glänzten zwei goldene Hörner; unter dem Arme trug er einen aſchgrauen dreieckigen Hut; ſein Oberkörper war mit einer hellſtrahlenden gelben Weſte, die bis über die Hüften reichte, und einem glanzumfloſſenen hellbraunen Frack mit wolkenartigen ſchwarzen Flecken und goldenen Knöpfen geziert. Die Beinkleider waren von der Farbe der Weſte und reichten bis über die Kniee, wo ſich graubunte Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen zierlich anſchloſſen.

Stiller als in der Kirche war es jetzt im Hochzeitshauſe; Keiner wagte zu ſprechen, Einige kaum zu athmen; ſelbſt Tomek war aus der Faſſung gekommen. Da erin-

nerte sich Michal der Pflichten seines Amtes; freundlich bewillkommnete er den Gast, reichte ihm zu trinken und zu essen und forderte ihn auf, am gemeinschaftlichen Tanze Theil zu nehmen. Der Mond ließ sich nicht lange nöthigen; es schmeckte ihm so gut, daß die übrigen Gäste schon Trockenheit in der Kehle verspürten, und der Hochzeitsvater die Branntweinvorräthe des Dorfkrügers in Anspruch nehmen mußte. Selten tanzte der glänzende Gast mit einem andern Mädchen als der Braut; er sagte ihr die größten Artigkeiten und brachte dadurch alle Jünglinge, besonders aber Temek und Michal gegen sich auf, während die schalkhaften Mädchen sich über ihn höchlich ergötzten und die Zeit nicht erwarten konnten, wenn der gewandte Tänzer, welcher an Leichtigkeit und Gelenkigkeit alle jungen Burschen weit hinter sich zurückließ, sie mit einer Aufforderung beehren würde. Lautes Gemurmel hörte man unter den Jünglingen, und Michal forderte, um dem Aergerniß ein Ende zu machen, die ganze Gesellschaft auf, sich vor der Thür etwas abzukühlen, vergebens, daß die Anstrengung zu groß sei, und die fröhliche Dorfjugend eine kleine Pause wünsche. Alles strömte hinaus, auch der Mond folgte.

Die aufgereizten Jünglinge ließen manche Spottrede erschallen und nannten den wunderbaren Gast in ihren heimlichen Gesprächen Zechbruder und Störenfried. Endlich fing Temek an:

„Was ist denn das heute? Der Kalender schreibt Mondlicht, aber nirgends kann man es finden. Wenn selbst die Herren am Himmel pflichtvergessen sein können, so ist es schlichten Bauerburschen wohl auch nicht zu verargen!“

Feuerröthe stieg dem zornigen Monde in's Gesicht; er sprach kein Wort, sondern gab einen Wink mit der Hand.

Eine dunkle Wolke, welche auf der Erde lagerte, rückte seitwärts, und der sichelförmige Mondwagen ließ sich in hellem Lichte sehen. Mit kräftigem Arme stürzte sich der beleidigte Gast jetzt auf die Braut, umschlang sie und führte sie über Acker und Sumpf so schnell nach seinem Wagen, daß ihm Niemand zu folgen im Stande war.

Ein lautes Geschrei erhob sich unter der Menge; die Eltern der Braut verwünschten ihr trauriges Geschick, und Temek stand händeringend und verzweifelt da. Noch hatte man die Hoffnung nicht sinken lassen, daß die Braut wieder zurückgegeben werden würde, besonders da Alles die Hände bittend zum Himmel ausstreckte und auf die Kniee sank; aber die beiden goldenen Schnüre zeigten sich, und mit zerrissenem Herzen sah man zu, wie die Braut hoch nach dem Himmelsgewölbe geführt wurde. Als der Mond eben angelangt war, änderte sich die Scene; neuer Schrecken überfiel die Menge, und lautes Angstgeschrei tönte in die weite Ferne hinaus; denn eben schleuderte der wüthende Mond die Braut der Erde zu. Aller Herzen pochten; Jeder fühlte sich selbst im Geiste hernierstürzen, neigte sich aber mit dem Kopfe zurück, um durch das unglückliche herabstürzende Mädchen nicht erschlagen zu werden. Es dauerte lange, ehe die Braut den Zuschauern nahe kam; als sie sich jedoch ihren Blicken deutlich zeigte, verwandelte sie sich in ein feuriges Rad, welches sich wieder zum Himmel emporschwang, zwischen dem großen und kleinen Himmelswagen als Stern sitzen blieb und auf die geängstigten Gäste und halbtoten Eltern funkelnd herabschaute.

Lange verweilten sämmtliche Anwesende auf derselben Stelle, und erst dann, als alle Bitten unerfüllt blieben, alle Hoffnung täuschte, führten sie die unglücklichen Eltern in's

Hochzeitszimmer und suchten sie zu trösten. Ein großer Jammer war es, Vater und Mutter verzweifelnd und ohne Stütze im herangerückten Alter dastehen zu sehen; unzählige Thränen rannten von ihren entfärbten Wangen und bittere Klagetöne strömten aus ihrem Munde. Sie verwünschten das Mißgeschick, ihre Tochter an einen Menschen hingegeben zu haben, der mit den Wanderern am Himmelsgewölbe in Verbindung stehe, und forderten alle guten Freunde auf, das über sie gebrachte Elend an dem Bräutigam zu rächen.

Alles ballte die Fäuste gegen Temek, selbst Michal war kein müßiger Zuschauer; denn er glaubte seinen Freund mit dem Teufel oder wenigstens mit Zauberern und Hexen im Bunde.

„Was wollt Ihr, Leute!“ rief der Angegriffene, sich der wüthenden Menge muthig entgegenwerfend. „Ich bin unglücklich genug! Rathet mir lieber, wie ich den erlittenen Unfall wieder gut mache und Trost in das zerrissene Herz der Eltern Hanka's bringe!“

Michal hielt darauf die wüthenden Gäste zurück, nahm das Wort und fragte die niedergebeugten Eltern und alle Anwesenden, was hier wohl anzufangen sei. Da meldeten sich die eignen Eltern des Bräutigams und erklärten, er solle sich, weil er die Ursache so großen Unheils sei, gleich auf den Weg machen, um dem Meere die Braut wieder zu entreißen, und ohne dieselbe nicht wagen, die Schwelle des Vaterhauses zu betreten. Temek schien die Sprache verloren zu haben; ein tiefer Zufall vor seinen Eltern und Schwiegereltern und eine herzliche Umarmung seines Freundes Michal gaben den Anwesenden zu erkennen, daß er sich zur Reise verabschiede.

Mit einem armlichen Dornkittel bewaffnet, den ihm

sein Vater gereicht hatte, schritt er dreist durch Wald und Flur ohne Scheu vor dem Angriffe wilder Thiere, weil sein Arm kräftig und gewandt war. Regen, Schnee, Frost und Glatteis setzten ihm wochenlang große Hindernisse in den Weg, aber er ließ sich durch nichts zurückhalten; denn er hatte ein festes Ziel, den Mond, vor sich, welchen er bald zu erreichen hoffte. Jeden Abend blickte er wehmüthig zum Himmel hinauf, und wenn er den Stern seines Herzens lange aufmerksam betrachtet hatte, faßte er frischen Muth und erneuerte den Vorsatz, nicht eher zu ruhen, bis er Haula befreit habe. Ueberall wo er weise Leute oder Besessene fand, fragte er an, wie er wohl am leichtesten zum Monde gelangen könnte. Selten erhielt er eine ordentliche Antwort; die Meisten verlachten ihn und glaubten, daß er den Verstand verloren habe. Ungeachtet dessen ließ er sich auf seinem Wege nicht irre machen; er wanderte gewöhnlich in der Nacht und ging dem Monde immer grade entgegen. Wenn er bei Tage seine Reise fortsetzte, hielt er genau die Richtung fest, in welcher er den Räuber seiner Braut zuletzt gesehen hatte. Viele Wochen lang hatte er schon mit den größten Mühseligkeiten gekämpft, ohne dem Monde näher zu rücken. Sobald er ihn beim Auf- oder Untergehen an der Erde bemerkte, beflügelte er seine Schritte nach allen Kräften; aber derselbe war entweder in kurzer Zeit schon hoch am Himmel, oder in eine weit entfernte Bergeshöhle zur Ruhe gegangen.

Bei diesen Kreuz- und Querzügen kam er eines Abends an einen zugefrornen See, auf welchem er ein großes Feuer bemerkte. Hinter diesem saß ein altes Weib, das bei seinem Herannahen ihr Antlitz verhüllte. Freundlich redete er sie an, klagte sein Unglück und bat um Ertheilung eines guten

Rathes. Durch seine Zutraulichkeit und die Mittheilung seiner Schicksale erweicht, nahm jene die Hände von ihrem Angesicht, und ein altersgrauer runzliger Katzenkopf mit langem Schnurrbarte blinzelte ihn an.

„Lieber Freund," sprach die bezauberte Alte, „es ist Dein Glück, aber mein Unglück, daß Du Dich mir anvertraut hast; auf die Weise, wie bisher, konntest Du nie zum Zwecke gelangen. Nur nach einer Gegend, und zwar nach dem Aufgange des Mondes, mußt Du gehen, und wenn Du ein Märchen gefunden haben wirst, die an Schwärze dem Raben gleichkommt, so sei guten Muthes; denn das Ziel Deiner Wünsche ist bald erreicht. Ich habe wegen meines gräßlichen Aussehens die Menschheit schon viele Jahre fliehen müssen, habe mein elendes Leben in finsteren Wäldern mit Ergründung der Geheimnisse der Natur und der Beschaffenheit der Gestirne zugebracht; daher verlasse Dich auf meine Aussage!"

Er dankte der Alten, verabschiedete sich und war erst einige Schritte gegangen, als er ein Angstgeschrei und ungeheures Zischen hörte. Zu seiner tiefen Betrübniß bemerkte er, daß er die Veranlassung zum Tode der gütigen Wahrsagerin geworden war; denn während der Unterhaltung hatte das heftig auflodernde Feuer die dicke Eisrinde mürbe gemacht, und die Alte war mit den Feuerbränden zugleich in die Tiefe des Wassers hinabgesunken; er machte einen Versuch, die Unglückliche zu retten, doch fand er das Eis neben der geschmolzenen Stelle so mürbe, daß er es nicht wagen konnte, näher zu gehen. Unter der ernsten Betrachtung über die Hinfälligkeit des Menschenlebens setzte er seine Reise nach dem Rathe der Verunglückten fort; er ließ die Hoffnung nicht sinken, obgleich der Winter und Frühling ihm schon

den Rücken gekehrt hatten, und er sich noch immer in gleicher Entfernung vom Monde befand. Einer der ersten Sommertage führte ihn auf ein hohes Gebirge, das viele Schluchten und Abgründe in sich barg und dem unkundigen Reisenden keinen sichern Weg darbot. Die Sonne hatte bereits ihren Tageslauf geendet und sich hinter Purpurwolken zur Ruhe begeben. Unentschlossen stand er auf einem hohen Felsen und wußte nicht, ob er weiter gehen oder hier seine Schlafstätte aufschlagen sollte; da sah er in einiger Entfernung ein Mädchen auf einem schmalen Felsenpfade neben einem tiefen Abgrunde schnell und sicher forteilen; sie hatte Bogen und Köcher auf dem Rücken, und an ihrer Seite hing die erlegte Beute, welche in einem Hasen und mehreren Waldvögeln bestand.

„Mädchen, Jungfer, Fräulein!“ rief er ihr nach.

Sie sah sich um, und die Rede der ertrunkenen Alten stieg in seinem Gedächtnisse auf; denn rabenschwarz war das Angesicht der Jägerin und Furcht einflößend der Blick, welcher aus den scharf abstechenden weißen Augen drang. Nach einigen Minuten stand sie vor ihm und hörte mit freundlicher Miene seine Frage nach dem rechten Wege an. „Ihr kommt aus Polen, lieber Freund?“ erwiederte sie; „Eure Sprache und Kleidung weisen mich wenigstens darauf hin. Seid mir herzlich willkommen; meine und meiner Brüder Wohnung steht Euch zur Aufnahme bereit! Weiter im Gebirge fortwandern könnt Ihr heute nicht mehr, da der Abend schon herannaht und Ihr noch einige Meilen weit mit gefährlichen Gebirgsabhängen und Abgründen zu kämpfen habt.“

Die lange entbehrten Töne seiner Muttersprache, welche besonders im Munde der Schönen einen zauberischen Wohllaut erzeugen, wirkten mit Allgewalt auf ihn, und er folgte

dem schwarzen Mädchen, das ihm schon um der an sie geknüpften Verheißung willen von unschätzbarem Werthe war, unter unzähligen Danksagungen und Artigkeiten. Einige Mal reichte sie ihm bei gefährlichen Stellen die sammetweiche schwarze Hand, und nach einer halben Stunde voller Mühseligkeiten und Gefahren führte sie ihn in eine große Felsenhöhle, in der sich zwei geräumige, in die Seitenwände gehauene Zimmer befanden. Nach Ablegung ihrer Beute steckte sie eine Lampe an und ließ sich traulich an seiner Seite auf einer Steinbank nieder; sie fragte nach dem Zwecke seiner Reise und bedauerte ihn von Herzen, als er sein Mißgeschick mit allen Nebenumständen erzählt hatte.

„Armer Landsmann," fuhr sie theilnehmend fort; „ähnliche Schicksale haben mich betroffen, und ich weiß daher Euern Schmerz am besten zu würdigen; aber desto fester bin ich auch überzeugt, daß Euch Niemand helfen kann, und daß Ihr vergebens die weite Welt durchstreifen werdet."

Ein weiches Mooslager im Nebenzimmer wartete des müden Landmanns, und bald brachte ein fester und stärkender Schlaf seine trüben Gedanken zum Schweigen. Das Tageslicht drang nicht in sein Schlafzimmer, daher wachte er erst spät am Morgen auf; er beschloß seine schwarze Hauswirthin genau auszuforschen; weil durch ihre Aeußerung, daß sie ähnliche Schicksale erlebt habe, jetzt die Hoffnung zur Erlösung seiner Braut mehr in ihm angefacht war als jemals. Nachdem er den Schlaf aus seinen Augen gewischt hatte und um sich herblickte, erschrak er nicht wenig. Ein großes Wunder war während der Nacht geschehen, die Welt hatte sich umgedreht; der Himmel war unter seinen Füßen, und er sah ganz deutlich den großen und kleinen Himmelswagen mit den darunter befindlichen Sternen dicht vor sich.

Seine Braut suchte er mit forschenden Augen, denn zwischen diesen beiden Gestirnen hatte sie ja ihren Platz erhalten; aber sie war nicht zu sehen. In der Hoffnung, sie bald aufzufinden, schritt er über die nächsten Sterne fort, grade auf den großen Himmelswagen zu. Ein furchtbares Brummen tönte ihm entgegen, und ängstlich sprang er einige Schritte zurück.

„Thörichter Wagehals, was beginnst Du!“ schrie ihm das schwarze Mädchen entgegen, indem sie hastig die Thür öffnete und ihn bei der Hand ergreifend in's erleuchtete Nebenzimmer führte. „Wäre ich einen Augenblick zu spät gekommen, so lebtest Du nicht mehr! denn das Brummen, welches mich eben herbeigerufen hat, rührt von meinen beiden unglücklichen Brüdern her, die, in Bären verwandelt, von einem ungeheuren Drachen bewacht werden, und hier ihren Tagesschlaf nach sauer durchwachter Nacht halten. Sobald der Abend herankommt, müssen sie in Gesellschaft des Ungeheuers nach dem Himmel wandern, um dort die ganze Nacht zu leuchten; und mit dem Erscheinen der feurigen Morgenröthe kommen sie wieder zur Ruhe herab. Gewöhnliche Menschen nennen sie den großen und kleinen Himmelswagen; weil die Sterne auf den Gliedern derselben in Gestalt eines Wagens mit einer langen Deichsel erscheinen; die Gelehrten wissen aber, daß meine Brüder ein großer und kleiner Bär sind, und daß die Sterne mit dem zottigen Körper derselben fest zusammen hängen. Die Geschichte unseres Unglücks will ich Dir mittheilen, da ich heute wegen des schlechten Wetters nicht auf die Jagd gehen kann, und auch Du es nicht wagen darfst, über die vom Regen schlüpfrig gemachten Felsen zu wandeln. Es werden Dir unsre Schick-

sale vielleicht ein Trost in Deinem Mißgeschicke sein und Dich von Deinem nutzlosen Vorhaben zurückbringen." —

Sie sorgte zuvor für ein gutes Frühstück und schüttete dann ihr Herz gegen ihren Landsmann mit folgenden Worten aus:

„Mein Vater war ein reicher slavischer Fürst und hatte seine Besitzungen an den Ufern der Weichsel. Ich, seine einzige Tochter, und meine drei Brüder, wir machten sein ganzes Glück aus. Achtzehn Jahre waren seit meiner Geburt verflossen, als er sich mit unsrer heidnischen Göttin Marzana*) entzweite, welche ihn zur Strafe auf dem Krankenlager gefesselt hielt, und ihn nicht los ließ, obgleich wir Belbog, Czarnybog, Prowe, Radegas, Lelpelel**) und alle übrigen Gottheiten zur Hülfe riefen. In der Ueberzeugung, daß seine Sterbestunde nicht mehr fern sei, drang er meinem ältesten Bruder das Versprechen ab, sich mit einer reichen Prinzessin, deren verlebter Bräutigam dieser schon seit langer Zeit war, mindestens innerhalb acht Wochen zu verheirathen, damit er seinen Bund noch segnen und der treuen Fürsorge der Göttin der Liebe, Siwa, und dem Beschützer der Ehe, Siebog, welche seine größten Gönner im Leben gewesen waren, empfehlen könne. Nach allen Gegenden des ausgedehnten Slavenlandes wurden Boten geschickt, um die vornehmsten Fürsten, Starosten und Edelleute einzuladen. Viele Hunderte Gäste fanden sich am Hochzeitstage ein, und alle rühmten die Pracht des Festes und die köstliche Bewirthung. In der Nacht wurde unsere Freude ge-

*) Die Göttin des Frühlings und des Todes.

**) Der Götze, welcher auf dem Lechberge bei Gnesen angebetet wurde.

führt; denn Marzana entriß unserm guten Vater die Seele und führte sie über Frühlingsgefilde und die düstern Eichenhaine der Götter nach dem Aufenthaltsort der Seligen. Die Gäste verließen uns und sammelten sich an einem einsamen Orte, wo sie verderbenbringende Pläne gegen die bestehende Ordnung des Vaterlandes schmiedeten; wir aber thaten die Asche des väterlichen Leichnams — es war derselbe nämlich nach unsern heiligen Religionsgebräuchen verbrannt worden — in ein lampenförmiges irdenes Gefäß, vergruben es in die Erde, deckten einen Stein darüber und verzierten diese Stelle mit einem großen Hügel, damit selbst die nachfolgenden Geschlechter den Ruheplatz der heiligen Asche unsers Vaters noch in Ehren halten sollten. Allgemein sagte man, es sei ein schlechtes Zeichen, daß unser Vater grade am Hochzeitstage gestorben sei, und prophezeite uns daraus großes Unglück. Wir glaubten nicht daran, aber bald zeigte es sich, daß Belbog, die gute Gottheit, uns verlassen hatte, und Czarnybog, der Menschenquäler, uns verfolgte. Die Verschwörung wurde entdeckt, und die Wojewoden erklärten gemeinschaftlich mit den übrigen Großen des Reichs uns als die eigentliche Veranlassung derselben, indem sie aussagten, wir hätten uns höchst verdächtig gemacht, wenn wir auch nicht bei den Berathungen der Feinde des Vaterlands zugegen gewesen wären, da wir trotz der Krankheit des Vaters die Hochzeit nicht im Palaste der Braut, sondern in dem unsrigen gefeiert, daß wir ferner so großes Aufsehen gemacht und Einladungen in die entferntesten Gegenden des Reiches an größtentheils verdächtige Personen hätten ergehen lassen. Alle Entschuldigungen halfen nichts; wir konnten uns noch glücklich schätzen, mit Verlust unsres ganzen Vermögens aus dem Lande gewiesen zu werden, indem

der größte Theil unserer Hochzeitsgäste das Leben unter Henkershand hingeben mußte.

Aller Mittel beraubt, uns im fremden Lande ein sicheres Auskommen zu schaffen, wurden wir über die Grenze des Reiches gebracht. Die Mutter war untröstlich über den Todesfall des Vaters und unsre unverschuldete Armuth. Meine Brüder versuchten, sie zu trösten und versicherten, daß sie durch Fleiß ihr Brod in reichem Maaße verdienen würden; doch legte denselben ihre Kleidung überall Hindernisse in den Weg, wo sie sich um Arbeit bemühten. Endlich wurden sie angenommen, aber auch gleich wieder entlassen, weil sie sich bei unserm großen Reichthume niemals mit einer nützlichen Handarbeit abgegeben und also auch nicht arbeiten gelernt hatten. Eben so erging es mir und meiner Schwägerin, die uns nothgedrungen gefolgt war, da ihr Vater ebenfalls zu den Opfern der Verschwörung gehörte; wir meldeten uns hin und wieder bei einfachen Bauersleuten zur Arbeit, doch wies man uns jedes Mal gleich fort, sobald man sich überzeugt hatte, daß wir den Spaten nicht anzufassen und die Spindel nicht zu regieren verständen. Das elendeste Bettlerleben blieb uns nur übrig, und es mußte uns dasselbe mehr niederbeugen und schmerzlicher berühren als jeden Andern, da wir die frühere Lebenszeit im größten Glücke und Wohlleben zugebracht und niemals Noth empfunden hatten. Verzweifelt irrten wir jahrelang von einem Orte zum andern und verwünschten den Tag unsrer Geburt. In elende Lumpen gehüllt, wurden wir bald der Spott der Straßenjungen, und nur durch Hunger getrieben, wagten wir es, uns den liebloſen Menschen auf's Neue zu nähern. Niedergebeugt von unserm Unglücke, erreichten wir eines Morgens das große Weltmeer

und beschlossen, unserm elenden Dasein in den Wellen ein Ende zu machen. Eben stieg die Sonne aus den dunkeln Wasserwogen empor; flehend streckten wir ihr die Hände entgegen und baten sie, sich unser, als der Aermsten auf dem großen Erdenrunde, zu erbarmen. Unsere Bitte wurde erhört. Die Tageskönigin trat näher zu uns heran und hieß uns, einem weißen Wolkenstreifen, der sich unabsehbar weit am Himmel hinzog, nachzugehen.

„Drei Gebirge habt Ihr zu überschreiten," fügte sie liebreich hinzu; „kommt Ihr aber an das vierte, so macht keinen Versuch hinaufzuklimmen; denn es ist unübersteiglich, und Ihr würdet Euch sichrem Verderben preisgeben. Harret vielmehr an dieser Stelle ruhig aus, bis Himmelsboten Euch in das Thal der Glückseligkeit tragen werden." —

Wir fanden auf unserm Wege Alles so, wie die liebe Sonne es uns mitgetheilt hatte, und am zehnten Tage trugen uns die verheißenen Boten über das letzte und höchste Gebirge in das schöne Thal, wo wir es besser hatten, als es jemals ein Sterblicher auf Erden haben kann. Es befand sich dort ein großer eiserner Thurm mit einer prächtigen Strahlenkuppel, der durch die frischen Sonnenstrahlen, welche überirdische Wesen in demselben bereiteten, stets glühend heiß erhalten wurde. An demselben kletterten den ganzen Vormittag rothe und schwarze Krebse auf und ab. Manche erreichten die strahlende Kuppel, andre kehrten schon auf halbem Wege um und badeten sich in dem am Fuße des Thurmes befindlichen siedend heißen Teiche. Auf diese Thiere mußten wir genau Acht geben; denn oftmals stürzten sich viele von oben auf das Ufer herab und krochen einem nicht weit entfernten eiskalten Bache zu. Diese mußten wir durch einen Stab zur Rückkehr in den Teich

zu bewegen ſuchen, und wenn ſie von ihrem Verhaben nicht abließen, ſo durften wir ſie nicht zurückhalten, obgleich ſie ihrem Verderben entgegengingen und ſchon am nächſten Tage todt am Ufer zu finden waren. Die lebloſen Thiere wurden von uns in eine finſtre Felſengrotte getragen, wo ſie in verpeſtetem ſchlammigen Waſſer zu einem neuen qualvollen Leben erwachten, und gleich feurigen Geſpenſtern in der Tiefe ohne Ruhe und Raſt hin und her fuhren. Andere von dieſen Wagebälſen zerſchmetterten beim Herabſtürzen an der Brüſtung, welche den Teich umgab, und dieſe waren ſogleich für den ſtinkenden Schlammpfuhl reif. Nachmittags hatten wir darauf zu achten, daß die mit friſchem Himmelslichte gereinigten, im Thale ausgebreiteten rothen Flortücher, welche jeden Morgen und Abend oben am Rande des Gebirges ausgeſpannt wurden und den Erdbewohnern als Morgen- und Abendröthe erſchienen, keinen Schaden erlitten. Mehre Himmelsboten waren den ganzen Tag beſchäftigt, die friſchbereiteten Lichtſtrahlen der Sonne zuzutragen; ſie ſchlürften, bevor ſie ſich auf ihre Luftreiſe begaben, erſt eine Menge Himmelslicht ein und trugen dann wohl zwanzigmal ſo viel in großen durchſichtigen Gefäßen von der Farbe des Himmels durch die Wolken dem Tagesgeſtirne zu. Unſer Glück war unbeſchreiblich; mit wahrem Vergnügen gingen wir täglich unſerer Beſchäftigung entgegen. Mehre Jahre waren darüber verfloſſen; wir lernten die Weisheit der Diener des Lichts immer mehr und mehr bewundern und ſehnten uns nach gleicher Erkenntniß. Eines Tages erklärte unſere Mutter, daß ſie es ergründet habe, wodurch die räthſelhafte Thurmgeſellſchaft den durchdringenden Verſtand und die große Leichtigkeit erhalte, vermittelſt welcher ſie ſich ohne Anſtrengung zum Himmelsgewölbe emporſchwinge. Ein ſchrieb

dieſe Eigenſchaften dem Einſchlürfen des friſchen Himmelslichtes zu und forderte uns auf, nächſtens einen Verſuch zu machen. Alle lehnten wir es ab, da uns verboten war, irgend etwas, das aus dem Thurme käme, zu unſerm Nutzen zu verwenden; dennoch wußte ſie uns die Sache ſo angenehm zu machen, daß meine beiden jüngeren Brüder dreiſt genug wurden, einem ſchlafenden Himmelsboten das Gefäß mit den friſchen Sonnenſtrahlen zu entwenden. Sie ſchlürften Beide mit vollen Zügen und gaben einen geringen Ueberreſt meinem älteſten Bruder, der Schwägerin und mir zu koſten. Ich konnte keinen Geſchmack herausfinden, empfand aber nach einer Weile eine durchdringende Hitze in meinem ganzen Körper. Das Erwachen des Beraubten bewog uns, das Gefäß in die Schlammgrotte zu werfen. Es verwandelte ſich hier in einen ungeheuern Drachen, der uns wegen der Angſt, in die wir verfielen, nicht gleich Zeit ließ, uns ſelbſt zu betrachten. Die jüngern Brüder hatten ſich durch den übermäßigen Genuß des Himmelslichtes in große ſchwarze Bären verwandelt, und wir übrigen außer der Mutter waren rabenſchwarz am ganzen Körper.

Wir erhoben ein lautes Klagegeſchrei über unſern ſchrecklichen Zuſtand und lockten dadurch ſämmtliche Thurmbewohner herbei. Der älteſte derſelben trat vor die Mutter und redete dieſelbe mit ernſter Stimme an:

„Du falſches verführeriſches Ungeheuer, trage von nun an ein Katzengeſicht und ſchleppe Deine müden Gebeine ſo lange in finſtern Wäldern und Einöden umher, bis Dich ein einfältiger Landmann nach dem Wege zum Monde fragen wird. Ihr beiden Diebe," ſprach er zu den jüngeren Brüdern, „möget mit dem geſtohlenen Lichte von nun an die Nacht hindurch am Himmel leuchten, den Tag in einer feuch-

ten finſteren Felſenhöhle ſchlafend zubringen, und Euch an der Beute genügen laſſen, welche Eure ſchwarze Schweſter auf ſteilen Gebirgshöhen erjagen wird. Du Unbeſonnener," fuhr er, gegen meinen älteſten Bruder gewandt, weiter fort, „wandere mit Deiner Frau nach Afrika und ſei der Stammvater eines ſchwarzen Geſchlechtes, das zur Sklaverei geboren iſt!"

Am Schluſſe der Erzählung war Tomek ganz unruhig geworden; er wollte ſprechen, aber die Zunge war ihm wie gelähmt. Jetzt warf er ſich der fürſtlichen Landsmännin zu Füßen und flehte reuevoll:

„Vergieb mir, edle Prinzeſſin! Ich war nach dem Willen des Schickſals dazu beſtimmt, Deine Mutter nach dem Wege zum Monde zu fragen und ihren Tod herbeizuführen!"

Er theilte ihr darauf den Vorfall genau mit und ſah zu ſeiner Betrübniß, daß er durch ſeine Geſchwätzigkeit ihr Unglück verdoppelt hatte; denn in wilder Verzweiflung ſtürzte ſie in das Nebenzimmer zu ihren Brüdern und ſuchte dieſe durch die ſchreckliche Botſchaft von dem Tode der Mutter aus dem feſten Schlafe zu wecken, aber die zottigen Höhlenbewohner biſſen wüthend um ſich und brachten ſie dadurch erſt wieder zur Einſicht, daß Bären die Sprache der Menſchen nicht verſtehen. Hierauf eilte ſie händeringend hinaus und ſaß lange Zeit regungslos vor dem Eingange der Höhle, dann raffte ſie ſich plötzlich auf und ging dem ſinnenden Landmann unter dem freundlichen Zurufe: „Lieber Tomek!" entgegen, liebkoſte ihn und ſprach:

„Du haſt mich des Glückes beraubt, meine unvergeßliche Mutter noch einmal im Leben wiederzuſehen, aber Du biſt auch das einzige menſchliche Weſen, das mir in dieſe

Höhle zu folgen gewagt hat. Gleiches Unglück hat Dich mir zugeführt; erkenne nun auch aus meinem Schicksal, daß die Erde Dasjenige nicht mehr das Ihrige nennen kann, was sich zum Himmel aufgeschwungen hat. Die Deinigen haben Dich verstoßen; Deine Gattin hast Du unwiederbringlich verloren, sei mir daher ein treuer Gatte und hilf mir das saure Jagegeschäft theilen. Du sollst die besten Tage bei mir haben, kein böses Wort soll Dir jemals von meinen Lippen entgegenschallen!"

Tomek hielt der Prinzessin mit heiligem Ernste die Pflichten vor, welche er als christlicher Gatte seiner Frau schuldig sei, da er derselben Treue bis zum Tode geschworen habe, und bat sie, nicht ferner auf ihn mit solchen Versuchungen einzudringen, sondern ihm zu offenbaren, wie er seine Braut vom Himmel losringen könne.

„Deine Mutter," fügte er hinzu, „hat mir verkündigt, daß ich nicht mehr fern vom Ziele bin, wenn ich Dich gefunden habe; und ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir heilig ist, mir zu sagen, wie ich Hanka, das tugendhafteste und beste Mädchen der Weichselgegend, sicher erlösen kann!"

Er stellte ihr darauf vor, ob er nicht auf dem Drachen oder einem ihrer Brüder Abends die Reise nach dem Himmel unternehmen könne, da seine Braut immer in der Nähe derselben zu sehen sei; aber sie schwieg still, wischte nach einer Weile heimlich die Thränen ab, welche ihre Wangen herabflossen, und richtete darauf an den treuen Gatten mit Stolz und Verachtung folgende Worte:

„Ich sehe, Du bist des Glückes nicht würdig, daß ich Dir anbiete, und bereuest die Unthat nicht, welche Du an meiner armen Mutter durch Deine Geschwätzigkeit ausgeübt hast. Ziehe nun fort in Frieden, oder versuche Dein Heil

auf dem Drachen, der ſeinen bepanzerten Körper zwiſchen meine beiden Brüder gelagert hat und beſonders die Füße des jüngſten bogenartig umklammert, während er ſein grimmiges Haupt abwärts nach ſeinem eignen Körper gerichtet hält, um gegen Angriffe von Außen geſichert zu ſein. Der Körper des Unthiers iſt glühend heiß, und Du wirſt auf demſelben ſchwerlich aushalten, wenn Du auch das Glück haben ſollteſt, ſeinem feuerſpeienden Rachen zu entgehen. Du mußt ſeinen Kopf auf irgend eine Weiſe zu feſſeln ſuchen, damit er Dich nicht mit ſeinen gierigen Zähnen faſſen kann. Hüte Dich, ihm bei dieſer Unternehmung mit der Lampe in die gläſernen Augen zu leuchten, und nahe Dich ihm nur, wenn er ſchnarcht; weil er dann wie leblos daliegt und ſich von einer Stelle zur andern rücken läßt. Meine Brüder möchten Dich zwar auch, und ſogar unbehindert, mitnehmen, weil ihr Nachtgeſchäft ihrem Zorne keinen Raum läßt, aber es wäre zu Deinem Unglück; indem Du dann deſto ſicherer eine Beute des gefräßigen Ungeheuers werden würdeſt, das Dich auf jeder Seite erhaſchen könnte. Doch abgeſehen davon, würde ich es auch nicht zulaſſen; denn meine Brüder ſind ohnehin gepeinigt genug, da ihnen am Himmel die Glieder weit ausgereckt werden."

Der beglückte Landmann neigte ſich unter unzähligen Dankſagungen zu den Füßen der Prinzeſſin, ging darauf hinaus, ſchnitt eine Menge biegſamer Ruthen von den Weidenſträuchern, welche am Eingange der Höhle ſtanden, und ſchlich, die Lampe in der Hand, behutſam aber muthig zum ſchnarchenden Drachen. Er nahm ſich wohl in Acht, den Schein der Lampe in die Augen des Unthiers fallen zu laſſen, und band mit den Ruthen den Kopf deſſelben ſorgfältig an deſſen Körper feſt, ſo daß ſich die Binde-Enden

hülfig und unauflöslich um seinen oben aufliegenden Reisekittel schlangen, der ihm zugleich als Zaum und Schutzmittel gegen das leicht mögliche Abstreifen des korbartigen Ruthenpanzers diente. So vorbereitet, setzte er sich auf den harten Rücken des Bärenwächters und erwartete sehnlichst den Augenblick der Himmelsreise. Kurze Zeit darauf erwachte das Ungeheuer, fing sich gewaltig an zu schütteln und mit dem Schwanze zu schlagen; aber Tomek war auch gegen diesen Angriff geschützt, da die liebreiche Prinzessin den Raum zwischen seinem Rocke und Rücken mit einer großen Menge Moos gepolstert hatte, und die tief in die Augen reichende dicke Pelzmütze den Kopf vor jeder Beschädigung sicher stellte. Das wüthende Thier versuchte seinen Bändiger hinunterzuwerfen oder durch Feuerspeien zu verbrennen, aber Beides vermochte es nicht; weil derselbe ihm bei der geringsten Bewegung die Kniee mit solcher Kraft in die Seite drückte, daß ihm der Athem stockte. Der Abend war unterdessen herangekommen, das Unthier flog dem Himmel entgegen, und Tomek kam seiner geliebten Hanka immer näher. Als er oben angelangt war, fand er den Stern seines Herzens weit in die Mitte des Himmels fortgerückt, aber der Drache steuerte gerade auf denselben zu.

Der muthige Wagehals lachte über die Aeußerung der Prinzessin, daß der Wächter ihrer Brüder glühend heiß sei; denn er verspürte nur eine natürliche Wärme am Körper desselben.

„Meine Kniee haben ihm die Luft zum Heißwerden benommen!“ dachte er bei sich selbst; aber bald empfand er, daß derselbe wirklich an Hitze zunahm. Der Schlaf kam dem Landmann während der Nacht mehre Mal in die Augen, und beinahe wäre er hinuntergestürzt. Nach Mitternacht

spie das Unthier ohne Unterbrechung Feuer, ließ sich durch keine Kraft bändigen und wurde immer heißer und heißer, so daß Tomek sich nicht mehr auf demselben zu erhalten vermochte und in der doppelten Gefahr war, hinunterzustürzen oder lebendig zu verbrennen. Die Weidenruthen und der Dornstock brannten wie Kienspäne, und von seinen Fesseln befreit, warf der zornentbrannte Bärenwächter den Landmann hinunter. Voll Todesangst schwebte er durch den wolkenlosen Luftraum und glaubte sich verloren, aber auf halben Wege nahm ihn ein großes Feuerrad auf, das seinen von Schreck und kalter Luft halb erstarrten Gliedern wohlthätige Wärme zufließen ließ und ihn sanft zur Erde führte. Nachdem er sich erholt hatte, schien es ihm, als hätten schützende Arme ihn liebreich umschlossen; er sah sich um und erblickte das große Feuerrad neben sich. Hastig sprang er auf, um sich desselben zu bemächtigen; es stellte sich jedoch auf die Seite und rollte schnell einige hundert Schritt weiter, worauf es wieder liegen blieb und von Tomek eingeholt wurde. Dasselbe war unterdessen zur Stärke eines Mühlsteins angeschwollen und wuchs immer höher und höher, bis es einer großen erleuchteten Laterne ähnlich sah. Der erstaunte Landmann stand wie versteinert da; als er aber seine geliebte Hanka in dem erleuchteten Raume erblickte, konnte ihn nichts mehr zurückhalten; er streckte schon die kräftigen Arme aus, um sie aus ihrem Gefängnisse zu erlösen: da tönte ihm ihre liebliche Stimme bittend entgegen, und er hörte die niederbeugenden Worte:

„Zurück, zurück! sonst bin ich für Dich ewig verloren. Ermüdet durch die große Anstrengung, welche mir Deine Errettung verursacht hat, kann ich jetzt nicht aufwärts, aber bald wirst Du mich wieder zum Himmelsgewölbe empor-

schweben sehen. Erretten kannst Du mich nur durch Hülfe der Sonne, bei welcher Du den Mond des Mädchenraubes anklagen mußt. Diese liebreiche Königin des Tages, welche sich unser gewiß annehmen wird, ist nur des Morgens am großen Weltmeere zu sprechen; wandre daher immer weiter nach dem Aufgange der Sonne, bis Du es erreicht hast."

Nach diesen Worten schwang sich Hanka zum Himmel hinauf und leuchtete ihrem Bräutigam freundlich entgegen. Ungesäumt machte sich dieser auf die Reise, und in weniger als acht Wochen hatte er das heißersehnte Ziel erreicht; er wachte die ganze Nacht am Strande des Oceans, bis strahlende Purpurröthe das Herrannahen der segenspendenden Wohlthäterin aller Erdenbewohner verkündigte. Sie tauchte aus ihrem erquickenden Morgenbade in majestätischer Pracht auf, und Tomek trug bescheiden und freimüthig seine Klage gegen ihren bösen Gemahl vor, der ihm in Hanka das Glück seines Lebens geraubt hatte.

„Dir soll Gerechtigkeit widerfahren!" antwortete die Sonne. „Im Thale der Glückseligkeit wird Dir nach einigen Wochen bekannt gemacht werden, wie Du zum Besitze Deiner Braut gelangen kannst." —

Tomek erhielt nun die Weisung, sich nach dem weißen Wolkenstreifen zu richten, um über die drei Gebirge zu gelangen, und wurde von einem Himmelsboten in das verheißene Thal getragen. Wonach sein Gaumen sich mehr als ein halbes Jahr gesehnt hatte, fand er hier im Ueberflusse und in solcher Güte, wie es ihm niemals geboten worden war. Das in seinem Vaterlande aus gegorenem Roggenmehlteige bereitete, beliebte Morgengetränk „Żur" war hier wohlschmeckender als der herrlichste Meth. Der aus rothen Rüben bereitete säuerliche Barschtich schmeckte so köstlich,

daß er ununterbrochen den ganzen Tag hätte essen mögen. Außerdem hielt er sich noch an einige, nach polnischer Sitte halb roh zubereitete Fleischsorten und eine Mischung von Sauerkraut und Erbsen, die er von jeher sehr geliebt hatte. Alle übrigen feinern Gerichte ließ er stehen, weil sie seinem unverwöhnten Gaumen nicht zusagten.

Mehre Stunden nach seiner Ankunft trat ein Himmelsbote zu ihm, führte ihn auf eine Stelle, die von der Sonne ganz beleuchtet wurde, und befahl ihm, die Augen ganz fest zu verschließen und beide Hände kräftig an die Ohren zu drücken; er that es, und als er nach einer langen Weile die Augen und Ohren wieder gebrauchen durfte, klagte er über die unangenehme Einwirkung des Tageslichtes und störendes Sausen im Kopfe.

„Siehe," sprach sein Begleiter," so verschließen viele Menschen ihr Auge dem Himmelslichte und das Ohr dem tausendstimmigen Chore der Schöpfung, welcher die großen Thaten des Himmelsvaters verkündigt; sie entwöhnen ihr Auge der wohlthätigen Tageshelle, und hören nicht, weil in ihrem Kopfe die Gewaltthaten ihrer sündigen Hände wiedertönen." —

Hierauf ließ er ihn rings um sich sehen und fragte ihn, woher es komme daß es so hell sei.

„Die Sonne scheint, und es ist Tag," antwortete der Landmann; „kommt die Nacht heran, so wird es finster."—

„Merke immer sorgfältig darauf, und laß Dich nicht irre machen!" fuhr der Bote des Lichts fort; „denn die Zahl derjenigen Menschen ist nicht gering, die nicht einmal bemerken, daß es Tag ist, obgleich ihnen das Sonnenlicht eben so gut scheint als Dir." —

Jetzt mußte Tomek in die Sonne sehen, welche beinahe

über seinem Haupte stand; er konnte es aber nicht lange aushalten und klagte über Augenschmerzen und Schwindel.

„Du überzeugst Dich hieraus," sagte der Himmelsbote, „daß der Mensch nicht im Stande ist, die hellstrahlende Sonne mit dem Auge seines vergänglichen Körpers genau zu erkennen, und daß er seine Gebrechlichkeit einsehen muß, wenn er nach der schwindelnden Höhe des Sternenheeres emporblickt; erkenne hieraus aber auch, daß alle Erdenbewohner wie durch einen Spiegel sehen, und daß Jedem sein Antheil Licht von der Gottheit zugemessen ist, so daß die Menschen höchstens die Morgenröthe des Himmels ruhig betrachten können, und alle ihre Anstrengungen, der Sonne in's Angesicht zu schauen, sich ihnen, als eine nutzlose Thorheit, von selbst verbieten; daher ist auch die Behauptung mancher sich klüger dünkenden Erdensöhne, daß die geringeren Brüder zu viel Licht empfangen, und man ihnen deshalb, weil zu viel Licht blende, einen Theil desselben vorenthalten müsse, unrichtig und sündhaft; denn nur kranke Augen, denen der Lichtstrahl der ewigen Gnade wegen der liebgewonnenen Finsterniß eine mißbehagliche Empfindung ist, können sich durch die segensreiche Tageshelle geblendet fühlen. Die Entziehung der Tageshelle suchen die vorerwähnten Feinde der Menschheit bei den sogenannten Ungebildeten anzuwenden, die sie aus dem Grunde so nennen, weil sie weniger Namen von Dingen anzugeben oder wenig oder gar nichts von den Grübeleien und Streitigkeiten der Welt zu erzählen wissen. Das Licht der ewig strahlenden Wahrheit gebührt denselben aber in eben dem Grade, wie jedem andern Erdensohne; und nur derjenige, welcher die Menschheit zu eigennützigen Zwecken zu gebrauchen wünscht, wird behaupten, daß die Zulassung des unverkürzten Lichtes die

entstellenden Sommersprossen erzeuge, da doch die Schuld dieses Fehlers nicht dem Lichte, sondern der Eigenthümlichkeit des Menschen zur Last fällt; weshalb man denselben im Angesichte der Gebildeten sogar häufiger wahrnimmt, als bei den Naturſöhnen, die eben darum, weil sie sich gern im Himmelslichte baden, leichter fleckenlos bleiben. — Mache Dich," fuhr der Himmelsbote fort, „zu Deinem Nachmittagsgeschäfte bereit! Die im Thale ausgespannte Morgen- und Abendröthe warten Deiner Beaufsichtigung. Hüte Dich, sie mit Deinen unzarten Händen zu betasten, und schütze sie vor der Verunreinigung durch Staub, damit Du sie für Deine Mitmenschen klar erhaltest; es könnten sonst viele derselben darunter leiden, und die Strafen des Himmels auf Dich zurückfallen; denn die Sonne der untrüglichen Wahrheit hat diese beiden Betinnen des Himmels, welche jenseits des blauen sterngeschmückten Tempels der ewigen Liebe, Glaube und Hoffnung genannt werden, für Alle durch ihren segnenden Strahl mit einem unverfälschten Roth gezeichnet."

Am nächsten Morgen führte der freundliche Diener des Lichts den Landmann zum glühenden Eisenthurm, wo demselben die Bewachung der auf- und abkriechenden rothen Krebse als Vormittagsbeschäftigung zur Pflicht gemacht wurde. Die Neugierde plagte denselben bei Betrachtung dieser seltsamen Erscheinung, und er konnte nicht umhin, die Frage an seinen Begleiter zu stellen, was die Krebse am Thurme zu schaffen hätten."

„Hier siehst Du," sprach der Gefragte, „wie diejenigen, welche nur am irdischen Schlamme Wohlgefallen finden, dem Tageslichte ausweichen und finstre Schlupfwinkel zum Aufenthalte wählen, sich nicht vorwärts, sondern im-

mer weiter rückwärts bewegen, und ihrer schwarzen Hülle erst durch das läuternde Feuer der ewigen Liebe eine angenehme Farbe verschaffen können. Erkenne in jedem dieser Geschöpfe das Ebenbild eines halbverirrten oder der Finsterniß verfallenen Erdenkindes. Nach dem Grade ihrer Verirrung werden hier die Menschen durch einen rothen oder schwarzen Krebs dargestellt, und nur die rothen können in die Strahlenkuppel des Thurms gelangen. So oft dies geschieht, ist es ein Zeichen, daß ein reuevoller Sünder durch einen seligen Tod in das Reich des Lichts eingegangen ist. Desgleichen kannst Du in den auf das Ufer des Teiches fallenden Krebsen solche Deiner Mitmenschen erkennen, welche sich auf das schwarze Gebiet der Sünde stürzen und an dem Rande des Lasters entweder gleich zerschellen oder ihr Herz in der eisigen Kälte der Lieblosigkeit, welche die arge Welt gleich einem Bache durchrieselt, so abhärten, daß sie zur Umkehr nicht mehr fähig, sondern lebendig todt sind und dem Pfuhle der ewigen Verdammniß verfallen."

Tomek versah seinen Dienst mit der größten Treue; unermüdlich sah man ihn den ganzen Vormittag beschäftigt, die verirrten Krebse mit einem Stabe zur Umkehr zu bewegen, und Wehmuth und heftiger Schmerz durchdrangen seine Seele, wenn er seine Bemühungen fruchtlos sah. Die Morgen- und Abendröthe zu beaufsichtigen, gewährte ihm viel Freude, und niemals war er im Stande, sein Nachmittagsgeschäft anzufangen, ohne von Bewunderung über die Allmacht und Größe des Schöpfers hingerissen zu werden, der den Saum des Himmels mit so wunderbarer Farbenpracht kleidet.

Bei allen Zerstreuungen, die mit seinem Dienste verbunden waren, kam ihm doch Hanka niemals aus dem Sinn,

und er harrte mit Ungeduld des Augenblicks, wo er belehrt werden würde, wie er die Befreiung derselben bewirken könne. Schon waren mehre Wochen verflossen, als er eines Abends betrübt nach dem bestirnten Himmel emporblickte und zu seinem Erstaunen den Abendstern immer weiter auf sich zukommen sah. Näher gerückt erkannte er in demselben ein Mädchen, das in bezaubernder Schönheit prangte; sie war mit einer hellen Strahlenkrone geschmückt, in welcher vielerlei Edelsteine leuchteten, und trug ein feuriges Kleid von Goldstoff, mit Blumen von der Farbe der Abendröthe und des Regenbogens durchwebt. Der schüchterne Landmann wagte ihr nur aus der Ferne seinen Gruß entgegen zu senden, indem er sich mit der rechten Hand tief zur Erde neigte, als wenn er nach Landessitte den Saum ihres Kleides berühren wollte. Die freundliche Himmelstochter überbrachte ihm einen herzlichen Gruß von Hanka und weckte durch folgende Worte seine Seele zu neuem Leben:

„Die Erlösungsstunde Deiner Braut ist herangekommen. Heute um Mitternacht wird sich der Mond auf seinem Sichelwagen vom Himmel in dies Thal herablassen, um sein Licht zu erneuern. Verstecke Dich im Thurme und durchschneide, wenn er sich von demselben niederläßt, mit der goldenen Sichel, die er beim Heraussteigen vorn in den Wagen legt, eins der goldnen Seile, an denen er sich heruntergelassen hat. Eile dann schnell mit der Sichel in den Thurm zurück und verlasse denselben bei allen Betheurungen und Bitten des Mondes nicht eher, bis die Sonne am Himmel heraufsteigt. Folgst Du meinem Rathe nicht, oder läßt Du Dir die Sichel entwinden, so bist Du verloren!“

Kaum hatte sich die Verkündigerin der Freudenbotschaft entfernt, so begab sich Tomek auch schon in die Geisterhalle

des Thurms und wartete mit wachsamem Auge auf die Ankunft seines Widersachers.

Die Mitternachtsstunde war vorüber, und der Sichelwagen hielt vor dem Eingange still; der Mond legte seine Waffe nieder, trat einige Schritte zurück und sah zum Thurme hinauf: da stürzte der muthige Landmann hinaus nach dem Wagen, ergriff die Sichel und schnitt ein Seilseil entzwei. An der Thür ergriff ihn der Mond und wollte ihm die Sichel entwinden, aber des Bräutigams starker Arm widerstand so lange tapfer, bis jener, durch das Herannahen der Himmelsboten erschreckt, ängstlich nach seinem Wagen zurückfloh. Mit frischem Lichte versehen, sollte sich der Mond jetzt nach dem Himmel zurückbegeben; aber er wollte den Dienern des Lichts seine Unachtsamkeit nicht offenbaren und eben so wenig sich von Tomek, den er erkannt hatte, des Märchenraubes anklagen lassen. Anfangs legte er sich auf's Drohen, da er aber den beleidigten Bräutigam dadurch nicht aus dem Thurme zu locken vermochte, so versuchte er, die zerschnittenen Seil-Enden zusammen zu knüpfen; doch wollte ihm dies nicht gelingen; denn so oft er sich nach großer Mühe in den Wagen setzte, wanden die Knoten sich wieder auseinander. Unter dieser rastlosen Anstrengung, welcher sich von Zeit zu Zeit immer wieder neue Drohungen anschlossen, kam der neue Tag schon am Himmel herauf, und das Toben des Märchenräubers verwandelte sich in eine bescheidene Bitte und das Versprechen, für die Sichel, welche zur Verbindung der beiden spiegelglatten Seil-Enden durchaus nöthig sei, Hanka sogleich heraus zu geben; aber Tomek that, als höre er nichts und wartete in seinem Verstecke ruhig auf die Ankunft der Sonne. Die Purpurröthe des Himmels prangte schon in voller Pracht; da versprach

er dem unerbittlichen Landmanne unter kräftigen Schwüren als Zugabe so viel Vermögen, daß er zeitlebens genug haben sollte: doch war es zu spät; denn seine Gemahlin schaute ihm schon in's Angesicht, das bei ihrem Anblicke sich mit Todtenblässe überzog.

„Gewissenloser Mann," sprach sie zu ihm, „der Du das Glück zweier treuen Liebenden gestört hast, gieb sogleich zurück, was Dir nicht angehört, wenn ich mich nicht auf immer von Dir trennen soll!" —

Der Mond versprach, Hanka sogleich vom Himmelsgewölbe herunter zu holen und ihrem Bräutigam wiederzugeben, wenn nur die Sichel in seinen Händen und das Weltzelt in Ordnung gebracht sein würde. Ein Himmelsbote erschien, nahm dem Bräutigam die Sichel ab, beschabte damit die Zelt-Enden, fügte sie fest zusammen und gab denselben durch frisches Himmelslicht den frühern Glanz wieder. Der Mond schwang sich mit seinem Wagen über die Wolken hinaus, und in wenigen Augenblicken sah man ihn schon mit der Braut zurückkehren.

Die Freude des Wiedersehens ließ die beiden Brautleute alles ausgestandene Ungemach vergessen; sie dankten der Tagesköngin und ihrem Gemahl für die Erlösung, und dieser versprach, sein Leben zu bessern und niemals mehr eine solche That zu vollbringen. Von der Zeit an bleibt der Mond alle Monate eine ganze Woche lang zu Hause und ist bei allen Liebenden in so hohes Ansehen gekommen, daß seine Freundlichkeit in den schönsten Liebgedichten weit und breit verkündigt wird. Ob er sich dessen auch in Bezug auf Tomek und Hanka werth gemacht hat, möge man aus dem Schlusse dieser Geschichte beurtheilen.

Der Mond sendete die beiden Brautleute aus eigenen

Antriebe auf, sich in den Sichelwagen zu setzen, indem er ihnen mit Treuherzigkeit die Versicherung gab, daß sie nichts zu befürchten hätten. Auf Zureden der Sonne folgten sie ihm, und sanft gleitete der prächtige Wagen durch die angenehme Sommerluft der geliebten Heimath zu; schon nahten sie sich immer mehr und mehr den Fluthen der majestätischen Weichsel: da sanken die Reisenden langsam der Erde zu und blieben unter einem Baume mit silberweißen Blättern stehen. Der Mond entlaubte mit seiner Sichel sämmtliche Zweige desselben und belud mit den Blättern alle leeren Räume des Wagens. Die Reise wurde darauf unter belehrenden Gesprächen über die rechte Zeit des Säens und Pflanzens fortgesetzt, und die lernbegierigen Landleute waren ganz Ohr, als er ihnen erklärte, daß jedes einzelne Blatt, welches er für sie gesammelt habe, die Kraft besitze, einen Acker, auf dem es vergraben würde, ein Jahr hindurch vor Mißwachs zu bewahren, und daß eine Handvoll derselben einen Umkreis von vier Meilen schütze.

Unter diesen Erklärungen waren sie, ohne daß es die Brautleute merkten, vor Hanka's elterlichem Hause angelangt. Die guten Alten eilten freudig hinaus und umarmten ihre geliebten Kinder, die sie niemals mehr wiederzusehen geglaubt hatten. Der Mond bat sie wegen des Kummers, den er ihnen zugefügt hatte, um Verzeihung und versprach ihnen als Entschädigung unerschütterliche Gesundheit für die übrigen Lebensjahre und ein kummerloses Alter. Die von allen Seiten herbeiströmenden Nachbaren bewogen den Mond zur schleunigen Abreise. Lange sah man ihm nach, und als er dem Auge entschwunden war, schickten sich die hocherfreuten Eltern an, die Freude des Wiedersehens im Zirkel der theilnehmenden Dorfbewohner zu feiern.

Eine glückliche, sorgenlose Zeit war jetzt über die ehrliche Bauernfamilie gekommen. Schon hatte der Strom der Zeit drei Vierteljahre mit raschem Fluge bei ihrer regen Geschäftigkeit vorübergeführt; es nahte sich bereits der zweite Sommer, und man sah im ganzen Lande betrübt auf die welken Saaten, die eine unausbleibliche Mißerndte verkündigten. Tomek erinnerte sich seiner Blätter und vertheilte viele an seine Freunde und Bekannte. Anfangs wurde er von so Manchem verlacht, als aber trotz des allgemeinen Mißwachses überall reicher Segen zu sehen war, wo man sich seiner Blätter bedient hatte, kam er in großen Ruf. Im nächsten Jahre zeigte sich wieder die traurige Aussicht auf eine sichere Mißernte, und von allen Seiten fanden sich vornehme Gutsbesitzer ein, um die Wunderblätter mit Gold zu bezahlen. Jetzt überzeugten sich die beiden Gatten erst, mit welchem Reichthum sie beschüttet waren; denn in einigen Wochen besaßen sie, ungeachtet ihrer uneigennützigen Austheilung unzähliger Blätter an arme Leute, ein größeres Vermögen, als die reichsten Edelleute im ganzen Lande; sie kauften fürs Erste das D[illegible] in welchem sie wohnten und bemühten sich, das Glück [illegible]'itbewohner auf jede Weise zu begründen. Nach u[illegible]men sie durch gute Wirthschaft in den Besitz a[illegible]genden Dörfer, und da sie überall wohlthaten, wohin ihr Fuß nur gelangte, so freute sich auch Jeder über ihr Glück und wünschte ihnen ein langes Leben zum Besten der leidenden Menschheit.

III.

Entenschnabel.

In einer kleinen Stadt, nahe der alten polnischen Königs-Residenz Gnesen, wohnte ein Schmied, der einen einzigen Sohn, Namens Jasch, hatte. Keine liebreiche Ermahnung, keine Strenge vermochte den Knaben von seinen Unarten abzubringen. Die Eltern wußten sich bei den vielen Klagen, welche täglich einliefen, keinen Rath mehr und baten Gott ohne Unterlaß, er möge sich ihres ungehorsamen Kindes erbarmen und ihm bessere Gedanken schenken.

Abwechselnder Frost und Regen hatten im Anfange eines Winters Wege und Stege in Spiegelflächen verwandelt. Mit Vorsicht sah man Jedermann einherschreiten, nur Jasch mit seinen wilden Gefährten achtete auf nichts. Sie hatten nach ihrer Erklärung die schönste Schlitterbahn der Welt gefunden, und ließen sich abwechselnd bald auf einem, bald auf beiden Füßen von einem steilen Hügel unter großem Jubel herab. Ein Greis, am Stabe gestützt, ging eben vorüber, als einer der Knaben niederstürzte und mit blutigem Gesicht und lautem Schluchzen davon eilte.

„Kinder," sprach er, „Ihr könnt Euch durch dies unbesonnene Vergnügen leicht unglücklich machen! Sucht Euch,

wenn Ihr es nun einmal nicht unterlaſſen könnt, wenigſtens eine minder gefährliche Stelle aus!"

Alle Knaben folgten, außer Jaſch; dieſer verlachte und verſpottete den alten Mann und ſtreckte ihm ſogar die Zunge entgegen, als dieſer ihn mit liebreichen Worten ermahnte.

„So geht's gut auf der Schlitterbahn, Ihr Thoren!" rief er, auf einem Beine ſtehend, und ſetzte ſein wildes Vergnügen fort. Plötzlich ſtürzte er nieder; das Blut kam ihm ſtromweiſe aus dem Munde: er hatte ſich beim Fallen die Zunge abgebiſſen. Schnell raffte er ſich auf, um ſeine Zunge zu ergreifen, die, vom Sturme fortgetrieben, das Eis mit rothen Streifen zeichnete. Endlich hatte er ſie erfaßt; welcher Schrecken bemächtigte ſich aber ſeiner, als er ſtatt derſelben einen großen Raben in den Händen hielt, der laut krächzend ihm die Worte entgegenrief:

„Armer Junge, hüte die Zunge, ſie bringt Unglück und Mißgeſchick!"

Schnell entwandte ſich nach dieſen Worten der ſchwarze Unglücksvogel den Händen des jammernden Knaben; dieſer aber verfolgte ihn über Stock und Stein und ſank zuletzt ermüdet auf die glatte Eisfläche nieder. Hier ließ ſich der Rabe auf ihn herab und krallte ſich mit beiden Füßen feſt an ſeine Schulter. Jaſch hatte bis jetzt keine Zeit gehabt, genauer auf ſich zu achten; zu ſeinem Schrecken gewahrte er etwas Feſtes und Schweres an ſeinem Munde, und bald fühlte er mit beiden Händen deutlich, daß ihm ein großer Entenſchnabel gewachſen war. Unaufhörlich ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, doch hoffte er im Elternhauſe Befreiung von ſeiner Verunſtaltung zu erlangen.

Es war um die Mittagsſtunde, als er das Haus ſeiner Eltern betrat. Die Speiſen dufteten ihm angenehm entgegen,

und er bekam einen großen Appetit. Mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte die Mutter zu Boden, als ſie ihn ſah. Der Vater griff nach einem Eiſenſtabe und ſchlug heftig auf ihn los, indem er rief:

„Fort, Du Ungeheuer, aus meinem Hauſe! Wie kannſt Du Dich unterſtehen, meine Schwelle zu betreten!“

Jaſch neigte ſich, berührte nach Landesſitte mit der Pelzmütze die Füße des Vaters und umklammerte dann dieſelben, um ihn dadurch zu beſänftigen und Abbitte zu thun; der Mutter, welche ſich wieder erholt hatte, wollte er die Schulter küſſen, mit lautem Angſtgeſchrei ſtieß ſie ihn aber von ſich, und der Vater jagte ihn zum Hauſe hinaus. Wohl dreimal kehrte er um und machte neue Verſuche, den Eltern zu verſtehen zu geben, daß er ihr Sohn ſei; aber vergebens! Er hatte jetzt nur einen Freund, ſeinen Raben; dieſer wiſchte ihm mit den Flügeln die Thränen ab und ſtreichelte liebreich das blutige Angeſicht deſſelben. Sein Unglück machte ihm die Vaterſtadt verhaßt; er wanderte von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte, überall wurde er aber mit böſen Worten begrüßt und zum Hauſe hinausgetrieben. Nach vielfach überſtandener Entbehrung und mancherlei Leiden führte ihn ſein Weg nach Gnieſen, und zuverſichtlich rechnete er hier auf eine beſſere Aufnahme, als bei den unbarmherzigen Landbewohnern. Mit großen Augen ſah er die vielen und prächtigen Häuſer an, und neues Leben kehrte in ſeine Bruſt zurück. An ſein Unglück dachte er gar nicht mehr; er ſah ſich in Gedanken ſchon im Gefolge eines der vornehmen Herren, deren zierliche Wagen über die Straßen rollten, und bemerkte gar nicht, was um ihn her vorging. Eine Schaar loſer Straßenjungen hatte ſich um ihn geſtellt und ſah ihn und den Raben mit neugierigen Augen an. Unter dem Rufe:

„Entenſchnabel! Entenſchnabel!“ verfolgten ſie ihn auf jedem Schritte, und nach und nach wurde die Zahl derſelben ſo groß, daß er es für's Beſte hielt, ſich durch die Flucht ihren Augen zu entziehen. Dadurch hatte er es nun ganz verdorben. Durch alle Straßen und Gaſſen jagten ſie ihn, bis er endlich bei einem großen Palaſte anlangte, wo er in einem Seitenflügel Schutz ſuchte. Er fand hier ein offenſtehendes Zimmer, in welchem viele Leute mit Brodbacken beſchäftigt waren. Bei der regen Thätigkeit achtete man auf ihn nicht, und er ſtieg unbemerkt auf den Backofen, wo er ſich im Himmel wähnte, weil er bis jetzt tagelang auf freiem Felde oder in verfallenen Scheunen ausgeruht hatte. Aus den Reden der Leute erfuhr er ſehr bald, daß er ſich in der königlichen Hofbäckerei befinde. Das laute Geſchrei der Jungen lockte den Oberhofbäcker hinaus. Auf ihre Erzählung von der Flucht des Entenſchnabels in dieſes Gebäude ließ er in allen Theilen des Hauſes und Hofes nachſuchen, und da er nichts fand, jagte er die Jungen fort. Jaſch war behutſam bis in den Hintergrund zurückgekrochen und freute ſich, daß ſeine Feinde aus dem Felde geſchlagen waren. Da krächzte der Rabe und rief:

„Armer Junge, hüte die Zunge, ſie bringt Unglück und Mißgeſchick!“

Alles ſah nach der Seite hin, wo die Worte herkamen, und bald wurde Jaſch unter großem Freudengeſchrei vom Backofen heruntergeholt und von allen Seiten neugierig betrachtet. Man meldete dem Könige die Ankunft des merkwürdigen Gaſtes, und derſelbe ließ Jaſch ſogleich vor ſich bringen. Da in derſelben Stunde Alles zur Tafel ging, wurde er den anweſenden Gäſten vorgeſtellt. Mehre bedauerten den armen Knaben, Andere erklärten, er ſehe nur

sich selbst und Andern zur Last, und es wäre besser, ihn aus der Welt zu schaffen. Der Rabe krächzte während dieser Unterhaltung immerwährend und trug seinem Herrn Stücke Fleisch und Brod zu, welche er den Dienern von den Ueberresten, die sie von der Tafel trugen, entwandte. Als einer der vornehmsten Gäste aufstand, um die Gesundheit des Königs zu trinken, erfolgte eine allgemeine Stille, und in diesem Augenblicke rief der Rabe überlaut:

„Armer Junge, hüte die Zunge, sie bringt Unglück und Mißgeschick!"

Der König, hocherfreut, eine so schöne Lehre aus dem Munde des Vogels zu hören, fragte den Knaben, ob er den Raben verkaufen wolle. Jasch schüttelte mit dem Kopfe; als aber dennoch einer der Gäste den Raben griff und in's nächste Zimmer trug, riß der aufgebrachte Knabe einem der Diener ein Tischmesser aus der Hand und warf es unter großem Geheul seinem Widersacher nach. Nun stimmten alle Anwesenden und endlich auch der König für den Tod der wüthenden Mißgeburt, wie sie den armen Knaben nannten; Jasch aber eilte pfeilschnell aus dem Saal, und entwischte glücklich den Häschern, die ihm nachgeschickt wurden.

Ermüdet von der schnellen Flucht, sah sich Jasch nach einem Ruheplatze um; nirgends fand er jedoch eine bequeme Stelle, und er beschloß daher, sich mit dem Schnabel an eine alte Eiche anzulehnen, und so ein Stündchen auszuruhen. Er schlief in dieser Stellung bald ein und erwachte erst mit Anbruch des Tages. Hände und Füße waren ihm wie angeschmiedet, und als er sich genauer umsah, bemerkte er, daß er bis an den Hals im Schnee begraben war. Laut schluchzend überblickte er die große Schneemasse, welche über Nacht gefallen war, und alle Anstrengung, sich hindurch

zu arbeiten, half ihm nichts. Er kam endlich auf den Gedanken, den Baum zu besteigen; doch konnte er nur bis zum nächsten Aste gelangen und zog es bald vor, als er von Kälte beinahe erstarrt war, wieder in den Schnee zurückzukriechen. Den ganzen Tag hindurch schien die Sonne, und es kam ihm vor, daß der Schnee etwas gesunken sei. Gegen Abend verwandelte sich die Oberfläche der Schneemasse in eine Eiskruste, und es war jetzt noch schwerer, von der Stelle zu kommen als zuvor. Er hätte seine Lage, ungeachtet des Hungers, der auf ihn mächtig einstürmte, noch erträglich gefunden, wenn nur der Rabe in seiner Nähe gewesen wäre; so stand er aber ganz verlassen da. Als es dunkel wurde, hörte er etwas auf dem Schnee einhergehen. Eine große Angst überfiel ihn; denn nichts Gewisseres konnte er erwarten, als von einem Raubthiere zerrissen zu werden. Das Geräusch kam immer näher, und endlich erblickte er eine alte Frau mit einem runzligen Gesichte und einer langen feuerrothen Nase. Ein großer Weidelzopf bedeckte ihr Haupt und hing in einzelnen Enden auf die Schultern und die Brust herab.

„Ei, was für ein anständig Vögelchen!“ sagte sie; „warte nur, ich will Dir das Köpfel abschneiden und Dich meinem Strohhändchen und Bolzenbeinchen zum Abendbrod zubereiten!“ —

Rasch schrie gewaltig; und als die Alte ihm mit ihren rothen, triefenden Augen näher kam und sich überzeugt hatte, daß er kein Vogel sei, rief sie freudig:

„Potz Element, ein Jüngelchen! Na warte, sollst mir kommen, hast recht leuchtende Aeugelein, kannst mein Feuerzeug sein!“ Und hiermit schlug sie ihn in's Angesicht, daß ihm das Feuer aus den Augen flog. „Schön, schön,“

ſuhr ſie fort, „biſt ein feurig Knäbelein, ſollſt wie mein Kind gehalten ſein!“ —

Darauf holte ſie die Branntweinsflaſche aus der Taſche, gab dem Knaben einen Schluck und hob ihn in die Höh'. Raſch zog ſie ihn über die Schneedecke hin, und bald langten ſie bei einer freundlichen Bauernhütte an.

„Bolzenbeinchen, Strohhändchen! Macht auf!“ rief ſie in einem näſelnd kreiſchenden Tone.

Bald öffnete ſich die Thür und es traten ihr die beiden Söhne entgegen. Bolzenbeinchen, der ältere, war ohne Beine geboren; es hatte ihm aber ſeine Mutter feſte Beine aus geflochtenem Eiſendraht machen laſſen, an denen die Bolzen aus ihrem Plätteiſen die Stelle der Füße vertraten. Strohhändchen war ohne Hände geboren und hatte durch die Zauberkunſt der Mutter Hände von geflochtenem Stroh mit Adlerklauen erhalten. Jaſch bekam zum Abendbrod eine Schüſſel grauer Teichſchnecken, die er aber unberührt ließ, und ſchlief auf einem weichen Mooslager ohne Unterbrechung bis zum Anbruch des Tages. —

„Guten Morgen, Jäſchelchen,“ rief ihm die Alte freundlich entgegen; „ſollſt jetzt zum Geſchäfte! In meinem Garten ſieht es anders aus, als auf dem kalten Schneegefilde; es weht dort die ſchönſte Frühlingsluft und bringt Segen über meine Gold- und Diamantenſchnecken, Goldkarpfen und Purpurſchleie im Wunderteiche. Du wirſt ſie alle Tage mit friſchem Brote füttern, daß ſie recht fett werden, und wirſt Acht geben, daß die Schnecken nicht auf's Ufer kriechen und die Fiſche nicht über das Drathgitter in den Graben ſpringen. Was ſehe ich aber, Du haſt ja Dein Abendeſſen ſtehen laſſen! Wirſt mager und faul und zu jedem Geſchäfte untauglich werden, Du ſtumme Nißge-

geburt, wenn Du Deine Mahlzeit nicht ordentlich hältst; mein Wunderteich wird dann aussterben, und ich werde eine arme Wittwe sein!" —

Ein paar derbe Streiche mit einer eisernen Ruthe zwangen ihn, diese und noch eine andere Schüssel Schnecken, welche für ihn zum Frühstück bestimmt waren, auszuessen. Täglich wiederholte sie die Schläge, bis die Gewohnheit ihm endlich diese ekelhafte Speise mit Wohlgeschmack würzte. Jede Schnecke, die am Ufer gefunden wurde, und jede bei der Karpfenfütterung zurückbehaltene Brodkirste wurden schwer geahndet.

Stundenlang lag er öfters vor dem Teiche auf seinen Knieen und rief Gott um Errettung an.

„Vergieb mir, du gütiger Vater im Himmel," sprach er bei sich selbst, „was ich meinen armen Eltern Böses gethan habe! Manchen Aerger, manche Thränen habe ich ihnen bereitet; vergieb mir, was ich an ihnen und meinen Mitmenschen verschuldet habe! Ich will nicht murren, will mein Schicksal ruhig ertragen; es ist ja nur eine gerechte Strafe meiner bösen Thaten!"

Wenn dann ein Thränenstrom seinem gefolterten Herzen Erleichterung verschafft hatte, besorgte er mit aller Treue seine Geschäfte und erntete dafür öfters Lob von seiner bösen Gebieterin. Er gewann bald ihr ganzes Vertrauen und wurde jetzt auch hin und wieder im Hause beschäftigt. Oft hörte er mit Schaudern die Erzählung von den zufällig hierher gerathenen und in Karpfen, Schleie und Schnecken verwandelten Personen an. Mit Wehmuth und stillem Gebete blickte er von nun an in den Teich und suchte zu errathen, welcher Karpfen oder Schlei wohl diese oder jene unglückliche Person sei.

Eines Tages war er mit ähnlichen Gedanken beschäftigt, als er plötzlich etwas über seinem Kopfe schweben sah. Die freudigste Ueberraschung wurde ihm zu Theil; sein Rabe war angelangt und hatte seinen Platz auf der Schulter wieder eingenommen. Die alte Zauberin überraschte ihn bei dieser Freudenscene und wollte den Vogel gleich in Beschlag nehmen; doch Jasch streckte flehend die Hände entgegen und hörte nicht auf, ihre Füße zu umklammern. Mit großer Mühe erhielt er ihn wieder, und zugleich wurde ihm der Befehl ertheilt, für fleißige Fütterung desselben Sorge zu tragen, damit er sobald als möglich geschlachtet werden könne.

Als Jasch nach Sonnenuntergang mit seinem Raben in's Haus zurückkehrte, fand er einen Fremden da, vor dessen Anblick er nicht wenig erschrak; denn er erkannte in ihm den König. Mit ernsten Worten redete dieser ihn an und fragte, wie er hieher käme, und auf welche Weise er den Raben wiedererhalten habe. Die Alte nahm das Wort für Jasch und erzählte Alles, was sie von ihm wußte, umständlich. Auch der König theilte das mit, was sich in Gnesen mit demselben zugetragen hatte, und vorzüglich dessen Entweichung nach ausgesprochenem Todesurtheil. Nachdem der König sich zur Ruhe begeben hatte, sagte die Alte zu Jasch:

„Dein Todfeind hat sich auf der Jagd verirrt und ist in unsere Hände gefallen; Du sollst gerächt werden, und zwar kannst Du Deine Rache mit ausüben helfen.

„Komm her!“ sagte sie, indem sie ein großes Stück Zauberschwamm aus der Tasche langte; „der Blitz aus Deinen leuchtenden Aeugelein soll heute seine erste Wirkung zeigen.“

Und darauf schlug sie ihn mit der Faust in die Augen, daß das helle Feuer daraus hervordrang. Der Zauber-

schwamm hatte sich an dieser seltsamen Feuerflamme schnell entzündet, und wurde jetzt auf eine Pfanne mit trockenen Kräutern geworfen. Ein herrlicher Wohlgeruch verbreitete sich im ganzen Zimmer, und die Zauberin befahl dem Knaben, das Gefäß in das Schlafgemach des Königs zu tragen und fleißig mit Zauberschwamm und Kräutern zu versorgen, so lange bis der König in einen todtenähnlichen Schlaf gerathen sein würde; worauf man ihn dann am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang nach dem Teiche tragen und in einen Goldkarpfen verwandeln wollte.

Jasch that, was ihm befohlen war. Rubig dachte er darüber nach, wie schlecht es sei, sich an seinem Feinde zu rächen, und welche Sünde er auf sich laden würde, wenn er seinen Landesvater dem Verderben überließe. Als er sicher zu sein glaubte, nahte er sich behutsam dem Lager des Königs, weckte ihn auf und gab ihm durch allerlei Zeichen zu verstehen, daß sein Leben in Gefahr sei; ja er schrieb sogar mit dem Finger die Worte: „Tod, Zauberei und eilige Flucht" in seine Hand; doch lachte ihn der König aus und deutete auf sein Schwert, indem er sagte:

„Hiermit werde ich jeden Feind und alle Zauberei zu züchtigen wissen!"

Jasch wiederholte seine Bitte durch die gesuchtesten Gebärden, aber nichts vermochte den König zur Flucht zu bewegen. Endlich trat nach dem Räuchern der todtenähnliche Schlaf ein, und gleich mit Anbruch des Morgens standen auch schon Bolzenbeinchen, Strohhändchen und die alte Hexe da, um den König in den Teich zu tragen. Kaum hatten sie ihn angefaßt, so erhob er sich mutbig, um nach seinem Schwerte zu greifen; da er aber zu ohnmächtig war, ihnen zu widerstehen, so floh er eiligst nach dem Garten. Hier

jagten ihn die beiden Söhne und die Mutter so lange, bis er dem Teiche nahe war, worauf die alte Hexe ihn durch drei Schläge mit der eisernen Ruthe vollständig entkräftete und in's Wasser stürzte. Ein Goldkarpfen von ausgezeichneter Größe zeigte sich jetzt öfters an der Oberfläche des Teiches; es war der König.

Sonntags brauchte Jasch nicht in den Garten zu gehen; er hatte diesen Tag auch immer mit frommen Betrachtungen und stillem Gebete in der Stube zugebracht. Am nächsten Sonntage nach des Königs Bezauberung war die Hexe früh nach Gnesen gegangen; Jasch hielt es für seine Pflicht, auf Ordnung im ganzen Haushalte zu sehen; darum ging er auch in den Garten. Er bemerkte diesmal etwas Außererdentliches. Ein Häuschen von schneeweißer Farbe, welches am Ende des Gartens stand, da, wo der Graben die Grenze und den eisigen Hauch des Winters berührte, schien von tausend Kerzen erleuchtet. Schnell beflügelte er dorthin seine Schritte; und wie erstaunte er! Mehre hundert Leute hörten hier der Predigt eines alten Geistlichen zu, der bei dem Worte Amen blitzesschnell die Kanzel und Gemeinschaft der handhohen Leute verließ und an den Graben eilte, wo er sich in einen Karpfen verwandelte, in das Wasser stürzte und über das Drahtgitter in den Teich sprang. Ihm folgte auf ähnliche Weise ein großer Theil der Gemeinde; die Mehrzahl verwandelte sich in Schnecken und legte den Weg zu Lande zurück. Auch den König hatte er unter der Menge bemerkt, und er nahm sich vor, Alles anzuwenden, um die unglücklichen Bezauberten zu retten, oder wenigstens, so viel es in seiner Macht stände, neue Bezauberungen zu verhüten.

Wie bedauerte er es, daß er stumm war! Wie bereute

er alle seine Vergehungen um desto inniger, indem er bedachte, daß er durch seine Sündenschuld aus der menschlichen Gesellschaft, von Vater und Mutter verbannt war! Er überlegte, ob es wohl ersprießlich sein könne, an den Königshof zu gehen, und die Bezauberung des Königs schriftlich anzuzeigen, aber die Furcht vor dem Tode und den bösen Straßenjungen erstickte sehr bald diesen Gedanken. Auch schien ihm eine solche Anzeige deshalb nachtheilig; weil die Rettung des Königs dadurch vielleicht unmöglich gemacht und er selbst auf's Neue dem Hungertode oder der rauhen Winterkälte preisgegeben werden könnte. Bei diesen Betrachtungen war er zufällig auf einen Fußsteig gerathen, der von dem kleinen Häuschen durch die Dornenhecke führte, welche den Garten ringsum einschloß. Das Geklaffe eines Fuchses, der aus dem Dickicht des Waldes auf diese Stelle zueilte, erinnerte ihn an die Nähe wilder Thiere und die Umkehr; doch hörte er sich plötzlich bei Namen rufen. Er blieb stehen und bemerkte, daß der Fuchs ihn rufe.

„Du kennst mich, lieber Jasch, in dieser Gestalt allerdings nicht wieder," sprach der Waldbewohner; „auch würdest Du wohl meine wahre Gestalt mit weniger Ruhe ansehen können; denn ich bin der Greis, auf den Du die Zunge ausgestreckt hast. Nur wenige Tage vor Deiner Ankunft in dieser Hütte hatte ich das Unglück, von Deiner bösen Gebieterin bezaubert zu werden. Gott hat nach langer anhaltender Bitte endlich mein Gebet erhört, und Dich zum Werkzeuge der Befreiung aller hier Bezauberten auserkoren; weil die Erlösung dieser Unglücklichen nur durch einen Sünder, der aufrichtige Buße gethan hat, vollbracht werden kann. Achte jetzt mehr als sonst auf die Reden Deiner

Gebieterin, und es wird Dir ein Leichtes werden, das Werk der Liebe auszuführen."

Jasch hörte die Zauberin rufen und an die Thür klopfen. Schnell lief er zurück, um aufzumachen, aber ein Furiengesicht leuchtete ihm entgegen, wie er es nie gesehen hatte.

„Undankbarer," rief sie ihm entgegen, „gewiß bist Du im weißen Häuschen gewesen! Ich Unglückliche, so sind denn alle meine schönen Fische und Schnecken dahin!"

Pfeilschnell war sie im Garten und wieder zurück, und da sich Alles in der größten Ordnung befand, streichelte sie ihm den Schnabel, liebkoste und herzte ihn und sagte: „Liebes Jaschchen, sollst wie mein Söhnchen gehalten werden, bist ein gutes, treues Kind; geh' aber nicht mehr Sonntags in den Garten!" Die alte Hexe nahm jetzt ein altes vermodertes Buch, setzte sich auf den Fußboden mit übereinandergeschlagenen Beinen und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Bolzenbeinchen und Strohhändchen räucherten mit Schwefel und Teufelskoth, welches nichts für Jaschens Schnabel war. Bald erschien ein Mann mit rothem Haare und einem altmodischen Anzuge. Jasch neigte sich vor ihm tief zur Erde und wollte ehrfurchtsvoll den Saum seines Kleides berühren; da theilte sich der schwarze Rock, und ein gräßlicher Pferdefuß strahlte ihm entgegen. Das ängstliche Zurückprallen und Aufkreischen des Knaben machte den Fremden auf Jasch aufmerksam, und unter dem Ausrufe: „Ein Feind der Finsterniß!" fuhr Satanas zum Schornstein hinaus. Die Alte klatschte vor Freuden in die Hände; denn nun durfte ihr Peiniger, der schon ihre schwarze Seele abzuholen kam, erst in zehn Jahren wiederkehren. Jasch hatte von der Zeit an einen guten Stein im Brette und gewann nun das vollständige Vertrauen der Alten.

Einige Tage nach der Bezauberung des Königs sprangen Bolzenbeinchen und Strohhändchen mit großer Freude in's Zimmer und verkündigten, daß mehre Jagdhunde vor der Hütte angelangt seien, und daß ein Mädchen und drei Kriegsknechte auf die Hütte zukämen. Mit Würde und Anstand trat das Mädchen näher und fragte, ob hier nicht vor mehren Tagen ein Mann in ritterlicher Kleidung gewesen wäre.

„In der Nähe dieser Hütte," fuhr sie fort, „ist der Leich meines verunglückten Vaters gefunden worden, und seine treuen Jagdhunde haben keine Ruhe zu Hause, eilen immer bis zu dieser Hütte und wollen nicht weiter." —

„Gott, was höre ich!" antwortete die Hexe unter Thränen und Wehklagen, „unser allergnädigster König ist verunglückt? Wohl ist er hier gewesen! Ich kenne ihn und Euch genau; er wollte aber meiner freundlichen Aufforderung, in unserer Hütte zu übernachten, kein Gehör geben und verlor sich im Dickicht, wo er seine Jagdgefährten vermuthete. Ich kann mir nichts Anderes vorstellen, als daß er beim Hin- und Herwanken in dieser sumpfigen Gegend irgendwo eingesunken und von wilden Thieren zerrissen worden ist. Soll ich Euch rathen, zartes Engelchen, so verweilt die Nacht hindurch hier in meiner Hütte. Der Abend naht schon mit Riesenschritten heran; Ihr könntet in dieser Wildniß irre gehen und verunglücken. Morgen nach Sonnenaufgang will ich Euch begleiten und die ganze Gegend mit Euch untersuchen; vielleicht vergönnt es uns der Himmel noch, den Leichnam unseres allergnädigsten Königs zu finden!"

Das ermüdete Mädchen nahm das Anerbieten der Alten an, da sie sich in Begleitung ihrer kräftigen Beschützer sicher genug glaubte, und überhaupt nichts befürchtete; weil die Rede der Alten gar zu treuherzig klang.

Die unbekümmerte Königstochter begab sich zur Ruhe, nachdem sie sich aus dem Mundvorrathe, den sie bei sich führte, mit etwas Wein, Fleisch und Brod erquickt hatte. Ihre Begleiter hatten sich auf die Ofenbank gesetzt, und beschlossen, beim Lampenscheine die Nacht zu durchwachen und unter Gesprächen hinzubringen. Jaschen's Feueräuglein mußten heute wieder eine schwere Probe aushalten, nur diesmal besorgte die Alte das wohlriechende Räucherwerk selbst, indem sie dabei äußerte, daß sie das Beste hergäbe, was sie nur besäße, da die hohe Besucherin jede Bewirthung abgelehnt habe. Die Alte jubelte über ihr gelungenes Meisterstück und begab sich zu Bette, um am nächsten Morgen ihr Zauberwerk zu beendigen. Jasch hatte den Schnabel weit geöffnet und schnarchte zum Scheine fürchterlich. Sobald die Hexe eingeschlafen war, stand er leise auf, nahm ihre Kleidungsstücke, riß sie hin und wieder ein und warf sie in die Hausflur; Bolzenbeinchen nahm er die Bolzen von den Drathbeinen ab und steckte sie unter das Bett der Alten; auch Strohhändchens Hände hatten in wenigen Augenblicken die Adlerklauen verloren. Darauf begab er sich zur Königstochter, weckte sie und ihre Beschützer mit großer Mühe aus dem festen Schlafe, und hielt ihr die Lampe und eine hölzerne Tafel vor, worauf er mit einem eisernen Nagel niedergeschrieben hatte, in welcher Gefahr sie sich befinde, und daß ihr Vater eben so behandelt und in einen Goldkarpfen verwandelt worden wäre. Am Schlusse standen die Worte:

„Folge mir! Ich werde Dich glücklich aus diesem Zauberhause führen. Schicke nach einigen Tagen eine Kriegsschaar hierher, vielleicht ist es dann auch möglich, Deinen Vater zu retten.“

Sobald die Prinzessin den Inhalt dieser Worte gelesen

und ihren Begleitern mitgetheilt hatte, faßte er sie bei der Hand und führte sie durch den Garten auf dem Fußsteige neben dem weißen Häuschen in den Wald, wo er sie durch mannigfaltige Gebärden zur eiligsten Flucht aufforderte. Des Knaben Rabe flog voran und zeigte der Prinzessin den Weg unter dem Ausrufe: „Folge mir, folge mir!“ —

Der Mond kam, als Jasch eben beim Teiche vorüber ging, hinter den Wolken hervor, und alle Fische und Schnecken begaben sich an die Oberfläche des Wassers und neigten sich vor ihm. Die alte Hexe war unterdessen aufgewacht und rief den Knaben, er möchte die Thür zumachen, damit der Zugwind ihr nicht in's Gesicht käme. Als er die Stimme der Alten hörte, nahm er schnell ein Stück Glas, welches er auf dem Wege fand, und schnitt sich tief in den Fuß. Darauf erhob er ein großes Geheul, indem er unaufhörlich schrie: „Hau, hau! Hau, hau! Hau, hau!“ — Die Alte betrachtete seinen blutenden Fuß im hellen Mondscheine und verstand aus seinen Gebärden und Ausrufungen sehr bald, daß die bösen Hunde der Prinzessin ihn gebissen hätten. Da er hierauf immerwährend nach dem nächsten Zimmer zeigte, so ging sie dorthin, um zu sehen, was die Königstochter mache. Als sie diese nicht fand, weckte sie ihre Söhne und wollte sich anziehen; aber nun wurde sie erst die furchtbare Verwirrung gewahr und schimpfte ununterbrochen auf die Hunde, die so großes Unheil in ihrem Hause angerichtet hatten. Endlich waren die Alte und ihre Söhne zur Verfolgung der Entflohenen bereit, jedoch kehrten sie bald mit traurigem Gesichte zurück; denn die Geretteten hatten das Zaubergebiet der Hexe schon längst hinter sich. Am andern Tage zur Mittagszeit sah Jasch die sehnlichst erwartete Kriegsschaar heranrücken; er lief in den Garten, die Alte

zitterte, ihre Söhne wurden todtenbleich. Nachdem ihre Geistesgegenwart wiedergekehrt war, schloß sie sich mit ihren Söhnen ein. Im Garten fand Jasch den Fuchs, welcher ihm sagte, er solle die Zauberkräuter aus dem nahen Stalle an den Teich tragen, und wenn die Kriegesschaar etwa dem Teiche zu nahe käme, dieselben in das Wasser werfen. Die Hexe ließ Niemanden in's Haus und alle Gewalt der Waffen vermochte keinen Eingang zu bahnen. Da faßte der Anführer den Entschluß, die Hütte anzuzünden, um die Bewohner aus derselben zu vertreiben.

Als das Haus schon in hellen Flammen stand, stürzten die Alte und ihre Söhne, glühende Ruthen in der Hand haltend, auf die Krieger los und trieben sie durch die Pforte über den Hof nach dem Teiche zu. Jasch warf schnell die Kräuter in den Teich; Feuersäulen stiegen aus demselben hervor, und die Fische sprangen eiligst über das Gitter in den Graben; selbst die Schnecken waren mit Flügelschnelle am Ufer. Alle Teichbewohner wanderten hierauf in das weiße Häuschen; die Kriegsleute kehrten die Waffen gegen die Zauberfamilie, deren Macht jetzt gebrochen war, und wenige Schwerthiebe machten dem Leben der Bösewichte ein Ende. Jetzt erinnerte sich Jasch an das Wehklagen der Hexe, als sie die Meinung hegte, er sei während der Andacht im kleinen Hause gewesen; dabei fiel ihm auch ihr Ausruf ein, daß nun alle Teichbewohner verschwunden wären. Ohne Zögerung drängte er sich mit Gewalt durch die enge Pforte in die Versammlung; die Wände und das Dach des engen Gotteshauses wichen auseinander und bildeten einen großen Kreis von Rosen und Lilien um die Anwesenden; ein freudiges Hosianna erklang aus dem Munde der frommen Gemeinde, und die Entzauberung war glücklich vollbracht.

Der König reichte Jasch dankend die Hand, und seinem Beispiele folgten alle erlösten Ritter, Damen, Bürger und Landleute. Der Knabe wurde an den Hof des Königs geführt und in großen Ehren gehalten. Besonders hing die Prinzessin mit großer Liebe an ihm und ließ ihm alle Leckerbissen zukommen.

Eines Tages wurde ein großes Rebhuhn für den Knaben gebraten; der Koch hatte unglücklicher Weise den Kater darüber gerathen lassen, und war in der größten Verlegenheit. Da fiel er auf den Gedanken, den Raben, der sehr fett geworden war und wegen seines diebischen und plauderhaften Wesens Allen in der Küche zur Last lebte, zu schlachten. Jasch verzehrte ihn mit großem Appetit; als aber die Sache verrathen wurde, jammerte und weinte er so bitterlich, daß die mitleidige, liebevolle Prinzessin endlich herbeieilte, um ihn zu trösten und zu beruhigen. Indem sie ihn liebreich streichelte und an ihr Herz drückte, behielt sie den Schnabel in den Händen, und Jasch war zur Freude Aller mit einem Male ganz umgewandelt; er sprach in den angenehmsten Tönen und zeigte einen ungewöhnlich hellen Verstand und ein frommes Herz. Sein erster Gedanke waren nun seine guten Eltern; er besuchte sie in Begleitung vieler vornehmen Herren, erzählte ihnen sein Ungemach, bat sie um Verzeihung und hatte die Freude, daß der König sie nach Gnesen berief und mit unendlichen Wohlthaten überhäufte. Die Erziehung des Knaben war die Hauptsorge der menschenfreundlichen Prinzessin; schnell stieg er von einer Stufe zur andern, und später wurde er einer der vornehmsten Ritter im Gefolge des Königs.

IV.

Der Bienenschwarm oder das alte Schloß zu Bromberg.

Erscheint des Winters lange Abendstunde,
So taucht am Rocken schnell die Vorzeit auf;
Der Faden wächst in munterm Lauf,
Hat sich das Mährchen dabei eingefunden;
Und jedes Rädchen sich im Kreise dreht,
Ist erst die Phantasie erhöht.
Bei Lachen, Ernst und zauberischem Grauen
Darf jede Maid nur auf die Fäden schauen.

Ein milder Frühlingstag begrüßte die anmuthige Hügelstadt Gnesen mit ihren vielen Kirchen und Thürmen; doch war der sonst so regsame Ort heute wie ausgestorben. Hin und wieder nur sah man Leute, in Trauer gehüllt, durch die Straßen wandeln; bald aber wurde die Stille unterbrochen; denn der majestätisch feierliche Klang der großen Domglocke hallte laut dröhnend in die Umgegend; ihr folgte in harmonischer Stimmung das Geläute sämmtlicher städtischen Kirchen. Alles sah man einem Trauerhause zueilen, vor dessen Thür sich eben ein feierlicher Leichenzug in Bewegung setzte. Woronow, einer der bravsten Bürger der Stadt, der Vater der Wittwen und Waisen, wurde so eben

zu Grabe getragen. Er war in der Kraft des Mannesalters durch ein vom Nachbarhause herabstürzendes Fenster erschlagen worden. Sein ziemlich bedeutendes Vermögen hatte er durch allzugroße Wohlthätigkeit aufgeopfert, aber die trauernde Wittwe und Jerzy, sein einziger Sohn, verzagten nicht; denn sie rechneten auf die Dankbarkeit der ganzen Stadt; und die zahlreichen Thränen der Liebe und die Betheurungen, daß sie nicht verlassen sein sollten, gaben ihrem niedergebeugten Geiste Kraft und Zuversicht.

Balbinski, ein benachbarter Edelmann, richtete die Wittwe am Grabe auf, als der Schauerton der hinabrollenden Erdklumpen wie ein Scheideruf dumpf emporerdrang und sie einer Ohnmacht nahe brachte. Die letzte Thräne war in's Grab gesunken und versiegt, mit ihr auch die Dankbarkeit für alle Wohlthaten, welche der Verstorbene so reichlich ausgetheilt hatte. Man nannte ihn noch oft einen guten Mann und beklagte ihn von Herzen, vergaß aber dabei, daß die Seinigen Noth litten. Nur Balbinski, der an dem Begräbnißtage nicht von der Seite der unglücklichen Wittwe gewichen war, besuchte dieselbe täglich; und bald war es in der Stadt allgemein bekannt, daß der angesehene Edelmann mit Hintenansetzung seiner Geburt und aller glänzenden Partieen der Nachbarschaft der verarmten Bürgersfrau seine Hand angetragen habe. Die Wittwe hatte den Heirathsantrag mit Würde zurückgewiesen und erklärte, daß eine solche Verbindung ihn in den Augen der Welt zurücksetzen würde, und daß sie ihm überhaupt vor Vollendung der Trauerzeit keine Antwort ertheilen könne. Sein düsteres geheimnißvolles Wesen war aber hauptsächlich der Grund der standhaften Ablehnung; denn oftmals schien es ihr, als sei er auf dem Wege, den Verstand zu verlieren. Der Zurückge-

[illegible] sich nicht abschrecken, und schlug bei der augenscheinlichen Gleichgültigkeit der Trauernden einen andern Weg ein. Er bemühte sich, den vierzehnjährigen Jerry durch Schmeicheleworte zu gewinnen, und bald hatte er es dahin gebracht, daß die Wittwe ihn zum Vormunde ihres Sohnes erwählte. Die Bewerbung Balbinski's wurde allgemein dem Tiefsinn zugeschrieben, der sich seit mehren Jahren auf seiner Stirn zeigte, und auf Rechnung derselben setzte man auch sein sonderbares Betragen. Alles achtete jetzt mehr als sonst auf ihn, und bald waren mancherlei wunderliche Gerüchte im Umlauf. Man erzählte sich, er sei dem Wahnsinne nahe, sitze ganze Nächte vor einer Pergamentrolle und wiederhole von Zeit zu Zeit seine alte Lieblingsbeschäftigung, sämmtliche Bücher der Franciskaner-Bibliothek zu durchblättern, so daß sein Onkel, der würdige Prior des Franciskaner Klosters, ihn wegen seiner Thorheit schon oft mit derben Worten gestraft habe.

Borenow's Wittwe erfuhr ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Mannes harte Prüfungen; ihre Lage wurde höchst drückend; ein Gläubiger nach dem Andern bestürmte ihr Haus; sie sah sich genöthigt, nach und nach alle Wirthschaftsgeräthe zu verkaufen, um nur ihr und ihres Sohnes Leben zu fristen. Balbinski's Hülfe wurde jetzt in Anspruch genommen, und sogleich war der augenblicklichen Noth abgeholfen. Die Trauerzeit ging zu Ende; seine Anträge begannen von Neuem, aber die Wittwe blieb standhaft. Bald vergrößerte sich das Elend der armen Hinterbliebenen immer mehr; bitterer Gram nagte nun an dem Herzen der früher so glücklichen Frau, und endlich verfiel sie in eine langwierige Krankheit, die nur wenig Hoffnung zur Wiedergenesung verkündigte. Ihr ganzer Körper wurde schwächer,

und die Aerzte versagten den Dienst; sie fühlte es, daß ihre Auflösung nahe sei. „Liebes Kind," sprach sie zu Jerzy, „ich werde Deinem Vater bald in die Ewigkeit nachfolgen und Dich hier allein zurücklassen. Begieb Dich ganz in den Schutz Baldinelli's; er hat bisher für uns gesorgt und wird Dich nicht verlassen, wenn ich auch nicht mehr bei Dir bin. Du hast sonst Niemanden, der sich Deiner annehmen möchte!"

Baldinelli war längere Zeit verreist gewesen; er kam mit finsterer, verzweiflungsvoller Stirn zurück und verweilte nur wenige Augenblicke im Zimmer der Kranken. Jerzy reichte er die Hand und fragte ihn mit Ungestüm: „Wo hast Du Dein Vermögen?" Und als der Knabe ruhig erwiderte, daß derselbe als Vormund zu wissen, was er besitze, und daß ihm von den Reichthümern seines Vaters nichts weiter übrig geblieben sei, als das verschuldete Grundeigenthum: so stieß er ihn von sich und eilte pfeilschnell davon, um sich sobald nicht wieder sehen zu lassen.

Die Kranke wurde immer schwächer, und Jerzy pflegte sie mit aufopfernder Liebe. Sie konnte zuletzt nicht mehr sprechen. Ihr Angesicht verzerrte sich unter krampfhaften Zuckungen. Das treue, gute Kind war außer sich vor Schmerz, riß das Fenster auf und schrie überlaut, man möchte seiner Mutter zur Hülfe kommen. Als die Nachbarn herbeieilten, hatte die Leidende ihre Augen schon im Tode geschlossen.

Dem Knaben wurde der Rath gegeben, zu Baldinelli zu gehen, damit derselbe für die Bestattung der Dahingeschiedenen sorge. Der Gemahl verschloß die Thür vor ihm, und als Jerzy erklärte, seine Mutter sei gestorben, er möchte sich seiner erbarmen, rief er ihm barsch entgegen:

„Mache Dich fort, Bettelknabe, ich will nichts mehr

[illegible] Dir zu schaffen haben! Um Bettelvolk [illegible] ich mich nicht!"

Einige gutgesinnte Nachbaren machten einen Versuch, den Wätherich zum Guten zu bewegen, doch auch diesen ging es nicht besser, und Jerzy's Mutter wurde nur von einigen alten Bekannten in der größten Stille zu Grabe geleitet.

Balbinski verkaufte darauf das verschuldete Grundstück und rechnete die der Wittwe während der Krankheit zugetheilte Unterstützung so hoch an, daß für den Knaben nichts mehr übrig blieb.

„Gott, wer wird jetzt für mich sorgen!" rief Jerzy schluchzend und wehklagend. „Ein armer Bettelknabe bin ich nun, der von Thür zu Thür gehen muß, um von mitleidigen Leuten eine Gabe zu erflehen!"

Anfangs nahm man sich noch des Knaben an und reichte ihm hin und wieder eine Mahlzeit; doch währte dies nur kurze Zeit, und bald wies man ihn überall mit Härte ab. Selbst zur Arbeit wollte ihn Niemand annehmen, weil man ihm wegen der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen war, nicht den rechten Ernst und die gehörige Ausdauer zutraute.

Voller Unmuth ging er an den See, der die Stadt am südlichen Ende begränzt, warf sich auf sein Angesicht und betete unter Thränen und Wehmuth. Darauf fühlte er sich gestärkt; neuer Muth beseelte ihn.

„Mein Vater," sprach er, „wollte nichts weiter sein, als ein schlichter Bürger; darum führte er sogar einen fremden Namen; aber dort im Norden am Ufer der Brahe," rief er mit Begeisterung, „war nach seiner Erzählung die Burg unserer Ahnen. Viel Geld und Gut sollen sie gehabt haben,

doch des Schicksals Hand hat ihre Nachkommen verarmen lassen. — Frischen Muth gefaßt! Ich stehe ja in Gottes Hand; vielleicht finde ich noch einen Namensvetter, einen Verwandten!"

Alles war still. Der See lag faltenlos wie eine große Spiegelfläche vor ihm; plötzlich aber nahte sich vom Dome her, über den See eine weiße Gestalt, die unter Wogenschlag und Windesbrausen auf den Knaben losschritt. Es wurde ihm Angst und Bange; er wollte fliehen, aber seine Kniee waren wie eingemauert. Ein riesenähnlicher Greis mit einem eisgrauen, tief auf die Brust herabhängenden Barte, einem silbernen Helme auf dem Haupte und einem gewaltigen Schwerte an der Seite stand vor ihm.

„Fürchte Dich nicht, frommes Kind!" redete er ihn mit freundlichem Tone an, „Du stammst aus meiner Familie; Dir sind große Schätze zugedacht! Siehe dort das Franziskaner-Kloster! In ihm habe ich die letzten Jahre meines Lebens in Reue und Buße als Mönch zugebracht. Ich war ein Fürst und besaß, ehe ich diese Mauern bezog, das feste Schloß an der Brahe zu Bromberg, in der Nähe des Bernhardiner-Klosters belegen. Große Geldsummen, die meine Eltern erspart hatten, standen mir zu Gebote; daher beugte sich der ganze nachbarliche Adel vor mir. Ich verlebte dort mit meiner Schwester glückliche Tage, bis uns eines Abends ein fremder Ritter gemeldet wurde, der aus dem gelobten Lande kam und für einige Tage um Aufnahme bat. Es hatte ihn die lange Reise sehr angestrengt; er wünschte daher seine Kräfte zu sammeln und auszuruhen. Wir beherbergten ihn recht gern, und er vertraute darauf unseren Händen ein Schmuckkästchen von Olivenholz mit vielen Kostbarkeiten, welches er im Kriege einem [illegible]

Eigenthümer hatte. Selbst Helm behielt er mit verschlossenem Visir auf dem Haupte und erklärte, daß ihn sein Gelübde zwänge, drei Tage lang seinen Namen zu verschweigen und sein Angesicht zu verbergen, das von Schwerthieben der Ungläubigen arg gezeichnet sei. Der Fremde begab sich zur Ruhe und schlief, angestrengt von der langen Reise, sehr bald auf seinem Lager ein. Meine Schwester vermochte ihre Neugierde nicht zu beherrschen; sie öffnete das Kästchen und konnte sich von dem herrlichen Schmucke gar nicht trennen. Sie wollte nun auch den Besitzer kennen lernen, und da er bereits recht fest schlief, schlich sie mit einer Lampe vorsichtig in sein Zimmer und schob das Visir seines Helmes zurück. Heißes Rachegefühl durchglühte ihre Brust; der Mörder unseres geliebten Bruders war in unsern Händen. Einer doppelt verbürgten Nachricht zufolge hatte der Angekommene denselben im heiligen Lande beim Beginne eines Gefechts hinterlistig niedergestochen; weil er durch jenen des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt worden war. Schnell theilte sie mir die Entdeckung mit und forderte mich zur Wiedervergeltung auf. Ich führte ihr das Fürchterliche einer solchen That vor die Seele, aber dennoch hielt ich sie nicht zurück, als sie dem Schlafenden voll Rachedurst einen Dolch in die Brust stieß. Wir konnten nach vollbrachter Unthat nicht schlafen; denn das Gewissen richtete unsere schuldbelastete Seele. Plötzlich klopfte es um Mitternacht heftig an das Burgthor; Fieberschauer durchrieselte unsere Glieder; die Thore öffneten sich diesmal, ohne daß ich dazu den Befehl gegeben hatte; Rachegeister schienen in unsere Burg einzudringen; da trat uns eine bekannte Gestalt entgegen: unser todtgeglaubter Bruder war mehr zu unsrem Schrecken als zu unserer Freude aus dem heiligen Lande

zurückgekehrt. Er entſetzte ſich, als er uns erblickte; denn leichenblaß ſahen wir aus, und kein freundlicher Blick wurde ihm zu Theil. Wir erzählten ihm kurz und verworren, daß ſich das Gerücht von ſeiner Ermordung verbreitet hatte, und daß uns von glaubwürdigen Leuten, welche Augenzeugen bei der That geweſen ſein wollten, ſogar auch der Mörder genannt worden war. Darauf führten wir ihn voller Reue und Verzweiflung zu dem Entſchlafenen und theilten ihm mit, daß uns Bruderliebe zur Rache verführt habe.

„O, dieſe Verruchtheit!“ ſchrie er unter zerknirſchendem Schmerze, indem er den Todten rüttelte und aufrichtete, als wäre es noch möglich, ihn ins Leben zurück zu rufen. „Meinen beſten Freund habt Ihr ermordet. Er war es ja grade, der mich beſchützte, als feige Mörderhand meinem Leben ein Ende machen wollte. Lebt wohl! Niemals ſeht Ihr mich wieder!“

Unſer geliebter Bruder ſtürzte hinaus in die finſtre Nacht. Ein furchtbares Unwetter ſchwebte bereits über unſerm Haupte, ohne daß wir es vorher in der Verwirrung bemerkt hatten. Der Donner grollte; Blitze auf Blitze zuckten herunter; von jedem einzelnen fühlten wir uns getroffen und ſaßen zuſammengekauert, mehr todt als lebendig, in der Ecke des Zimmers. Unſer Bruder kehrte nicht wieder. Nach einigen Monaten ſchallte es von Stadt zu Stadt, daß er im heiligen Lande mit Löwenmuth gekämpft und ſeinen Tod unter den Schwertern der Ungläubigen gefunden habe. Meine Schweſter erlag bald darauf einer hitzigen Krankheit, welche ihre Geiſtes- und Körperkraft ſchnell verzehrte, und ich ging in das hieſige Franziskaner-Kloſter, um meine Tage in Reue und Buße hinzubringen. Die eine Hälfte unſeres bedeutenden Vermögens iſt im gothiſchen Gange des alten Schloſſes

zu Quamberg; das Schmuckkästchen und die andere Hälfte sind aber im Walde, kurz vor dieser Stadt, unter einer Fichte vergraben, welche mit drei großen, tief ins Holz geschnittenen Kreuzen gezeichnet ist. Meinem Gelübde zufolge können diese Schätze erst in diesem Jahre von dem nächsten Erben in Besitz genommen werden. Dies Gelübde habe ich deshalb gethan, damit das dritte und vierte Glied erst sicher aussterben sollte; indem ich fürchtete, daß mit unserm Gelde zugleich das in der heiligen Schrift verheißene Verderben über unschuldige Glieder meiner damals weitverzweigten Familie kommen könnte. Alle unsere Verwandten sind bis auf Dich dahingeschieden. Du bist also der rechtmäßige Erbe dieser Schätze. Reise nach Bromberg, erzähle Alles, was ich Dir mitgetheilt habe, dem Guardian des dortigen Bernhardiner-Klosters, und bitte ihn, eine Prozession nach dem unterirdischen Gange des alten Schlosses zu veranstalten. Du wirst dort eine Pergamentrolle erhalten, durch welche Du zum Besitze Deines rechtmäßigen Vermögens gelangen kannst. Erst dann werde ich zur Ruhe gelangen, wenn die Schätze in Deinen Händen sind. Meine Schwester kann nur dadurch erlöst werden, wenn ein schuldloses Herz bei ihrem Erscheinen drei Vaterunser betet. Versuche es, wenn Du sie zu sehen bekommst! Vielleicht bist Du von der Versehung auserkoren, ihr den ewigen Frieden zu erflehen."

Die Gestalt war verschwunden. Der Knabe stärkte sich durch einen ruhigen Schlaf zur bevorstehenden Reise. Frohen Muths wanderte er am andern Tage der Stadt Bromberg zu und entwarf die schönsten Pläne, wie er mit dem großen Vermögen so manchem seiner Nebenmenschen helfen wollte.

Der Guardian, an den er gewiesen war, nahm ihn

sehr gut auf und fügte sich nach vollständiger Erzählung alles dessen, was der Knabe erlebt hatte, gern in seine Wünsche. Es wurde, um alles Aufsehen zu vermeiden, der Abend zur Ausführung der Prozession gewählt. Die Mönche begaben sich in den Gang, zündeten ihre Kerzen an, und schritten unter frommen Gesängen vorwärts. Kaum waren sie einige Schritte weit vorgedrungen, so entwickelte sich ein starker Wirbelwind aus der Tiefe des unterirdischen Ganges und verlöschte sämmtliche Kerzen. Dreimal erneuerten sie nach wieder eingetretener Stille den Versuch, dann aber verließen sie den längst verrufenen Ort und achteten nicht sogleich darauf, daß der Knabe fehlte. Jerzy war in dem unterirdischen Gange, wo die eine Hälfte seines großen Vermögens verborgen sein sollte, weit voran geschritten, und da er Niemanden nachkommen sah, und es schon finster geworden war, so legte er sich auf den kalten Fußboden, befahl sich in Gottes Schutz und schlief sanft ein. Kurz nach Mitternacht erwachte er; Todesstille umgab ihn; er hätte die Begebenheiten der letzten Tage für einen Traum halten mögen, wenn ihn die feuchten Wände des unterirdischen Ganges nicht belehrt hätten, wie weit er in seinem Vorhaben bereits fortgeschritten war. Ein Geräusch, das mit jedem Augenblicke wuchs, und endlich in einen furchtbaren Sturm ausartete, beraubte ihn fast seiner Sinne; doch weckte ihn nach eingetretener Stille ein blendender Lichtschein zu neuem Leben. Eine leuchtende Purpurwolke schien ihm entgegen zu schweben. Furcht und Freude erfüllten sein Herz. Was wurde er jetzt gewahr! Eine weibliche Gestalt mit verhülltem Angesichte drängte sich durch die Wolke und näherte sich ihm. Sie hatte ein weißes Schleppkleid an, das hoch mit braunen Pelzen besetzt war;

an ihren Schuhen zeigten sich ungewöhnlich hohe silberne Absätze, welche einen klappernden Ton hören ließen. Laut seufzend ging sie vorüber. Jerzy drückte die Augen zu und vergaß von Gebet und Pergamentrolle. Nach einer Weile wagte er wieder emporzublicken. Seine Neugierde wurde gespannt. Die Prinzessin war verschwunden, aber die Wolke kam immer näher. So eben schwebte sie über seinem Haupte; er glaubte unter unzähligen Irrlichtern zu ruhen; denn Flammen bewegten sich über ihm auf und nieder, und strahlten mit magischem Lichte in die weite Ferne hinaus. Bald überzeugte er sich, daß ein Bienenschwarm diesen Zauberschein verbreite. Die munteren Thierchen prangten im schönsten Golde und kamen ihm so nahe, daß er sie genau betrachten konnte.

„Eine Goldbiene mußt du fangen!“ dachte er bei sich selbst; und schnell hatte er seine Hand nach der nächsten ausgestreckt. Da fiel es ihm erst ein, daß die Bienen stechen; es war aber zu spät; eine hatte sich fest an seine Hand geschmiegt. Geschwind suchte er das kleine verwegene Geschöpf durch Schütteln und Schlagen los zu werden. Die Verletzung war nur gering, aber auch den größten Schmerz hätte er jetzt nicht beachtet; seine Blicke fielen auf einen naheliegenden, vergelbten Gegenstand; es war die verheißene Pergamentrolle.

Neugierig betrachtete er den kostbaren Fund; es standen nur wenige Worte auf der einen Seite; die andre war ganz leer. Er las bedächtig Folgendes: „Sammelt Euch Schätze, die weder Rost noch Motten fressen und wonach die Diebe nicht graben noch stehlen!“ Die Wahrheit dieser Worte fiel mit Centnerschwere auf sein Herz.

„Du mühst dich ab,“ sprach er zu sich selbst, „Reichthümer

zu erwerben, und grade sie machen den Menschen selbst glücklich. Nur ein reines frommes Gemüth kann uns beseligen, und Thätigkeit führt zu beglückendem Gewinn."

Seine Freude hatte sich gemäßigt; er konnte sich nicht erklären, daß die Pergamentrolle von solcher Wichtigkeit sei; doch vertraute er der Aussage seines Ahnen, und hoffte, durch dieselbe in späterer Zeit die Mittel zu erlangen, welche ihm zum Beginne eines nützlichen Geschäftes unentbehrlich seien.

Der Bienenschwarm bewegte sich jetzt nach dem Ausgange zu, und Jerzy folgte ihm nach. Es brach so eben der Tag an; der Knabe ging mit sich zu Rathe, was er thun solle, und beschloß aus Furcht vor den Mönchen den Rückweg anzutreten; denn er konnte jenen unmöglich verschweigen, daß er das Gebet beim Erscheinen der Prinzessin vergessen habe, und außerdem schrieb er es seinem unbesonnenen Vorauseilen und langem Verweilen im unterirdischen Gange zu, daß die Prozession nicht zur Ausführung gelangt war. Er gedachte, unterweges einen Bürger oder Landmann anzuflehn, ihn, wenn auch nur für die bloße Kost und Kleidung, in seine Dienste zu nehmen.

Die große Eile, mit welcher er die Reise nach Bromberg zurückgelegt hatte, wurde ihm jetzt erst recht fühlbar; er konnte kaum einen Fuß vor den andern setzen, und erst nach Ueberwindung einer halben Meile hatte er sich wieder an ein ungezwungenes Ausschreiten gewöhnt. Ein umgestürzter Baum zwang ihn, vom Fußsteige abzuweichen und in die Mitte des Weges zu gehen. Im lockeren Wagengleise sah er etwas Glänzendes liegen; er eilte darauf zu und erstaunte nicht wenig, dort mehre Bienen von derselben

Ufer zu finden, wie er sie in der verflossenen Nacht gesehen hatte. Die armen Thiere thaten ihm von Herzen leid.

„Nein, Ihr lieben Geschöpfe," sprach er, „Ihr sollt hier nicht gerädert werden; ich will Euch erretten!"

Er scharrte mit einem Fichtenzweige die Bienen auf seine Pergamentrolle, und es war ihm eine wahre Wonne, ihren künstlich gebauten und herrlich geschmückten Körper in der Nähe zu betrachten. Brust und Rücken waren himmelblau und mit erhabenen weißen Punkten geziert, die wie Diamanten glänzten. Der Unterkörper glich dem feinsten Dukatengolde und prangte in hell- und dunkelschillernden, smaragdgrünen Quadraten. Die Flügel, kleine purpurrothe Fächer, mit den schönsten schwarzen Arabesken geziert, spiegelten sich in der zugewölbten, weißen Krone ab, welche auf dem dunkelbraunen Köpfchen wie ein heller Thautropfen glänzte. Die goldgelben funkelnden Augen mit grauer Schattirung schienen auf die Thätigkeit der zarten, glänzenden Alabasterbeinchen zu schauen, welche ebenfalls grau gestreift und mit Goldpünktchen geziert waren. Die löffelartigen granatfarbenen Fühlhörner vollendeten endlich das Meisterstück der Schöpfung.

Er konnte die schönen Thiere nicht sorgfältig genug betrachten. Ganz in Staunen und Bewunderung versunken, bemerkte er zwar, daß seine Pergamentrolle immer schwerer und schwerer wurde; er nahm sich aber keine Zeit, die Ursache davon zu erforschen. Eine große Menge goldstrahlender Bienen hatte sich während seines Nachdenkens an die untere Seite der Pergamentrolle gesetzt, und ein dichter Schwarm, der sich plötzlich aus dem dunklen Fichtenwalde dazugesellte, nahm dieselbe in die Mitte und führte sie mehre Fuß hoch durch die Luft fort. Jerzy verfolgte die Bienen mit einem

großen Baumaste, aber sie waren ihm immer einige Schritte voraus. Endlich setzten sie sich auf eine alte Fichte nieder und ließen die Pergamentrolle hinunterfallen; er sprang hastig zu und verbarg das glücklich wiedererrungene Kleinod in seinen Busen. Der Stamm des Baumes war hohl und diente den Bienen zur Wohnung. Zuerst flogen einzelne zu einer großen Oeffnung ein und aus, bis auf einmal, wie auf ein gegebenes Zeichen, sich der ganze Schwarm in die Höhlung drängte.

Während seine Augen mit Beobachtung des Bienenschwarms beschäftigt waren, fiel ihm ein tiefer Einschnitt an der Seite des Baumes auf. Der Knabe ging einige Schritte seitwärts, und das freudigste Entzücken bemeisterte sich seiner. Er klatschte laut jauchzend in die Hände; denn er hatte den Baum mit den drei Kreuzen gefunden. Auf's Sorgfältigste untersuchte er den Boden am Fuße des Baumes und bedauerte, daß er nicht gleich Nachgrabungen anstellen konnte. Als er an die Stelle kam, auf welche die Pergamentrolle gefallen war, bemerkte er etwas Metallartiges; er scharrte die lockere Erde fort, und die größten Kostbarkeiten strahlten ihm entgegen. Es befanden sich hier in einem eisernen Kästchen, das oben mit einem Drahtgitter verschlossen war, mehre goldne Ketten und viele kostbare Ringe und Edelsteine. Er bemerkte deutlich, daß das Kästchen früher noch eine Bekleidung von Holz gehabt haben mußte, und daß die eisernen Seitenwände und das Gitter nur das Futter waren. Jerzy achtete auf die Umgebung des Baumes genau und zeichnete den Weg dorthin an einigen einzeln stehenden Sträuchern, in deren biegsame Zweige er große Büschel Moos schlang.

Als er die Landstraße wiedergefunden hatte und Niemanden bemerkte, setzte er sich nieder und nahm ein kostba-

rps Stück nach dem andern aus dem Käſtchen. Seine Bewunderung ſtieg mit jedem Augenblicke, und er hielt ſich für den reichſten und glücklichſten Menſchen auf Erden. Mitten in dieſer freudigen Stimmung bemerkte er zu ſeinem Schrecken mehre Leute wenige Schritte vor ſich. Aengſtlich packte er die ſchönen Sachen in das Käſtchen, aber dadurch machte er die Ankömmlinge, welche Bürger aus Bromberg waren und eben dahin zurückkehrten, nur noch aufmerkſamer. Er mußte die Koſtbarkeiten vorzeigen, und als er erklärte, daß er dieſelben unterweges gefunden habe, zwangen ſie ihn, nach Bromberg zurückzukehren. Hier wurde er zum Bürgermeiſter geführt, der die Sachen in Beſchlag nahm und dafür zu ſorgen verſprach, eine Bekanntmachung in der ganzen Gegend zu erlaſſen, damit man die Ueberzeugung erlange, ob der Knabe dieſen Schmuck gefunden oder geſtohlen habe.

Jerzy wurde mehre Tage lang in ein beſonderes Zimmer geſperrt. Endlich beſuchte eine fremde Edeldame den Bürgermeiſter, und nach einigen Stunden war es ſchon in der ganzen Stadt bekannt, daß dieſe ſich als Eigenthümerin des Käſtchens genau ausgewieſen habe. Der Knabe wurde ſeiner Haft entlaſſen und klagte händeringend über das Unrecht, das ihm zugefügt worden war; doch verſtummte er plötzlich, als er ſich umſah, und war zum Erſtaunen aller Anweſenden wie umgewandelt. Sein Vormund fuhr ſo eben beim Bürgermeiſter vor.

Balbinski war der Stiefbruder des Bürgermeiſters, und ſeine erſte Frage war, wie der Knabe hierher komme, und was derſelbe verbrochen habe. Nach einer kurzen heimlichen Unterredung beider Brüder im Nebenzimmer wurden einige Polizeidiener ausgeſchickt, um Jerzy, der ſich unterdeſſen entfernt hatte, aufzuſuchen und zurückzubringen. Bal-

binski und der Bürgermeister empfingen den halbtodt geängstigten Knaben auf's Freundlichste, ließen ihn sogar an ihrer Mahlzeit theilnehmen, und machten ihm bekannt, daß er, wenn er sich gut führen und Alles eingestehen würde, von dem Bürgermeister als Pflegesohn angenommen werden sollte.

Der Vormund stellte an den Knaben die Frage, ob er die Kostbarkeiten nicht unter einer mit drei Kreuzen gezeichneten Fichte gefunden habe. Das arme Kind gerieth sichtbar in Verlegenheit und gestand, daß ein Bienenschwarm ihn durch sein wunderbares Aussehn in den Wald und bis an den Baum gelockt habe, wo das Kästchen unter einer dünnen Erdschicht durch ihn hervorgezogen worden wäre. Die zweite Frage betraf die Pergamentrolle, und gewiß hätte er auch in Betreff dieser Alles eingestanden, wenn ihm nicht schon in der Zeit seiner Gefangenschaft aus Furcht, das Theuerste, was er besaß zu verlieren, der Gedanke in den Sinn gekommen wäre, dieselbe auseinander zu rollen, hinter dem Rockfutter zu verstecken, und keinem Menschen ein Wort davon zu sagen. Er läugnete, die bezeichnete Handschrift jemals gesehn zu haben und auf die Frage von dem unterirdischen Gange that er, als wenn er gar nichts davon wisse. Dabei beruhigte sich Balbinski, aber Jerzy nicht, der in seinem Leben zum ersten Male, und sogar ohne zu erröthen, gelogen hatte. Sein Gewissen machte ihm Anfangs große Vorwürfe, aber er beschwichtigte es nach und nach durch den Gedanken, daß der böse Vormund ihn um sein väterliches und mütterliches Vermögen gebracht habe, und daß es wohl Gott selbst eine Thorheit nennen würde, einem offenbaren Böswicht, sich durch unüberlegte Aufrichtigkeit ganz in die Hände zu geben, und sich für die ganze Lebenszeit unglück-

lich zu machen. „Wenn er darüber nachdächte, daß der Guardian ihn zufällig sehn und zu dem Bürgermeister oder Balbinski etwas über die erwähnte Prozession äußern könnte, so überfiel ihn die größte Angst, und gewiß würde er sich heimlich entfernt haben, wenn ihn die freundliche Begegnung und köstliche Bewirthung nicht zurückgehalten hätten.

Balbinski theilte seinem Bruder umständlich mit, wie er von einem Mönche des Franziskaner-Klosters in Gnesen erfahren hätte, daß sich dort die Handschrift eines daselbst verstorbenen Ordensbruders befinden solle, welche Auskunft über unermeßliche, in der Erde vergrabene Schätze gebe. Von der Handschrift sowohl als den Schätzen wüßte nur der jedesmalige Prior, welcher nach der herkömmlichen Bestimmung verpflichtet wäre, den über diese Sache vorgefundenen versiegelten Brief im Originale oder auch in einer Abschrift wieder auf den nächsten Prior zu vererben; so lange, bis das Gelübde des reichen Erblassers erfüllt sein würde.

„Mein Plan war gefaßt, als ich darüber Gewißheit hatte," fuhr der unredliche Vormund weiter fort; „ich ließ mir eine unbenutzte Zelle im Kloster zur Wohnung einräumen und bewies unserem Onkel, dem Prior desselben, eine Zuneigung, die er sich nach meinem frühern Benehmen gar nicht erklären konnte. Alle meine Bemühungen, zu dem versiegelten Briefe zu gelangen, waren vergebens. Niemals ließ der Onkel mich allein im Zimmer; und wenn ich bei seinem Fortgehen öfters den Wunsch aussprach, dort so lange zu verweilen, bis er wiedergekommen sei, so nahm er mich ruhig bei der Hand, führte mich hinaus und erklärte, daß er auch seinem besten Freunde sein Zimmer nicht anvertraue. Nach langem Grübeln war ich endlich auf richtigem Wege. Die

Handſchrift mußte ſich in der Kloſterbibliothek, und zwar in einem verſchloſſenen Bücherſchranke, befinden, zu dem nur der Prior den Schlüſſel hatte, und aus welchem er den Mönchen jedesmal ſelbſt, aber höchſt ſelten, und immer ungern ein Buch verabreichte. Um mich in den Augen des Onkels nicht verdächtig zu machen, ergab ich mich ſcheinbar ganz den Wiſſenſchaften. Ich holte mir ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek, las oder blätterte vielmehr darin mit dem größten Fleiße, und nach langer Zeit erſt ſprach ich ihn an, mir eins von den Werken aus dem ſorgfältig verſchloſſenen Schranke zu leihen. Meine Bitte wurde erfüllt, und ich achtete genau darauf, wie das künſtliche Sicherheitsſchloß geöffnet werden müßte. Ein großes, mehr als alle andern beſtaubtes Buch fiel mir beſonders auf. Ich bat darum, erhielt aber zur Antwort, daß daſſelbe nichts Wichtiges enthalte, und daß der ungeheure Staub, mit welchem es bedeckt ſei, für ſeinen Unwerth bürge. Der Titel war auf dem Rücken des Buches zwar undeutlich gezeichnet, aber mein gutes Auge ließ mich doch die drei erſten Worte genau erkennen. Das Verzeichniß der Kloſterbibliothek enthielt kein Werk, deſſen Titel mit dieſen Worten angefangen hätte, und deſto gewiſſer war ich meiner Sache. Ich fand bald Gelegenheit, als der Onkel auf einige Tagen verreiſt war, vermittelſt eines ſchon früher erprobten Schlüſſels in ſeine Zelle zu dringen. Ein Dieterich bahnte mir den Weg zu dem geheimnißvollen Briefe. Ich konnte es dreiſt wagen, ihn zu erbrechen, da das Petſchaft, mit welchem er geſiegelt war, daneben lag. Aus dem Briefe erſah ich, daß die auf Pergament gezeichnete Handſchrift des reichen Mönchs ſich hinter dem Schweinsleder-Ueberzuge des mir wohlbekannten Buches befände, und wie man mit dem in einer genau bezeichneten Wandniſche

verborgenen Schlüssel den Schrank öffnen müsse. Alle übrigen Bestimmungen und Anordnungen, welche die Fortsetzung des Briefes enthielt, interessirten mich nicht; ich versiegelte ihn sorgfältig und beeilte mich, das verborgene Kleinod zu holen. Aus der Pergamentrolle ersah ich, daß ein von Gewissensbissen gequälter Mönch bedeutende Schätze unter dem erwähnten Baume mit den drei Kreuzen und in dem unterirdischen Gange des hiesigen alten Schlosses vergraben habe. Ein Kästchen von Olivenholz, dessen Deckel im Innern mit einem starken Drathgitter ausgelegt war, und dessen Boden und Seitenwände ein Futter von Eisenblech enthielten, sollte oben auf einer goldgefüllten eisernen Kiste stehen, welche unter dem Baume mehrere Fuß tief vergraben liege. Die in dem Kästchen enthaltenen sechzig Kostbarkeiten waren umständlich beschrieben; eben so war die Summe der Geldstücke in den unter dem Baume und im alten Schlosse befindlichen beiden eisernen Kisten angegeben. Um eine furchtbare Blutschuld zu tilgen, und den Fluch der Sünde, der nach der Bibel selbst noch das dritte und vierte Glied trifft, durch dies Geld nicht auf unschuldige Verwandte auszudehnen, hatte der Mönch gelobt, das verderbenbringende Vermögen der Erde mehrere hundert Jahre zu überlassen, worauf dann der dem Kloster grade vorstehende Prior dafür Sorge tragen sollte, daß der älteste männliche Erbe aus der Familie, welcher den Stammnamen Politewski führt, das Geld erhalte; und daß, wenn die Familie etwa ausgestorben sei, das Kloster damit beschenkt würde. Er hatte von dem damaligen Prior die Versicherung erhalten, daß jeder neue Ordensbruder zur Aufrechthaltung dieses Gelübdes verpflichtet werden sollte.

Die unnütze Grübelei, daß es Unrecht sei, seines

Nächſten Hab' und Gut auf ſchlechtem Wege an ſich zu bringen, machte mir damals den Kopf verwirrt; doch wußte ich mich bald zu faſſen und anderen Sinnes zu werden; denn weit und breit war nach genauer Forſchung Niemand zu finden, der den Namen des Mönchs führte. Ich hielt es unter ſolchen Umſtänden für beſſer, das Geld lieber an mich zu bringen, als dem Kloſter zu überlaſſen. Der Zufall belehrte mich in Kurzem, daß die Familie nicht ausgeſtorben ſei. Ich beſuchte nämlich Geſchäfte halber Jerzy's Vater. Sein Name führte mich auf die Frage, woher er ſtamme, und ich erfuhr, daß ſeine Vorfahren in und bei Bromberg gewohnt hätten, daß aber ſein Großvater auf Verlangen eines vornehmen Mannes nach Rußland gezogen ſei, wo er den Familiennamen Politewski mit dem Namen Woronow vertauſcht habe. Alle meine Pulſe ſchlugen; ich hatte den Erben der großen Schätze gefunden und fühlte es ſchwer, daß ich den redlichen Mann um ſein rechtmäßiges Eigenthum bringen wollte. Nach einem Jahre mußten ihm die Koſtbarkeiten und das Geld zugewieſen werden; doch machte ſeinem Leben bald darauf ein herabfallendes Fenſter ein Ende. Ich bewarb mich um die Hand ſeiner hinterlaſſenen Wittwe, um die Reichthümer mit mehr Gewiſſensruhe heben zu können, da aber der kränkliche Körperzuſtand derſelben ein nahes Ende prophezeihte, ſo beſchloß ich mich in den Beſitz der Schätze zu ſetzen, und Jerzy durch angemeſſene Unterſtützung, die ich ihm von Zeit zu Zeit zufließen laſſen wollte, zu entſchädigen.

Ich kam hier her und wanderte gegen Abend mit Spaten und Laterne verſehen in den unterirdiſchen Gang, um die in der Pergamentrolle bezeichnete Stelle aufzuſuchen. Es war mir entfallen, wie viel Ellen der Raum zwiſchen

dem Eingange und der Stelle des vergrabenen Schatzes betrage, und ich wollte deshalb in der Pergamentrolle nachsehen. Ein plötzlicher Sturm löschte mir aber das Licht aus, und eine unsichtbare Hand entriß mir die mühsam erworbene Handschrift. Unverrichteter Sache mußte ich nun nach Hause gehen. Tagelang suchte ich darauf im Walde hin und her, um den Baum mit den drei Kreuzen zu entdecken; doch war meine Bemühung vergebens, und ich kehrte voller Wuth und Verzweiflung nach Gnesen zurück.

Der Onkel maß mich bei meiner Zurückkunft mit durchdringenden Blicken; er hatte erst jetzt die Handschrift vermißt und sagte mir gradezu ins Gesicht, daß ich sie habe. Mit der ruhigsten Miene konnte ich darauf verneinend antworten; denn ich hatte sie ja wirklich nicht. Tief betrübt sehe ich ihn seit der Zeit einherwandeln, aber was hilft es ihm; er ist doch nicht im Stande, den rechten Erben auszuforschen, und dieser wird unter unserer Aufsicht schon so erzogen werden, daß er sich glücklich schätzen muß, die Ueberreste zu empfangen, welche von seiner Herren Tische fallen. Jerzy haben wir jetzt in unserer Gewalt; er muß uns den Baum mit den drei Kreuzen zeigen, und wir sind die reichsten Leute der ganzen Umgegend!"

Der Bürgermeister belachte hierauf gemeinschaftlich mit seinem Bruder die List, welcher er sich bedient hatte, die Bürger der Stadt zu hintergehen, indem er der fremden Dame vor Zeugen das erwähnte eiserne Kästchen mit einem Schmucke von geringem Werthe übergeben hatte, der für seine Schwester in Krakau besorgt war.

Die Bürger vereinigten sich daher, daß Balbinski auf den kostbaren Schmuck Verzicht leisten, dafür aber zwei Drittel des Schatzes bekommen sollte, der unter dem Baume

vergraben liege. Das Geld in dem unterirdischen Gange, zu welchem sie durch unermüdliches Nachgraben bald zu gelangen hofften, sollte zur Hälfte getheilt werden. Jerzy wurde drei Tage hinter einander in den Wald geführt und gab sich die größte Mühe, den Baum mit den drei Kreuzen aufzusuchen, weil er seinen Begleitern gern die merkwürdigen Bienen zeigen wollte. Während des Umhergehens konnte er es nicht über's Herz bringen, zu erklären, daß die fremde Dame, welche sich das Kästchen zugeeignet habe, eine Betrügerin sei, da ihm dasselbe von einem graubärtigen weißgekleideten Ritter, welcher über den Gnesener See vom dortigen Dom gekommen sei, als Eigenthum überwiesen worden wäre. Er wollte in seinem Eifer noch mehr sagen, aber eine Goldbiene flog ihm an dem Mund und stach ihn so heftig, daß ihm die Lippe hoch anschwoll. Durch diesen Unglücksfall war er zur Besinnung gekommen und wich allen Fragen mit der Antwort aus, daß er weiter nichts wisse.

Nachdem die Brüder die Ueberzeugung erlangt hatten, daß der Knabe den Baum nicht auffinden könne, so stellte Balbinski auf dem bezeichneten Wege selbst nach allen Richtungen Nachforschungen an. Ein Bauer machte ihn auf einen merkwürdigen Bienenschwarm in der Mitte des Waldes aufmerksam und zeigte ihm zugleich, daß eine fromme Hand den Wohnsitz der Wunderthiere mit drei Kreuzen gezeichnet habe. Seine Freude überstieg alle Grenzen; der Weg dorthin war nicht leicht zu verfehlen und in der nächsten Nacht wanderten beide Brüder, mit allen zur Nachgrabung nöthigen Werkzeugen versehen, an den viel versprechenden Ort.

Der Mond übergoß mit hellem Silberschein den dunkeln Wald und erleichterte ihre saure Arbeit; aber der neue Tag stieg schon in Purpurröthe am Himmel empor, und noch

immer hatten sie nichts gefunden. Endlich kamen sie an eine eiserne Kiste; sie schlugen den Deckel auf und fanden, — daß sie leer war. Trostlos kamen sie nach Hause und sprachen einander Muth ein, indem sie ihre Hoffnung auf die Nachgrabung im unterirdischen Gange setzten. Alle ihre Bemühungen daselbst führten ebenfalls zu nichts; denn es wiederholte sich jedesmal der bekannte Sturm, und der Bürgermeister behauptete sogar, das letzte Mal die verwünschte Prinzessin gesehen zu haben.

Man behandelte den Knaben jetzt ganz gleichgültig und hatte ihn bei der nächsten Gelegenheit gewiß wieder dem Bettlerleben preisgegeben, wenn nicht der Guardian des Bernhardiner Klosters den Bürgermeister besucht und beim Anblick Jerzy's ausgerufen hätte: „Unglückskind, wo kommst Du her? Ich glaubte, Du hättest im unterirdischen Gange des Schlosses Dein Leben eingebüßt!

Darauf erzählte der Guardian den ganzen Vorfall und setzte hinzu, daß der Knabe wahrscheinlich blos einen angenehmen Traum von großen Schätzen gehabt habe. Es hatte sonst, wenn sein rechtmäßiges Erbtheil dort vergraben wäre, die böse verwünschte Prinzessin, von welcher die ganze Stadt spricht, nicht wieder ihr altes Spiel begonnen.

Der Knabe mußte große Vorwürfe hören, daß er von seinem Versuche, den Schatz unter dem alten Schlosse zu heben, noch nichts erwähnt habe, und sollte durchaus sagen, wo die Schätze unter der bekannten Fichte geblieben seien. Diesmal wurde er nicht mit langen Fragen belästigt; weil Barbara, die alte geschwätzige Wirthin des Bürgermeisters, welche eine Meisterin im Examiniren und Ausforschen war, ihre Kunst an ihm versuchen sollte. Jerzy hatte Dieselbe sehr lieb; sie waren also eines guten Erfolges gewiß.

„Armer Junge,“ fing die ſchlaue Haushälterin an, „Du haſt weder Vater noch Mutter, und es wäre Dir wohl zu wünſchen, daß Du den Schatz im alten Schloſſe bekämſt! Hat Dir denn das Burgfräulein nichts Beſtimmtes darüber geſagt? Na, na, ich ſehe ſchon! Du haſt, ohne es vielleicht ſelbſt zu wiſſen, Augen, mit denen Du in die Tiefe der Erde zu ſchauen vermagſt. Meine Großmutter hat mir oft von ſolchen Leuten erzählt. Du kannſt Dich in dieſer und in jeder andern Hinſicht glücklich ſchätzen; denn der Herr Bürgermeiſter iſt Willens, Dich an Kindesſtatt anzunehmen, aber Du mußt Dich auch dankbar beweiſen und ſagen, auf welcher Stelle die vorten Schätze vergraben liegen. Ein köſtliches Leben wartet dann Deiner bei uns; und was geht Dir für die Zukunft verloren, da Dir ja das Geld ſpäter doch gehört, und Du noch außerdem ſogar das Vermögen des Herrn Bürgermeiſters erbſt? Ich handle wie eine zweite Mutter an Dir. Du weißt, wie manchen guten Biſſen ich Dir ſchon zugeſteckt habe; ſage nur daher aufrichtig, wo die Schätze geblieben ſind, die unter dem großen Baume vergraben waren! Was würde es Dir nützen, wenn Du auch ſpäter die Schätze an Dich brächteſt. Die Polizei würde ſie Dir ſogleich abnehmen laſſen, weil Du Dich nicht als rechtmäßiger Beſitzer ausweiſen kannſt, und Du wäreſt bettelarm wie vorher. Verhehle mir nichts von dem, was Du weißt, mein Herzchen! Ich meine es treu mit Dir. Wie haſt Du zu dem Baume mit den drei Kreuzen gefunden? Sieh', mein Kind, das muß ich wiſſen; denn auf dieſelbe Weiſe mußt Du es wieder machen, um zu dem Golde unter dem alten Schloſſe zu gelangen.“

Jerzy antwortete auf alle Fragen, daß er nichts wiſſe; und als die Alte ihn zu herzen und zu küſſen anfing, war

[illegible] hat, sein Geheimniß zu offenbaren, so konnte er sich des Lachens nicht enthalten und sagte schalkhaft, indem er sich entfernte: „Schnattere Barberle hin und her! Meine Geheimnisse kann ich nicht ausplaudern; denn ich habe keine, aber hätte ich auch Geheimnisse, so würde ich dieselben nicht einmal meinen nächsten Verwandten, viel weniger einer alten Haushälterin offenbaren."

Die Alte ging böse fort, machte vor den beiden Brüdern ein großes Aufsehen von den Geheimnissen, welche der Knabe in seinem Innern verberge, und schmiedete Pläne, wie sie ihn demüthigen und zum Geständnisse bringen wollte.

„Warte nur, Höllenspatz," sprach sie für sich, „Du wirst schon kirre werden und Alles eingestehen, wenn mein Tränkchen Dir nur erst die Glieder lähmen und Dein Körper nach stärkender Kost lechzen wird!

Sie machte Balbinski und den Bürgermeister mit ihrem Vorhaben bekannt, und beide billigten es, daß der böswillige Knabe gedemüthigt werden sollte. Barbara brachte ihm eines Morgens, wie gewöhnlich, sein Frühstück und reichte ihm eine große Honigsemmel dazu, indem sie sagte: „Siehst Du, undankbarer Junge, ich sorge dennoch auf's Beste für Dich, wenn Du auch ein so verstockter Trotzkopf bist!"

Das Werk der Hölle war gelungen. Jerzy fühlte bald nach dem Genusse des Frühstücks Unwohlsein und einige Tage darauf Reißen in den Gliedern. In kurzer Zeit waren seine Hände und Füße gelähmt, und der Körper mit tiefen Wunden bedeckt. Nur mit großer Mühe konnte er sich von einem Orte zum andern fortschleppen. Es war ein Jammer, den armen Knaben anzusehen, dessen Unglück die ganze Stadt der längst in Verruf stehenden Haushälterin

zuschrieb. Seine Haare verschlangen sich auf dem Wirbel in ein netzartiges, klebriges Geflechte und hingen in zottigen Zöpfen bis auf die Schultern herab. Jerzy erkannte in seiner Krankheit sehr bald den Weichselzopf, und da er unter solchen Umständen allen Menschen zur Last fallen mußte, so wunderte er sich auch nicht über die verächtliche Begegnung Barbaras und des Bürgermeisters.

„Du könntest Deine furchtbare Krankheit vielleicht bald loswerden," sprach sie eines Tages zu dem Knaben, „wenn Dein Körper mehr Pflege hätte, und Geld zu den nöthigen Arzeneimitteln da wäre; es fehlt aber jetzt in unserm Hause an so Manchem, und zu Deinem eignen Besten ist es endlich die höchste Zeit, daß Du Deinem Versorger und Wohlthäter die verborgenen Schätze zeigst, damit Dir und uns geholfen werden kann. Thust Du es nicht bald, so ist es um Alles geschehen. Du mußt dann als elender Krüppel umkommen, und der Herr Bürgermeister wird es zu spät bereuen, daß er seine Güte an einen undankbaren Böswicht verschwendet hat, über den selbst Gott seinen Zorn ausschüttet."

Unter heißen Thränen bat der arme Knabe Barbara, sie möchte ihm keinen solchen Vorwurf machen; er wüßte nicht mehr als Balbinski und sein Wohlthäter von den verborgenen Schätzen, und er wäre ja der einfältigste Mensch, wenn er Schätze zu heben wüßte, und sie jetzt zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nicht benutzen wollte. An seine Pergamentrolle dachte er weiter nicht; weil auf derselben außer den bekannten Worten nichts geschrieben stand.

Die abgegebene Erklärung war hinreichend, den Stab über ihn zu brechen. War er früher zur Last gewesen, so be-

brachte man ihn jetzt als einen Verbrecher, der sich thörichter Weise selbst aufgebürdet hatte.

„Packe Dich fort nach Deiner Vaterstadt, elendes undankbares Geschöpf, und wandre nicht herum von einer Thür zur andern!“ rief ihm in wüthendem Zorne eines Tages der Bürgermeister zu. Der Knabe umklammerte seine Füße und flehte um Erbarmen, aber einige derbe Fußtritte belehrten ihn, daß seine Bitten vergebens waren, und daß von nun an das weite Himmelszelt wieder sein Obdach sein würde.

Jerzy wußte nicht, wohin er seine Schritte wenden sollte; gedankenlos irrte er umher. Hinter den letzten Häusern der Stadt verließen ihn seine Kräfte, und er mußte an einer Dornhecke seine Ruhestätte aufschlagen. Es wurde Abend; er fühlte sich jedoch nicht verlassen; denn Gottes Sterne leuchteten ja auch ihm; er wollte weinen, als er darüber nachdachte, wer ihm Speise reichen würde: da schwirrte ein Vogel, Futter im Schnabel tragend, über seinem Haupte und ließ sich zirpend in die Dornenhecke nieder.

„Armes Vöglein, Du siehst nicht, Du erntest nicht, und doch nähret Dich der große Himmelsvater! Darum darf auch ich nicht muthlos verzagen,“ sprach er ermuthigt; „Gott wird die Gedanken der Menschen lenken, daß sie sich des armen Krüppels annehmen.“

Mühsam schleppte er sich von einem Orte zum andern; die Sonne ging jahrelang auf und unter, aber seine Leiden nahmen kein Ende. Einige Mal hatte sich der böse Beichselzopf abgelöst, aber mit erneuter Kraft trat er wieder hervor, doch zu seinem Heile; denn seine Glieder wurden etwas beweglicher.

Eine mitleidige Wittwe in einer kleinen Stadt nahm

sich seiner an und reichte ihm täglich eine Mahlzeit. Dies fesselte ihn so an den Ort, daß er sich nach seiner Vaterstadt nicht sehnte und hier für immer seinen Wohnsitz aufzuschlagen beschloß. Viele Jahre hatte er daselbst unter Kummer und Sorgen zugebracht, als einer seiner ehemaligen Schulkameraden durch diesen Ort reiste. In einer freundschaftlichen Unterhaltung mit ihm gedachte jener dessen früheren glücklichen Zustandes, jetzo nahm er auch die Bewohner seiner Vaterstadt gegen die harten Anschuldigungen des Unglücklichen in Schutz. Es wurde in Jerzo die Sehnsucht erweckt, die Gräber seiner Eltern und den Tummelplatz seines kindlichen Glücks noch einmal zu besuchen; er begab sich also auf den Weg nach Gaesen.

Die Reise kostete ihm viel Anstrengung, aber unerschrockenen Herzens wanderte er weiter fort. Nach zehn langen Jahren sollte er jetzt seine Vaterstadt wiedersehen. Beim Anblicke der Thurmspitzen bemeisterte sich seiner ein Gefühl, wie er es nie empfunden hatte. Oft hatte er Gott angefleht, ihn aus seinem Jammerleben zu erlösen und in die selige Gemeinschaft seiner Eltern zu führen; — die Freuden des Wiedersehens malten sich ihm dann mit den schönsten Farben aus, — aber jetzt hatte er erst ein wahres Vorgefühl von diesem Glücke; er schwamm in Wonne und Entzücken und hörte einen frohen Gesang der lieben Vaterstadt entgegenschallen.

Ein elender Bettler, der herankam, grüßte ihn glücklich, daß er in seinem Unglücke so fröhlich sein könne.

„Freund," erwiederte er mit Begeisterung, „wie sollte ich mich der Freude nicht ganz hingeben, ich befinde mich ja auf heiligem Boden! Jeder Fußtritt erinnert mich an die Zeit meiner jugendlichen Unschuld und die beseligenden Träume der Kinderjahre."

„Wohl Dir!“ antwortete darauf das bleiche abgezehrte Schreckbild, das sich mit bebenden Knieen neben ihm niederließ und die schlotternden Glieder mit Mühe ausstreckte; „mir ruht es schwer hier auf dem Herzen, und Jahre lang ist mir kein freudiger Gedanke in den Sinn gekommen. Die Folter meines Gewissens spannt täglich meine Kräfte aufs Neue ab und verwischt durch krampfhafte Zuckungen den Ausdruck der Fröhlichkeit aus meinem Angesichte. Nicht immer war es mit mir so; ich hatte einst gute Tage, besaß große Güter und sah mit Stolz auf meine Nebenmenschen herab. Jetzt schleiche ich als siecher Bettler am Stabe einher und flehe um die Gabe, die ich sonst mit Füßen getreten habe. Wohl habe ich es bei Gott verdient; denn eine arme vater- und mutterlose Waise ist durch mich um ihr Eigenthum gebracht und dem Elende preisgegeben worden.“

Jerzy dachte daran, daß er noch ein Stück Brod im Busen habe und wollte es mit seinem Leidensgefährten theilen; hierbei warf er seine Pergamentrolle heraus, die er seit längerer Zeit gewöhnlich in der Busentasche zu tragen pflegte. Des Fremden Augen fingen an, sich wunderbar zu verklären; rasch erhob er sich, seine zitternde Hand nach dem theuren Gute ausstreckend, und sprach mit angestrengter Stimme:

„Zeige her, Jüngling, das ist etwas sehr Wichtiges! Aber, was sehe ich! Beide Blätter sind fest an einander geklebt. Hast Du gelesen was dazwischen steht?“

Jerzy erklärte, er habe es nie geahnt, daß dazwischen noch etwas geschrieben sei.

„Scheint mir es doch,“ fuhr er weiter fort, „als wenn beide Blätter mit Wachs zusammengeklebt sind. Bei einem gelinden Kohlenfeuer wollen wir sie bald auseinaneer bringen,

und dann sollst Du wichtige, sehr wichtige Sachen erfahren; beide müssen wir jetzt noch glücklich werden!"

Sie wanderten weiter; der Fremde behielt die Pergamentrolle in der Hand und versprach Jerzy eine gute Mahlzeit im Franziskaner-Kloster der Stadt auszuwirken. Als sie dort ankamen, blieb Jerzy vor der Thür stehen, und der Fremde ging hinauf mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Vergebens wartete jener unten; und nach näherer Erkundigung erfuhr er, daß sein Begleiter, welcher kein Anderer als sein Vormund Baldinski war, gleich nach Empfang einer Gabe sich zur entgegengesetzten Pforte davon gemacht hätte.

Voller Unmuth über sein leichtsinniges Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Menschen, ging er dem Grabe seiner Eltern zu, indem er sich über den Verlust seiner Pergamentrolle dadurch zu trösten suchte, daß sie ihm mehr Schaden als Nutzen gebracht habe, und der Besitz derselben ihm fernerhin wohl von keiner Wichtigkeit sein könne. Die Ruhestätten seiner Eltern waren kaum mehr kenntlich; er weinte Thränen der Dankbarkeit auf die verfallenen Grabeshügel und begab sich an die Stelle, wo ihm die weiße Rittergestalt erschienen war.

In Gedanken vertieft, bemerkte er nicht, was um ihn her vorging. Sein Ahne stand drohend vor ihm und sprach:

„Leichtsinniger Mensch! Konntest Du Dich nicht ganz dem biederen Guardian zu Bromberg überlassen? Du wärest heute ein reicher Mann und erfreutest Dich des freien Gebrauchs kräftiger Glieder. So aber hast Du durch Dein unbesonnenes Vorauseilen im unterirdischen Gange die Prozession vereitelt und durch Deine Gedankenlosigkeit das Be-

ist für die Erlösung meiner unglücklichen Schwester versäumt, die jetzt durch Dich nicht mehr zu retten ist. Gehe in das Kloster, das Du vor einer Stunde verlassen hast, und melde dem Prior, daß Du Politewski heißt!"

Der Dank und die Entschuldigungen, welche Jerzy aussprechen wollte, waren überflüssig; er befand sich wieder allein. Seine Kräfte wollten ihn verlassen; nur mit großer Mühe konnte er das Kloster erreichen. Der Prior ließ lange auf sich warten; denn er hatte eben Besuch; als aber Jerzy dem dienenden Klosterbruder den Namen Politewski nannte, ergriff ihn dieser freudig beim Arme und führte ihn ohne Rücksicht auf die Gäste unter dem Zurufe: „Hier ist Politewski!" in die Zelle.

Das ehrwürdige Oberhaupt des Klosters ging mit dem Jünglinge in ein entlegenes Zimmer, wo er ihn genau ausforschte.

„Lieber Politewski," sprach er, „ich habe Deinethalben viele schlaflose Nächte gehabt. Seit langer Zeit weiß ich bereits, daß Du der rechte Erbe der großen Schätze bist, welche diesem Kloster anvertraut sind, doch wirst Du nicht eher zu Deinem Vermögen, und auch ich werde nicht eher zu meiner früheren Seelenruhe kommen, bis wir eine Pergamentrolle wieder herbeigeschafft haben, die dem Kloster heimlich entwendet worden ist."

Das Räthsel löste sich sehr bald, als Jerzy seine Erlebnisse mittheilte, und nach allen Richtungen wurden Boten geschickt, um den Bösewicht Balbinski einzuholen. Jerzy selbst schlug die Straße nach Bromberg ein, konnte aber nirgends eine Spur von ihm entdecken. Fünf mühselige Tage führten ihn nach der Stadt seiner Hoffnungen. Er ging zuerst nach der Wohnung des Bürgermeisters. Hier

traten ihm fremde Leute entgegen, und auf sein Nachfragen erfuhr er, daß dieser bereits vor mehren Jahren gestorben sei, daß aber seine alte Haushälterin in einem Dachstübchen des Nachbarhauses wohne.

„Mit ihr ist nicht viel zu sprechen," setzte einer der Anwesenden hinzu; „gewöhnlich hält sie sich eingeschlossen und kommt allen Leuten, welche hinaufgehen, brummend und mit der Erklärung entgegen, daß sie Ruhe haben wolle, und sich jeden Besuch verbitte."

Jerzy stieg die wohlbekannten Stufen des anstoßenden Hauses hinan und hörte die kreischende Stimme der Alten schon aus der Ferne.

„Wer bist Du Ruhestörer?" rief sie ihm zornig entgegen, als er der Thür ihrer Wohnung nahe gekommen war.

„Jerzy, für den sie so mütterlich gesorgt haben," war seine Antwort.

„Heilige Maria, unbefleckte Jungfrau, erbarme Dich meiner!" schrie Barbara hinter ihrer Bretterwand laut auf. Rasch öffnete sie die Thür und während sie den Jüngling von allen Seiten genau betrachtete, reichte sie ihm einen morschen Schemmel, mit der Bitte, sich niederzulassen.

„Ja, Du bist es, armer Junge," rief sie, ihn fest in ihre Arme drückend, „um dessentwillen mir dies Stübchen zur Hölle geworden ist! An Deinem Unglück bin ich Schuld; ich habe Dir den Weichselzopf eingegeben! Halte mich aber nicht für eine Ausgeburt der Finsterniß; denn der Gedanke an meine Missethat, zu der mich Geldgier verleitet hat, liegt mir schwer auf dem Herzen. Siehe, ich habe auch für Dich gesorgt! Als ich mein Teufelswerk vollendet hatte und einsah, welche große Sünde auf mir ruhte, beschloß ich das Unrecht wenigstens in einer Hinsicht auszugleichen." Die

Gelegenheit dazu fand sich bald; der Bürgermeister mußte verreisen, und ich entwandte ihm die Kostbarkeiten, welche Dir rechtmäßig gehören. Sein Verdacht fiel zuerst auf einen seiner ehemaligen Diener, der bereits mehre Mal wegen Diebstahl bestraft worden war, und endlich auch auf mich; aber seine Nachforschungen mußten fruchtlos bleiben; denn die Kleinodien befanden sich in einem sichern Verwahrsam und ruhen auch jetzt auf einer eben so sichern Stelle. Dort in der Ecke unter der losen Diele wirst Du den Goldbalsam finden, der in den Stunden der Verzweiflung meinem in Seelenangst glühenden Herzen Kühlung darbietet. Nimm Dein Eigenthum in Besitz! Ich werde jetzt weniger qualvoll sterben können!"

Jerzy weinte mit der Alten gemeinschaftlich und suchte sie damit zu trösten, daß er ihr gern vergebe, und daß auch Gott ihr wohl die Schuld erlassen werde. Ob Baldinski in Bromberg angekommen sei, wußte sie nicht, aber von dessen Ränken und zügellosem Leben, das endlich durch Verarmung und die fürchterlichste aller Krankheiten, den Weichselzopf, gestraft worden war, konnte sie ihm Ausführliches mittheilen.

Alle Bemühungen Jerzy's, den unter der Hand des Schicksals ruhenden Bösewicht auszuspüren, waren vergebens, doch hoffte er, daß die Nachforschungen des Priors mehr Erfolg haben würden. Die Kostbarkeiten verbarg er sorgfältig in seinen Kleidern, damit sie nicht noch einmal in fremde Hände kämen. Der Abschied von der alten Haushälterin wurde ihm sehr schwer; er versprach, für sie zu sorgen, wenn er einen sichern Erwerbszweig ergriffen haben würde.

Als er auf dem Rückwege nach seiner Vaterstadt durch

den Wald kam, in welchem sich der Baum mit den drei Kreuzen befand, zog der wunderbare Bienenschwarm eben bei ihm vorüber. Alle seltsamen Ereignisse der frühern Jahre tauchten in ihm auf, und unwillkürlich folgte er, so schnell er vermochte, dem schönen Naturschauspiel, bis er, von Schweiß triefend und ganz erschöpft, im Gebüsche neben einem Teiche niedersank.

Um sich Erleichterung zu verschaffen, legte er alle seine Kleider ab und wollte nach gehöriger Abkühlung seinen kranken Körper im krystallhellen Wasser des Teiches stärken; die Hitze wirkte aber nach der ungewöhnlichen Anstrengung so mächtig auf ihn, daß er bald in's Gras niedersank und einschlief. Wohl zwei Stunden mochte er geschlafen haben, da erwachte er und sah sich hastig und ängstlich nach seinen Kleidungsstücken um. Alles fand er, wie er es hingelegt hatte, nur an sich selbst bemerkte er eine große Veränderung. Seine Hände und Füße waren federleicht und kräftig geworden, der Weichselzopf lag neben ihm auf dem Grase und sein ganzer Körper war mit Honigseim übertüncht. Daß er seine Genesung den Wunderbienen verdanke, wurde ihm bald klar; denn hin und wieder sah er noch einzelne um sich her schwärmen. Ein erfrischendes Bad befreite ihn bald von der Honigmasse, und vergnügt und mit dankbarem Herzen gegen Gott konnte er seine Reise fortsetzen. Als er die Landstraße erreicht hatte, bemerkte er einen Schlafenden, dessen Gesicht und ganzer Körper mit einem starken Wachsüberzuge bedeckt war. Er sah ihn genauer an und erkannte in ihm sogleich Balbinski. Alles Rütteln und Schütteln half nichts; seine Mühe, ihn ins Leben zurückzurufen, war vergebens. Der Groll wegen erlittenen Unrechts und zugefügter Kränkungen war mit einmal aus Jerzy's Seele verschwunden; er warf

sich wehklagend über das starre Schreckbild des Todes und flehte zu Gott, um Gnade für den armen Sünder. Daß die Goldbienen den Tod des Dahingeschiedenen bewirkt hatten, war nicht zu bezweifeln.

Einige Bauern, welche unter Absingung fröhlicher Lieder angefahren kamen, stiegen von ihrem Wagen, segneten sich, beteten niederknieend und staunten die seltsame Einhüllung des Verstorbenen mit großen Augen an. Jetzt bemerkte Jerzy erst seine Pergamentrolle, welche zu den Füßen Balbinski's lag. Eine wirkliche Freude darüber zu empfinden, war er in diesem Augenblicke nicht fähig. Er verwahrte sein Kleinod mit einer Gleichgültigkeit, die jeden der Umstehenden dasselbe als etwas Unbedeutendes erscheinen ließ. Die guten Landleute erboten sich, für eine ehrliche Bestattung des Verblichenen zu sorgen, und Jerzy's Kummer war dadurch bedeutend erleichtert. Er begleitete Balbinski zur Grabesruhe und setzte ihm ein Kreuz als Denkmal, das er mit eigener Hand für ihn gearbeitet hatte.

Der Prior ging schluchzend und händeringend in seiner Zelle auf und ab, als er die Trauerbotschaft aus Jerzy's Munde erhielt; dann warf er sich auf seine Kniee nieder und richtete in stiller Andacht das verklärte Auge nach dem Himmel.

„Lange genug," sprach er zu Jerzy, als er sich wieder ermannt hatte, „hast Du nach dem Besitze Deines rechtmäßigen Gutes schmachten müssen; jetzt laß uns ungesäumt eilen, Dein Vermögen zu heben!"

Sie reisten nach Bromberg, wo sie nach den in der Pergamentrolle beschriebenen Merkmalen den Schatz im unterirdischen Gange des Schlosses leicht auffanden, und ihre Bemühungen ohne die geringste Störung mit mehr als zehn

tausend vollwichtigen Dukaten gekrönt sahen. Unter dem Baume mit den drei Kreuzen fanden sie die leere Kiste, und der Prior machte sich die größten Vorwürfe, daß durch seine Unvorsichtigkeit Balbinski — denn auf diesen fiel der Verdacht — die Hälfte des Geldes an sich und durchgebracht habe.

Der Bienenschwarm zeigte sich diesmal sehr unruhig und umschwärmte den Baum in engen Kreisen wohl mehr als dreißigmal, bis er, sich beruhigend, einen Ast als Haltpunkt wählte, an welchen sich die Bienen, eine an die andere, hängten und gemeinschaftlich einen Körper in Gestalt einer großen Flasche bildeten. Regungslos blieben sie in dieser Verbindung, und der Prior trat mit Jerzy näher, um die Farbenpracht dieser Wundergeschöpfe, welche im milden Sonnenscheine dem Auge einen herrlichen Anblick gewährten, näher zu betrachten. Die schönen Thiere waren allem Anscheine nach todt; denn selbst die Berührung mit einem Zweige brachte sie nicht zur Bewegung. Ein durchdringendes anhaltendes Summen, welches aus der Mitte des Schwarmes hervortönte, schreckte die beiden Zuschauer zurück. Sie sahen ein, daß sie sich getäuscht hatten und glaubten nichts Anderes, als daß dies das Zeichen zu einem allgemeinen Aufbruche sei; doch trat bald wieder Todesstille ein; die Flügel der Thiere rollten sich übereinander; ihr ganzer Körper schrumpfte zusammen und wechselte die Farbe, so daß die ganze Masse einem großen Klumpen glänzendgelben Wachses glich. Der Ast, an dem der Schwarm hing, neigte sich unter der großen Last immer mehr und mehr hinunter, bis er endlich brach, und ein lautes Klingen und ein zauberischer Anblick die Schatzgräber freudig entzückte; denn sämmtliche vermißten Dukaten lagen bis auf den letzten vor ihnen. Die Kiste wurde jetzt damit angefüllt, und

Jerzy's Glück und des Priors Seelenruhe waren begründet.

Barbara wußte sich vor Freude nicht zu lassen, als sie Jerzy nach längerer Zeit als gesunden Mann und im Besitz seines ganzen Vermögens begrüßte. Gern wäre sie ihm auf seine Güter gefolgt, die er für das bedeutende Geld gekauft hatte, aber sie fühlte es schmerzlich, daß ihre Nähe ein beständiges Mißtrauen in ihm erwecken mußte. Jerzy unterstützte sie, als wenn sie seine eigene Mutter wäre, und besuchte sie häufig; auch bemühte er sich, ihren Geist aufzurichten, wenn derselbe ungeachtet aller aufrichtigen Reue und Sinnesänderung dennoch zuweilen unter der Last der Schuld erliegen wollte.

V.

Die Eulenkönigin.

Graf Bogumil war so eben aus Warschau zurückgekehrt und athmete froh auf, als er das Wohnzimmer seines freundlichen Schlosses betrat; denn diesmal hatte ihn die vornehme Welt mit ihrer Vergnügungssucht und ihrem schwelgerischen Aufwande mehr als sonst angeekelt.

Der Abend war malerisch; mit Entzücken blickte der junge Graf abwechselnd auf die Farbenpracht des Himmels und auf die stille Spiegelfläche des See's vor seinem Fenster. Burgartige Wolken mit Purpurrändern und strahlenden Goldstreifen durchwirkt, prangten in blendender Pracht am Abendhimmel und dehnten sich unter beständig wechselndem Farbenton weiter und weiter aus.

Die Schönheit der Schöpfung stimmte Bogumil zur Andacht, und heilige Erinnerungen tauchten in seiner Seele auf. Mit dankbarem Herzen gedachte er seiner verstorbenen Eltern, und seine Phantasie malte ihr Bild mit künstlerischer Treue auf den breiten Wolkensaum, der jetzt den Horizont weithin umgab. Kurz darauf schien der Himmel mit ihm zu trauern; aller Glanz war verschwunden, einfarbige, schwarze

Wolken lagen vor ihm ausgebreitet. Ein plötzliches „Huhu!“ von vielen Eulenstimmen riß ihn aus seinen Betrachtungen; er begab sich zur Ruhe; ein sanfter Schlaf wiegte ihn in süße Träume. Seine Seele wiederholte nachahmend die schönen Bilder des Abends, aber bald wuchsen sie zu einem Zerrbilde heran. Der See peitschte thurmhohe Wellen und blieb endlich wie eine Wand von blankem Stahle vor seinen Geistesblicken stehen. Oben auf dem Rande der Wand zeigte sich ein Gebilde wie ein Vogel; es hob sich höher und höher, und ein Mädchen mit fliegenden Haaren und verzweiflungsvoller Miene drang jetzt deutlich auf derselben Stelle empor. Sie langte nach der Rückwand hinunter und zog den Schwanenarm eines andern Mädchens in die Höhe; ihm folgte bald die ganze Gestalt. Eine schöne lilienweiße Jungfrau in goldgrünem Gewande mit einem Rosenkranze um das Haupt stand jetzt vor ihm. Ihre Schönheit blendete, und in jedem Augenblicke veränderten sich ihre Gesichtszüge zu neuer Lieblichkeit. Endlich winkte die erste Dame mit der Hand; eine helle Flamme schlug empor; das Bild des lilienweißen Mädchens war verschwunden. Die verzweiflungsvolle Dame langte nach der andern Seite der Rückwand hinunter; ein einfach gekleidetes Mädchen mit einer Spindel in der Hand zeigte sich neben ihr; dieselbe war schön, ohne zu blenden; etwas Himmlisches lag in ihrem ganzen Wesen. Sie ließ den Faden los, kniete nieder, faltete die Hände; Engelsflügel wuchsen an ihren Schultern hervor, und sie schwang sich zum Himmel hinauf. Lange wies jene freundlich auf sie hin. Die Scene änderte sich; ein lautes „Huhu!“ erschallte; unabsehbare Schaaren von Eulen zogen durch die Luft, und die zurückgebliebene Dame verschwand in der Mitte derselben.

Der Graf erwachte; der sonderbare Traum beschäftigte ihn die ganze Nacht bis zum frühen Morgen; die lieblichen Gestalten schwebten gleichsam verkörpert vor seiner Seele; er stand auf und wollte so eben zu seinen ländlichen Geschäften gehen: da sprengte im Fluge ein reitender Bote heran, der einen Brief von seinem Onkel brachte. Dieser schrieb, daß er von einem benachbarten Gutsbesitzer, der ihn unterwegs getroffen habe, bereits von dessen Eintreffen unterrichtet sei und bat ihn, sich Abends auf seinem Gute einzufinden; weil er ihn durch die lieblichste Erscheinung zu überraschen hoffte.

Der Abend kam nach des Tages anhaltenden Geschäften schnell heran. Der junge Graf bestieg sein bestes Roß und spornte es muthig an, um das Gut seines Onkels recht bald zu erreichen. Als er nicht mehr fern vom Schlosse war, ging der Mond auf, aber heute schien diesen der helle Kerzenglanz, der aus des Onkels Wohnsitze weithin über die Fluren strahlte, zu übertreffen.

Bogumil ahnte wohl, was diese Pracht und die dringende Einladung zu bedeuten hatten. Es galt dem Mündel des Onkels, der wunderschönen, reichen Gräfin Pelagia, welche schon lange erwartet werden war, und nach so manchen Andeutungen Bogumil's Gemahlin werden sollte. Mancherlei hatte er über ihre Schönheit, aber nicht viel Rühmliches über ihr Betragen gehört.

Bogumil's Mutter war gestorben, als er ein Knabe von vierzehn Jahren war, und der Vater, welcher zu dessen Ausbildung Alles aufgeboten hatte, fand mehre Jahre später ein ruhmvolles Ende auf dem Felde der Ehre. Der junge Graf war von der Natur mit einem rüstigen Körper ausgestattet, der Gefahren zu trotzen vermochte, und galt für

einen der ersten Fechter und Schützen im ganzen Lande. Er hatte die Gabe, durch sein freundliches Wesen gleich Alles für sich zu gewinnen, und war, als des Onkels Augapfel, von diesem dazu bestimmt, sich früh zu verheirathen, damit er im Strome des jungen Adels nicht verloren gehe, sondern durch eine glückliche Häuslichkeit mehr für den Ernst des Lebens gewonnen werde. Sein Vermögen war nicht bedeutend, aber er hatte, als der einzige Erbe seines Onkels einst große Reichthümer zu erwarten. Wenn er sich auch erst im fünf und zwanzigsten Lebensjahre befand, so war er doch weit entfernt, sich durch den Onkel Fesseln anlegen zu lassen. Er zog den Heirathsplan in Erwägung, nahm sich vor, die Gräfin zu prüfen und ritt tief in Gedanken versunken durch das Dorf. Auf einem Hause saßen mehre Eulen, die mit schwerem Flügelschlage dicht vor ihn hinflogen. Das Pferd stutzte und blieb stehen, die Eulen aber schwangen sich in gemessenen Kreisen um Bogumil, und der Erdboden schien sich mit Allem, was darauf war, in einem Umfange von mehren hundert Schritten ebenfalls im Kreise zu drehen. Dem jungen Grafen schwanden die Sinne; es wurde finstere Nacht vor seinen Augen, und bewußtlos sank er vom Pferde herunter. Nach längerer Zeit kam er zu sich; sein Gesicht blutete; er war über und über mit Staub bedeckt. Mehre Bauerburschen fingen sein Pferd auf, das unterdessen sehr wild geworden war, und bemühten sich, dasselbe zu beruhigen; er aber sah seine Hand von einem zierlichen Bauermädchen erfaßt, das ihn unter herzlichem Bedauern in die nächste Hütte führte. Hier bot sie Alles auf, das Blut in seinem Angesichte zu stillen; und als es ihr gelungen war, bürstete sie die Kleider des Grafen mit großer Sorgfalt ab. Sie wußte ihm so viel Trost und

Geduld einzureden, daß ihm der brennende Schmerz im Angesichte weniger empfindlich war. Während ihrer Bemühungen blickte er sie an; es fuhr ihm wie ein Blitz durch alle Adern; es war der Engel, welchen er im Traume gesehen, und welcher sich zuletzt zum Himmel emporgeschwungen hatte. Unter forschenden Gesprächen erfuhr er, daß das liebliche Mädchen, welches auffallend viel Geist und Sprachgewandtheit zeigte, eine Waise sei, und daß die alte Bäuerin, bei welcher sie sich aufhielt, dieselbe an Kindesstatt angenommen habe.

Die beredte Pflegemutter ließ sich über Ursula, — so hieß das Mädchen, — in großen Lobeserhebungen aus. Letztere bat zwar die geschwätzige Alte, daß sie schweigen möchte, und hielt ihr einige Mal die Hand vor den Mund; es konnte sich dieselbe jedoch nicht halten; der junge Graf mußte erst Alles erfahren, was ihr auf dem Herzen lag. Zuletzt machte sie ihm noch eine umständliche Mittheilung, daß Ursula durch ein Wunder des Himmels in ihre Hütte gekommen sei.

„Wir wohnten," sprach sie, vor achtzehn Jahren in einem, drei Meilen von Warschau belegenen Dorfe; dort geschah das, was ich Euch mittheilen will. Ich denke noch heute mit Entsetzen an die Angst meiner Seele, als ich daselbst, grade am Aschermittwoch, einen grimmigen Wolf aus dem nahen Walde hervordringen sah, der ein Kind in den Zähnen trug. Eine große Zahl Eulen verfolgten ihn unablässig und setzte ihm mit ihren Schnäbeln stark zu, so daß er das Kind fallen ließ und sich gegen seine Widersacher kampffertig wandte. Mein seliger Mann und ich, wir eilten, mit Wagenrungen bewaffnet, dem Orte zu und retteten das Kind, welches bei dem Kampfe seiner Kleider beraubt war,

ohne behindert zu werden; denn die wüthenden Kämpfer zogen, wie von Blindheit geschlagen, langsam weiter. Unsere Nachforschungen, die Eltern des Kindes zu ermitteln, waren fruchtlos; und da wir keine eigenen Kinder hatten, so war uns das holde Mädchen, welches höchstens zwei Jahre zählte, herzlich willkommen. Unter dem Schutze des Himmels ist unser Liebling aufgewachsen, und ich bin mit Recht stolz auf meine liebe Ursula; denn Aller Herzen sind ihr zugethan. Selbst unsere würdige Aebtissin im nächsten Kloster hat sich ihrer wegen ihres Talents und ihrer Vorzüge angenommen, so daß sie unter der Leitung dieser gelehrten Frau gewiß zu recht großen Kenntnissen gelangt ist."

Die Errettungsgeschichte Ursula's beschäftigte sichtbar die Seele Bogumil's, besonders, da die Eulen, welche ihn heute um seine Sinne gebracht hatten, unfehlbar von des Mädchens Wohnhause gekommen waren. Er nahm sich vor, künftig recht genaue Nachforschungen anzustellen und langte nach seiner Börse, um Ursula den ihm geleisteten Dienst reichlich zu bezahlen. Die Alte streckte schon die dürre Hand nach dem Gelde aus, doch ließ ihre Pflegetochter es nicht zu; diese bat den Grafen vielmehr, das, was er für sie bestimmt habe, dem ersten Armen zuzuwenden, der ihn um eine Gabe anflehen würde.

Dem Onkel war unterdessen der Unfall gemeldet worden. Er kam mit mehren Gästen, um sich zu überzeugen, was dem geliebten Neffen geschehen sei. Als er ihn jedoch so wiederfand, als wenn nichts vorgefallen wäre, war er froh und begleitete ihn unter vorbereiteten Gesprächen auf das Schloß. Bogumil ließ sich hier zunächst ein besonderes Zimmer anweisen, um seinem Vorgeben nach sich etwas zu sammeln und die Garderobe zum Eintritt in die

glänzende Gesellschaft ordnen und säubern zu lassen; doch bezweckte er eigentlich nur, die Dienerschaft genau auszuhorchen; weil ihm die Bekanntschaft mit der jungen Gräfin Pelagia augenblicklich sehr wenig am Herzen lag. Nachdem eine geraume Zeit verstrichen war, suchte ihn der Onkel auf und machte ihm Vorwürfe über sein langes Zögern. Im Saale angelangt, wurde Bogumil der Gräfin Pelagia mittelst langer Entschuldigung vorgestellt; wie erschrak er aber, als er in ihr die in Flammen aufgegangene Dame seines Traumes erkannte. Er konnte kaum ein Wort vorbringen, und diese begrüßte ihn mit Hohngelächter und sprach:

„Ihr seid mir als ei geschickter Reiter geschildert worden," Herr Graf, und laßt Euch von einem ruhigen Pferde herunter werfen? Gewiß waren Eure Gedanken in weiter Ferne, oder mit unnützen Dingen beschäftigt!"

Bogumil mißfiel ihre spöttelnde Anrede, er bewunderte aber zugleich ihre strahlende Schönheit. Der Abend verstrich für ihn freudenlos. Der Onkel bot zwar Alles auf, der Gräfin beste Seiten hervorleuchten zu lassen, und ihn mit derselben zu befreunden, doch war alle Mühe vergebens. Sie paßte nach seiner Ansicht sehr gut zu einer Herrscherin, aber nicht zu einer Gattin. Ihr Reichthum lockte ihn nicht, weil seiner ja in Zukunft ebenfalls ein großes Vermögen wartete.

Am andern Morgen ging die junge Gräfin mit ihrer Gesellschafterin in der Allee vor dem Schlosse spazieren. Der Anstand und der Wille des Onkels geboten es, daß Bogumil sie begleitete. Ein alter Bettler kam auf sie zu. Der junge Graf zog seine Börse, um seine Schuld nach dem Wunsche Ursula's abzutragen; die Gräfin hielt aber seine Hand fest und ließ es nicht zu, indem sie sprach:

„Ihr werdet es," lieber Graf, „noch weit bringen, wenn Ihr Euch solch Gesindel auf den Hals gewöhnt. Kein vernünftiger Mensch wird dann in Eurer Nähe bleiben wollen, und Eure Grafschaft werdet Ihr in den ersten Jahren verschenken." —

Er stellte ihr das Versprechen vor, das er Ursula gegeben hatte, und wurde wiederum ausgelacht, daß er vor einer Bauerdirne ein Gelübde abgelegt habe.

Wie ganz anders kam ihm Ursula vor. Nach dem Spaziergange besuchte er sie. Er traf sie mit der Spindel beschäftigt. Sie war so thätig und gewandt, sprach ohne Zwang mit ihm, ließ sich jedoch in ihrer Arbeit nicht stören. Niemals hatte er geglaubt, daß ein Bauermädchen das Herz und den Verstand so auf der rechten Stelle haben könnte. Diese Ergebenheit in den Willen der Vorsehung, diese innige Menschenliebe, diese richtige Ansicht über die Vorurtheile der höhern Stände! Nein, sein Herz war ganz dahin! Ursula bat ihn beim Abschiede, die ärmliche Hütte nicht mehr zu besuchen; weil er in Verruf kommen und sie die Zielscheibe der Bauerburschen und Bauerdirnen werden würde. Er ließ ungeachtet dessen mit seinen Besuchen nicht nach, und endlich fand er Ursula nicht mehr im Hause. Alle Redekunst wurde jetzt aufgeboten, um von der Alten den Aufenthaltsort derselben zu erfahren; die sonst so schwatzhafte Pflegemutter war diesmal jedoch die Verschwiegenheit selber. Am nächsten Tage war er schon wieder da und beschwor die Alte, ihm zu sagen, wo Ursula sei; denn er könnte ohne sie nicht leben; sie müßte seine Gemahlin werden. Er erzählte seinen Traum; dies half; sie war wie neu geboren, und das Räderwerk ihres Mundes bekam wieder Lebendigkeit. Sie vertraute ihm, als ein großes Geheimniß, daß

Urſula bei der Aebtiſſin des nächſten Kloſters ſei, und er mußte verſprechen, kein Wort davon zu ſagen, daß ſie ihm den Aufenthalt derſelben verrathen habe.

„Gott ſelbſt ſorgt für Urſula,“ ſprach ſie begeiſtert, „es muß ihr wohlgehen!“

Bogumil begab ſich nach dem Kloſter, bat die Aebtiſſin an das Sprachgitter und offenbarte ihr ſeine Herzensangelegenheit. Dieſe ſuchte ihn zwar davon zurückzubringen, aber es war ihr doch angenehm, daß ihr Liebling ein ſolches Glück machen ſollte; denn ſie kannte den ſittlichen Werth des Grafen und das Vermögen, welches er von ſeinem Onkel zu erwarten hatte.

„Eure Familie und der ganze Adel,“ ſetzte ſie hinzu, „wird eine ſolche Verbindung ungeachtet Urſulas großen Werthes eine Mißheirath nennen und allen Umgang mit Euch abbrechen.“

„Sei dem wie ihm wolle,“ antwortete er, „ich lebe nur für Urſula; ſie muß meine Gemahlin werden!“ —

Hierauf erzählte er auch der Aebtiſſin ſeinen Traum, und dieſe hatte unter ſolchen Umſtänden und bei ſo ernſten Verfügen nichts dagegen. Sie geſtattete von nun an, daß die beiden Liebenden ſich öfters ſehen und ſprechen durften. Nach längerer Prüfungszeit des Grafen ſorgte ſie dafür, daß die Trauung heimlich vollzogen wurde; den Onkel, hoffte ſie, bald zu beſchwichtigen.

Nur ſich allein lebten die glücklichen Gatten in ſtiller Abgeſchiedenheit auf einem einſamen tiefverſchuldeten Landgute. Die Aebtiſſin, welche allen Verdacht von ſich abzuwälzen, verſtanden hatte, vermochte ihre gute Abſicht nicht durchzuſetzen. Die Unterſtützungen des Onkels, deren Bogumil bei mancherlei Unfällen mehr als ſonſt bedurfte,

Blicken auf. Seine Gläubiger peinigten ihn auf Veranlassung seiner besten Freunde ohne Aufhören. Die Dienerschaft wurde nun der nothwendigen Ersparniß wegen größtentheils abgeschafft, und er sowohl als Ursula legten überall selbst fleißig Hand an.

Im ganzen Lande verbreitete sich die Nachricht von Bogumil's heimlicher Verbindung, doch wollten die meisten seiner Bekannten nicht daran glauben, und Niemand außer dem Onkel wagte, darnach zu fragen. Dieser hatte nicht erwartet, daß Bogumil trotz seiner so nachdrücklichen Ermahnung und Drohung, ihn zu enterben, dennoch ein solches Ehebündniß eingehen würde. Zorn und Verachtung sprühten in seinem Innern; er wollte von seinem Neffen nichts mehr wissen. Zu keiner Gesellschaft wurde der junge Graf von nun an eingeladen; kein Freund besuchte ihn. Kam er in Geschäften nach den benachbarten Städten oder nach der Residenz, so thaten die besten Freunde, als wenn sie ihn nie gekannt hätten. Sein Zustand war schrecklich. Ursula erheiterte ihm zwar das Leben durch ihren frommen Sinn und ihre Genügsamkeit, aber es wurde trübe in seiner Seele. Hierzu kam noch, daß Hagelschlag seine Felder verwüstete, und daß sein bestes Gut, welches in der Nähe lag, abbrannte. Er war gezwungen, dasselbe für einen niedrigen Preis zu verkaufen, um nur das zu retten, auf welchem er wohnte; denn dies Gut war ihm um keinen Preis feil; weil es der Stammsitz seiner Familie und sein Geburtsort war. Bei dem schlechten Verkaufe des Gutes und den Unglücksfällen, die ihn getroffen hatten, war er kaum im Stande die Hälfte seiner Gläubiger zu befriedigen. Er sah ein, daß er trotz seines Fleißes und der Sparsamkeit seiner Frau an den Bettelstab kommen würde. Stundenlang saß er oftmals

gedankenlos da. Aus Redensarten, die er zuweilen heimlich aussprach, vernahm Urſula, wie ſehr ihn ſeine unbeſonnene Vermählung ſchmerze. Täglich hörte ſie von nun an unverdiente Vorwürfe und die Aeußerung, daß ihn ſein Traum und ſeine Phantaſie verführt hätten; ſie konnte es nicht länger ertragen.

Der Onkel erklärte in einem Briefe an ihren Mann die über ſie hereingebrochenen Unglücksfälle und die drückende Armuth für eine Strafe des Himmels und forderte Bogumil auf, ſich von ſeiner rohen Gemahlin, die ihn nur durch ihre Scheinheiligkeit und Geſchwätzigkeit bethört habe, zu trennen; er würde dann ſofort ſeine Schulden bezahlen, und ihm außerdem einige ſeiner beſten Güter noch bei Lebenszeit übergeben.

Das abgebrannte Gut war dasſelbe, auf welchem Bogumil und Urſula getraut worden waren. Es hatte auf demſelben auch die Kirche und das Pfarrhaus der Feuersbrunſt erliegen müſſen, und mit dieſem das Kirchenbuch. Der Tod, welcher ſo Manches ausgleicht, hatte vor Kurzem den Ortspfarrer, durch den ihnen der Segen zu ihrem heiligen Bündniſſe ertheilt worden war, in die Ewigkeit abberufen. Auch die Aebtiſſin war geſtorben. Das aufrichtig liebende, unſchuldige Herz Urſula's beſtand jetzt einen ſchweren Seelenkampf. Sie machte ſich bereit, ihrem Gemahle auf immer zu entſagen. Sie hatte ja nichts weiter nöthig, als wieder in den Bauernſtand und zu den, ihr ſo lieb gewordenen ländlichen Beſchäftigungen zurückzukehren.

Eines Tages, als der Geiſt ihres Gemahls ruhiger ſchien als gewöhnlich, ſagte ſie zu ihm in freundlichem Tone:

„Lieber Bogumil, Niemand iſt überzeugt, daß wir

verheirathet sind! Das Kirchenbuch ist verbrannt. Der Pfarrer, welcher uns getraut hat, und die Aebtissin haben das Zeitliche gesegnet. Du kannst die Nachricht, welche sich bis jetzt nur gerüchtweise, über unsere heimliche Vermählung verbreitet hat, bald hintertreiben; besonders wenn ich mich auf immer von Dir trenne. Ich werde dadurch der glücklichen Abgeschiedenheit wiedergegeben und Du trittst auf's Neue in die vornehme Welt ein und rettest Dich aus der unverschuldeten Armuth. Hier hast Du die Hand zum Abschiede."

Bogumil wurde durch die Seelenruhe, mit welcher Ursula diese Worte aussprach, sehr ergriffen. Ihre freiwillige Aufopferung machte sie in seinen Augen zu einer Heiligen, aber der neuerwachte Hang nach den Vergnügungen der großen Welt stellte nach und nach alle diese Regungen in den Hintergrund. Er erklärte sich nach langem Hin- und Herschwanken endlich mit ihrem Vorschlage zufrieden, reichte ihr die Hand, versprach, sie nach allen Kräften zu unterstützen, und wollte ihr alles baare Geld übergeben, das im Hause war; sie nahm aber nichts an. Ohne ein Wort zu sagen, verabschiedeten sich die beiden Gatten unter Thränen. Ursula war verschwunden, und Niemand konnte über sie Nachricht geben.

Der Onkel half seinem Neffen jetzt nach allen Kräften auf, und bald tönte es auf seine Veranlassung durchs ganze Land, daß die Geschichte von Bogumil's Vermählung ein Mährchen sei. Er bemühte sich sogar, ihn mit seinem Mündel, der schönen Gräfin, zu verheirathen, doch ließ das Gewissen des jungen Grafen einen solchen Schritt nicht zu. Monate verschwanden unter Saus und Braus, endlich kam aber die Reue bitter nach. Jedes Säuseln des Windes

ſchien Bogumil ein Klagelied und Angſtgeſchrei Urſula's. Er hatte weder Tag noch Nacht Ruhe. Stilles Nachdenken ließ ihn erſt erkennen, daß er in Urſula Alles verloren hatte, und daß er bei ſeiner früheren Armuth ein reicher Mann geweſen war. Die Würde des Menſchen ſuchte er jetzt nur in der Geſinnung; und wenn er Urſula hätte ausfindig machen können, gern hätte er alle glänzenden Ausſichten ſammt dem Grafentitel aufgegeben, aber alle ſeine Nachforſchungen waren vergebens. Der Onkel drang in ihn, auf Reiſen zu gehen; weil ihm der Trübſinn deſſelben verdächtig vorkam. Ausgerüſtet mit großen Geldſummen durchzog Bogumil hierauf Deutſchland, Frankreich, Spanien und Italien, aber nirgends fand er Ruhe; überall begleitete ihn Urſula's Bild. Bald ſah er ſie vor Hunger ſterben, bald erblickte er ſie in Verzweiflung am Ufer eines Fluſſes oder See's, um ihrem elenden Leben ein Ende zu machen; immerwährende Träume durchwühlten Tag und Nacht ſeine ſchuldbeladene Seele. Die unabläſſige Geiſtespein trieb ihn allen Zerſtreuungen zu. Seine Gewandtheit im Gebrauch der Waffen hatte überall Aufſehen erregt; ſo manche Probe ſeines perſönlichen Muths und ſeiner Tapferkeit hatte er abgelegt; doch vermochten ihn auch der Ruhm und die Ehre nicht länger zurückzuhalten; er eilte der Heimath zu.

Die Ankunft in ſeinem Vaterlande glich einem Triumphzuge. Bekannte und Freunde umringten ihn in allen Städten, durch welche ihn die Reiſe führte, und ließen ſich die Einzelnheiten erzählen, wie er dieſen und jenen Gegner beſiegt habe. Er war bereits in Kaliſch angelangt, das nur zwei Tagereiſen von ſeiner Heimath entfernt lag. Hier erzählte er, wie er einen für tapfer ausgeſchrienen Edelmann gedemüthigt hätte.

„Du lügst Schurke, und sollst es bei Gelegenheit bitter bereuen!“ rief ihm eine Stimme aus dem Nebenzimmer zornig entgegen.

Bogumil wollte dem Verwegenen, der kein Anderer als der vorerwähnte Edelmann war, für seine Aeußerung züchtigen, aber dieser hatte sich schnell davongemacht und gab ihm dadurch nur desto mehr Stoff zum Gelächter.

Die Weiterreise führte Bogumil durch einen Wald, in welchem er sich plötzlich von vielen vermummten Leuten umgeben sah, die mit blanken Schwertern auf ihn zuhieben. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung riß man ihn endlich vom Pferde und schleppte ihn über Stock und Stein tief in den Wald, wo seine Ueberwältiger durch einen Umstand, der ihm unerklärbar war, in ein lautes Angstgeschrei ausbrachen und, schnell davonlaufend, ihn in seinem Blute liegen ließen. Der Blutverlust zog ihm eine Ohnmacht zu, aus der er erst spät erwachte. Die Nacht war hereingebrochen; er hörte eine weibliche Stimme folgende Worte singen:

Huhu, huhu! Im nächtlichen Grausen
Bei Wellengetöse und Windesbrausen
Da tönt das widrige Schauerlied
Der Eulen im finstern Waldgebiet.
Huhu, huhu! in schaurigen Nächten,
Da gleichen wir blutigen Sündenknechten,
Es meidet das freundliche Tageslicht
Der sündenbelastete Bösewicht.

„Wo bin ich? Welcher Ton dringt zu meinen Ohren? Ihr Geister der Finsterniß weicht von mir; ich mag Euren Schaudergesang nicht hören!“ So rief Bogumil in der Fieberhitze, welche ihm seine Wunden verursachten. „Wie strahlte mir,“ fuhr er fort, „Gottes sterngeschmückter Himmel so freundlich an Ursula's Seite! Welche guten

Vorsätze zum Besten der leidenden Menschheit regten sich damals in mir! Ach, alle sind sie unerfüllt geblieben! Die Scheidestunde bringt mich erst zur Erkenntnis, daß des Menschen Gesinnung nur rein heilig und kräftig bleibt, wenn er mit Gott das wichtige Lebensgeschäft beginnt und fortsetzt. Unglückliche Ursula, Deine Verzweiflung verklagt mein hartes gefühlloses Herz bei dem gerechten Richter der Welt! Vergieb mir, was ich Dir gethan habe!"

Der schaurige Gesang, welcher dicht neben ihm erklungen war und ihn so ergriffen hatte, tönte immer schwächer und schwächer bei zunehmender Entfernung, bis er endlich verhallte. Bogumil schlug die Augen auf und erblickte einige Schritte vor sich ein Feuer, um welches sechs Eulen in behaglicher Ruhe umherhüpfend saßen. Die Flammen an seinem Arme fand er sorgfältig verbunden, und eine weiche Schwanendaune wölbte ihm den Augenschmerz von der Stirn. Er strengte alle seine Kräfte an, hob den Kopf in die Höh' und erblickte ein schlankes Mädchen mit ernsten und kummervollen Gesichtszügen, welches sich schnell hinter einer Eiche verbarg. Sogleich erkannte er in ihr die vorhin gesehene Dame seines Traumes und rief mit angestrengter Stimme: „Fliehe nicht, Engel Gottes, der Du meinen schwachen Lebensfunken vor dem Verlöschen bewahrt hast!"

Nach diesen Worten erhob sich eine starke Windsbraut, welche einen Regenguß herabschleuderte und den Verwundeten in schwarze Finsternis begrub. Das schaurige „Huhu" der Uhus tönte grämlich durch die Lüfte und vermischte sich mit dem schreckenden Pfeifen des Sturmes, welcher in regelmäßigen Zwischenräumen den Wald durchrauschte.

Unter dem heilsamen Verband seiner Wunden sammelten sich Bogumil's Kräfte bis zum Anbruche des Tages wieder

so weit, daß er sich aufrichten und langsam weiter schreiten konnte. Kaum war er einige Minuten gegangen, so erhoben sich vor ihm sieben große Eulen, von denen sechs dunkelbraun waren, die siebente, welche voranflog, aber wie Silber glänzte, und einen goldenen Federbusch an der Stirn trug. Die Silbereule ließ ein lautes „Huhu" erschallen, und mehre Tausend verschiedenartige Eulen strömten von allen Seiten heran. Sie setzten sich auf die nächsten Bäume, während die Anführerin das Moos am Fuße einer großen Eiche zurückscharrte, mit dem Schnabel auf einen darunter befindlichen Stein pickte und in die Erde sank. Ihr folgten die sechs andern Eulen auf gleiche Weise. Bogumil ging näher, um den Schlupfwinkel der wunderbaren Vögel zu erforschen. Der Farbe nach schienen die sechs Eulen dieselben zu sein, welche in der verflossenen Nacht das Feuer umgeben hatten. Der Stein lag fest; es war keine Oeffnung aufzufinden. Neugierig gemacht, bediente er sich aller Kraft, das Hinderniß hinwegzuschaffen, aber seine Mühe war vergebens. Plötzlich hob sich der Stein von selbst in die Höh', und ein Eulenkopf mit langen Ohren guckte blinzelnd hervor, worauf unter sanft klingenden Harfentönen sich folgender Gesang nach der Melodie, die er in der vorhergehenden Nacht gehört hatte, aus der Oeffnung vernehmen ließ.

Herein, geschwind! Nicht lange besonnen,
Den größten Gefahren bist Du entronnen.
Es schützte Dich unsere Königin,
Der Eulen erhabene Führerin.
So komme doch näher, wenn Dank Du empfindest,
O, eile, daß Du uns Erlösung verkündest!
Du, tapferer Kämpfer, bringst sichern Gewinn
Der mächtigen Eulenkönigin.

Bogumil besann sich nicht lange. Es führte eine

Granittreppe hinunter; er ſtieg die Stufen hinab und gelangte in ein ſchwarzverhängtes matterleuchtetes Zimmer. Eine Unzahl Eulen umſchwirrte ihn; er hielt ſich aber nicht lange bei ihnen auf, da im nächſten Zimmer die Silbereule auf einem ausgebreiteten Goldteppich munter hin und her ſprang und ihm ihr lautes „Huhu“ entgegenſchallen ließ. Er griff das ſchöne Thier und nahm zu ſeinem Erſtaunen wahr, daß demſelben eine große eiſerne Nadel auf dem Schnabel feſt angewachſen war und mit der Spitze im linken Auge ſteckte. Gewaltſam riß er die Nadel heraus; das arme Thier ſchrie vor Schmerzen laut auf und verſteckte ſich mit niedergebeugtem Kopfe hinter den Ofen. Kaum hatte er das Auge von der Eule gewandt, ſo war ſie verſchwunden, und alles Suchen blieb vergebens. Er beſchloß bis zum nächſten Morgen hier zu bleiben, weil ihm Ruhe nöthig war, und ſetzte ſich auf einen mit Goldſtoff bezogenen Lehnſtuhl, er konnte aber die ganze Nacht nicht einſchlafen; denn die Eulen im Nebenzimmer lärmten unaufhörlich, und der Gedanke, ob ihm nicht noch mehr Außerordentliches begegnen würde, ſpannte ſeine Aufmerkſamkeit immer wieder auf's Neue an. Mit einmal hörte er draußen ein furchtbares „Huhu“ von unzähligen Eulenſtimmen, das von ſeinen Nachbarinnen kräftig erwiedert wurde. Sieben Jungfrauen mit fliegendem Haare, von denen die erſte ein Diadem trug und in einem goldgeſtickten Silbergewande prangte, während die andern in ſchwarze Seide gekleidet waren, ſtürzten in's Zimmer. Die koſtbar geſchmückte hatte ein böſes Auge und ein blutendes Angeſicht. Bogumil erkannte ſehr bald in ihr ſeine Retterin, die zuerſt geſehene Dame ſeines Traumes.

„Habe Dank, aber auch zugleich Erbarmen mit uns, tapferer Mann!“ rief ihm dieſe ſchluchzend entgegen; „denn

wir schon Tag und Nacht in peinlicher Unruhe, von dem Fluche unserer unglücklichen Mutter verfolgt, wandeln wir schon zwei tausend Jahre in dieser Gegend umher, ohne einen frohen Augenblick verlebt zu haben. Unsere Tante war eine berühmte Königin im Morgenlande; wir wollten ihr das Augenlicht und zugleich den Thron rauben, der mir vorbehalten war. Die böse That wurde uns dadurch erschwert, daß unsere Mutter Tag und Nacht bei der Tante zubrachte. Zufällig hatten sie beide die Schlafstätten gewechselt; und so blendeten wir Ungeheuer unsere eigene Mutter. Der Fluch derselben verbannte uns in diese Gegend, und ihre Zauberkraft befestigte die Unglücksnadel, deren ich mich zu ihrer Blendung bedient hatte, auf meinem Angesichte. In Eulen verwandelt flogen wir nach dem kalten Norden, wo wir uns nur eine Stunde täglich, und zwar bei nächtlicher Zeit, unserer menschlichen Gestalt erfreuen konnten. Den Schmerz der Blendung habe ich die ganze Zeit zur Strafe selbst aushalten müssen. Du hast mich nach dem Rathe der Vorsehung davon befreit, aber hilf mir und uns Allen noch weiter, damit wir unserer Strafe entledigt und mit den Unsrigen in den Sternen vereinigt werden! Melde Dich beim Könige Sobieski, der eben im Begriff ist, gegen die Türken zu ziehen, und biete ihm Deinen tapfern Arm zur Errettung Europa's an. Sorge dafür, daß Du stets in seiner Nähe bist, und wende alle Gefahr von ihm ab! Ein türkischer Pascha wird im Schlachtgewühle seine Mörderhand nach dem Leben des Königs ausstrecken. Spalte ihm den Kopf, und nimm ihm den Dolch ab, welcher mit einer goldenen Kette an seiner Seite befestigt ist, und einen künstlichen Griff von blankem Stahl hat. Diese Waffe hat meine unglückliche Mutter — die Schreckensnacht ausge-

nommen — ſtets bei ſich getragen, und von ihr hängt unſre Erlöſung ab.? Du kannſt den vornehmen Gegner nicht anders erlegen, als wenn Du in der Luft mit Deiner Klinge vor dem Angriffe erſt ſchnell das Zeichen des Kreuzes machſt und die Mitte ſeines Schädels triffſt; denn an allen andern Stellen iſt er durch die geheime Kraft des Dolches, unverwundbar. Laß Dich durch nichts in Deinem Wege auch nur einige Minuten aufhalten; weder durch Freunde, Verwandte, noch durch irgend ein Hinderniß. Eile und errette uns.“ —

Bogumil gab ſein Ehrenwort, ſich nirgends aufzuhalten, ſondern gradezu zum Könige zu eilen, und nicht ohne das koſtbare Gut zurückzukehren. Er fand ſein Pferd vor dem Eingange der unterirdiſchen Wohnung; führte es durch den Wald und ſchwang ſich raſch und muthig hinauf. Die Wunden waren unter dem Verbande zu ſeinem Erſtaunen vollſtändig geheilt, und er ritt mit dem Gedanken an ſein Vorhaben und an die unglückliche Urſula, die er nach vollbrachter That mit Hülfe der ſieben Jungfrauen aufzufinden hoffte, und wenn er auch die halbe Welt durchſtreifen ſollte, rüſtig weiter. Am Wege ſaß eine junge Bäuerin mit bleichen hagern Wangen und ſtreckte ihre Hände flehend nach ihm aus. Er wunderte ſich über ihre bekannten Geſichtszüge und empfand eine ſonderbare Unruhe. Kaum war er einige Hundert Schritte weiter geritten, ſo fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war Urſula. Er ſchwankte lange Zeit zwiſchen Chriſtenpflicht, Gattentreue und ſeinem Ehrenworte. Schon war er im Begriffe umzukehren; denn die Treue hatte in ſeinem Herzen einen herrlichen Sieg errungen; da warf ſich ihm eine große Schaar Eulen in den Weg, welche durch ſchwarzen Flug-

ihm Sinne und Verstand verwirrten und einen langen breiten Papierstreifen über den Kopf seines Pferdes zogen, auf welchem die Worte standen:

Sei unbesorgt um Ursula! Es wartet ihrer das beste Loos.

Er sah sich noch einmal nach seiner Gattin um. Sie war im Dickicht des Waldes verschwunden. Ein Blick nach dem blauen Himmelsgewölbe gab ihm Kraft, sein Ehrenwort zu halten.

Der König nahm Bogumil sehr freundlich auf, lobte ihn, daß er aus weiter Ferne zur Bekämpfung der Ungläubigen zurückgekehrt war, und bot ihm selbst an, in seiner Nähe zu bleiben. Frohen Muthes zog der kühne Streiter an der Seite seines Landesherrn zum heißen Kampfe; wüthend entbrannte die Schlacht, welche Europa's Schicksal abwog; mit Ungeduld harrte er des Augenblicks, wo er zum Schutze seines Königs das Schwert schwingen sollte; Alles war im blutigen Schlachtgewühl beschäftigt: endlich zeigte sich ein vornehmer Reiter, der es wagte, grade auf den König einzudringen. Es war der heiß ersehnte Pascha. Der Dolch prangte herrlich an seiner Seite; doch kehrte der gewandte Türke plötzlich um, als Bogumil seine Hand an das Schwert gelegt hatte; denn es war ihm von einem Sterndeuter gesagt worden, er habe sich vor einem braunen Pferde mit weißen Ohren in Acht zu nehmen, doch müßte er den Besitzer desselben scheuen, wenn dieser etwa zufällig in seine Gefangenschaft geriethe; weil derselbe ihm von großem Nutzen sein könne und mit den nähern Umständen und geheimen Eigenschaften seines alterthümlichen Dolches bekannt sei.

Bogumil ritt eben diesen weißohrigen Braunen. Er setzte dem Fliehenden nach. Den Dolch mußte er jetzt er-

ebern; weil er auf eine andere Gelegenheit, so nahe mit diesem Gegner zusammenzukommen, wohl niemals mehr rechnen konnte. Der Pascha übereilte sich nicht, als er in der Nähe seiner Leute war; denn im Nothfalle konnte er sich auf die Schnelligkeit seines Pferdes verlassen. Sorglos und gemächlich einherreitend, sah er sich um und erblickte zu seinem Schrecken den Reiter auf dem gesträchten Pferde dicht hinter sich. Die Schwerter klirrten augenblicklich unter gewaltigen Hieben; Feuerfunken flogen aus dem harten Stahle; aber Keiner konnte dem Andern etwas anhaben. Jetzt fiel dem Grafen das Zeichen des Kreuzes ein. Er wich einige Schritte zurück und beschrieb es durch rasche Schwingung seiner Klinge. Einige Schwertstreiche brachte er hierauf dem Ungläubigen bei, doch vermochte alle Geschicklichkeit und Anstrengung nicht, das Haupt desselben zu treffen. Nahes Pferdegetrampel und ein wildes Kriegsgeschrei verkündeten dem kühnen Verfolger, daß es um ihn geschehen sei. Durchdrungen von der hohen Wichtigkeit seines Unternehmens, stärkte neue Begeisterung den gesunkenen Arm. Der Pascha forderte ihn auf, sich zu ergeben, solche Schmach wollte Begumil sich aber nicht anthun, und er beschloß, da keine Rettung mehr möglich war, sein Leben theuer zu verkaufen. Nachdem der Anführer der Türken einige Worte an seine Leute gerichtet hatte, welche Begumil nicht verstand, kommandirte er zum Angriff. Mit Löwenmuth kämpfte Begumil, aber zu seinem Erstaunen nahm er wahr, daß sämmtliche Reiter nur bemüht waren, ihn müde zu machen, ohne mit Ernst auf sein Leben einzudringen. Seine Kräfte waren endlich erschöpft, und ohne große Mühe wurde ihm das Schwert aus der Hand gewunden. Auf einen Wink des Pascha fühlte er im Geiste die Schärfe des Schwertes

schon an seinem Hasse; doch hatte er sich geirrt. Nur sein Pferd, das mit den Hinterfüßen wild um sich her schlug und endlich wie ein reißendes Thier auf den Pascha losging, wurde vor seinen Augen hingeschlachtet; ihm band man aber die Hände auf dem Rücken zusammen, und führte ihm ein schlechtes Pferd vor, das er besteigen mußte.

Unterwegs wurden ihm köstliche Speisen gereicht, und nach einer langen und beschwerlichen Reise langte er mit seinen Begleitern vor einem prächtigen Schlosse an, wo er von seinen Banden befreit und in ein freundliches Zimmer eines Seitengebäudes geführt wurde, das zur Wohnung für ihn bestimmt war. Nach einer Stunde ließ ihn der Pascha vor sich bringen, erzählte ihm die Aussage des Sterndeuters und forderte ihn auf, die geheimen Eigenschaften des bewußten Dolches zu nennen.

„Ihr habt mir das Leben geschenkt," erwiederte der Gefangene mit Würde, „ich müßte es daher für die größte Sünde halten, Euch mit Unwahrheiten zu hintergehen. Wisset also, daß ich mich darüber nicht auslassen kann und mein Ehrenwort gegeben habe, nicht eher in mein Vaterland zurückzukehren, bis Euer Dolch mein Eigenthum ist. Die Uebermacht hat mich in Eure Gefangenschaft gebracht; ich habe in der kurzen Zeit Euren Edelmuth kennen gelernt, vollendet nun das gute Werk und gebt mir den Dolch, der zur Erlösung mehrer Unglücklichen nöthig ist. Dringt nicht weiter in mich und schenkt mir die Freiheit!" —

Der Pascha sah ihn zornig an und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Ein halbes Jahr hatte Bogumil dort schon zugebracht, und von Zeit zu Zeit erging wieder dieselbe Aufforderung an ihn. Eines Tages redete ihn der Pascha mit ernstem Tone an:

„Du mußt mir nun endlich Alles, was Du von dem Dolche weißt, sagen. Vier Wochen gebe ich Dir Bedenkzeit. Morgen verreise ich. Nach meiner Zurückkunft erwarte die Freiheit oder den Tod, je nachdem Du es Dir bereiten wirst.“

Bogumil blieb sich längere Zeit selbst überlassen. Den Wachen am Thore hätte er leicht entschlüpfen können, da diese höchst unaufmerksam und gewöhnlich im trunkenen Zustande waren; ja er hatte sogar in einem Zimmer, das an seine Wohnung grenzte und sich ohne Mühe öffnen ließ, ein tüchtiges Schwert gefunden, mittelst dessen er die vier trunkenen Wächter bald hätte niedermetzeln können. Vielleicht wäre es ihm sogar gelungen, sich einen Weg durch den Garten und über die hohe Mauer desselben durch einige Goldstücke, die er sorgfältig verwahrt hatte, bei den geldgierigen Gartenwärtern zu bahnen; doch hielt er es für schimpflich, zu entfliehen, und für entehrend, den Dolch, ohne welchen er den Pascha nimmermehr verlassen hätte, auf eine andere Weise als durch freiwillige Uebergabe oder eine ritterliche That zu erlangen. Allen seinen Dienern hatte der Pascha den gemessensten Befehl ertheilt, dem Gefangenen mit der größten Ehrerbietung entgegen zu kommen, und alle Kunst und Beredsamkeit anzuwenden, um über den Dolch etwas zu erfahren.

Bogumil pflegte gewöhnlich einen schattigen Platz des Gartens zu besuchen und durch Absingung nationeller Lieder seiner gepreßten Brust Erleichterung zu verschaffen. Als er eines Morgens an demselben Orte wieder einen fröhlichen Gesang erschallen ließ, sprangen aus dem Gebüsche zehn Jungfrauen hervor, welche unter Absingung zauberischer Lieder um ihn herumtanzten und ihn mit Blumenkränzen

schmückten. Sie reichten ihm köstlichen Kyperwein in einem goldenen Becher und liebkosten ihn unter unzähligen Schmeichelworten, um ihn zum Geständnisse zu bringen. Er begegnete den Damen mit der größten Bescheidenheit und Artigkeit, suchte sogar ihre Fröhlichkeit zu erhöhen, indem er sie mit den Tänzen seines Volkes bekannt machte, dies genügte aber den Türkinnen nicht; sie kamen immer wieder auf den Dolch und dessen geheime Kraft zurück. Diese Versuche, ihm sein Geheimniß zu entlocken, erneuerten sich täglich, indem die gewandten Mädchen sich stets neuer Kunstgriffe bedienten.

„Meine geachteten Damen und Wohlthäterinnen," wandte er sich eines Tages an sie, „ich halte Sie in hohen Ehren und keine menschliche Macht könnte mich bewegen, ein Ehrenwort, das ich Ihnen gegeben hätte, zu brechen; daher werden Sie es mir auch nicht verargen, daß ich auf gleiche Weise gegen die Damen meines Vaterlandes handle. Nur dann, wenn der Dolch mein Eigenthum ist, und ich mich außer Gefahr befinde, ihn zu verlieren, darf ich Ihnen über denselben Aufschluß geben."

Als der Pascha zurückkam, besuchte er den Gefangenen in Begleitung mehrer vornehmen Türken und forderte ihn mit zornigen Blicken auf, die geheime Kraft des Dolches zu offenbaren.

„Ihr wißt," sprach Bogumil, „daß ich mein Ehrenwort gegeben habe, nicht ohne den Dolch zurückzukehren. Das Geheimniß, welches an diese Waffe gebunden ist, will ich Euch nicht vorenthalten, wenn Ihr mir dieselbe als Eigenthum zuerkennt oder erlaubt, den Besitz derselben durch einen Zweikampf zu entscheiden. Ernennt einen unter Euren besten Kämpfern, der sich mir mit entblößtem Oberkörper, das Schwert in der Faust, entgegenstellt, erhalte ich die

erste Wunde, so gebietet über mein Leben, oder schickt mich, wenn es Euch beliebt, mit Schande bedeckt nach meinem Vaterlande zurück, bringe ich aber meinem Gegner die erste Wunde bei, so gehört der Dolch mir, und Ihr gebt mir einen Geleitschein, der mir glücklich über die Grenze Eures Landes hilft." —

Der Vorschlag wurde mit Hohnlachen aufgenommen, und man stellte Bogumil nach mehren Tagen in einer großen Versammlung türkischer Befehlshaber, die sich zu diesem blutigen Schauspiele eingefunden hatten, einen riesengroßen Türken entgegen, der nach allgemeiner Ueberzeugung mit dem kecken Ausländer leicht fertig werden würde. Zu mehrer Sicherheit mußte Bogumil, weil er unter dem Schwerte des Riesen leicht sein Leben einbüßen könnte, einen Brief vor den Zuschauern niederlegen, welcher das Geheimniß genau angab; dagegen lag an der Seite des Kampfplatzes auf einem Sammetkissen der Dolch zum Empfange bereit.

Der Kampf begann, und nach einigen Wendungen klaffte eine blutende Wunde auf der Brust des Riesen. Die Sache war eigentlich entschieden, aber mit wildem Toben riefen die Türken: „Weiter, weiter, einer muß auf dem Platze bleiben!" Denn sie setzten ihre Hoffnung auf die Kraft und Ausdauer des kampfgeübten Riesen. —

Mit furchtbarer Anstrengung kämpften beide nun wohl eine halbe Stunde lang, bis ein gewandter Hieb Bogumil's auf die Stirn des Riesen den Sieg errang. Der furchtbare Gegner hauchte seinen Geist unter Todesröcheln aus; die Freilassung des Gefangenen wurde laut verkündigt, und mit stolzen Schritten eilte der Sieger dem erbeuteten Dolche zu.

Der Pascha erbrach schweigend den Brief, legte ihn

ihm mit großer Betrübniß an die Seite; denn er überzeugte sich jetzt erst, was er verloren hatte. Er erbot sich, Bogumil mit mehren seiner Leute bis zur Grenze zu führen, damit ihm nichts Böses widerfahre, und lud ihn zur Theilnahme am festlichen Mahle ein.

Der Abend kam heran; der Sieger sah nur neidische Gesichter und ging nach seinem Zimmer, um sich etwas zu zerstreuen. Es saß dort eine Eule mit ausgebreiteten Flügeln vor dem Fenster und deutete durch Klopfen an, daß sie hineinwolle. Bogumil öffnete das Fenster. Sie schlüpfte hinein und gab durch Anschmiegen und Munterkeit zu erkennen, wie erfreut sie sei, sich an seiner Seite zu befinden; er betrachtete sie beim Lampenscheine und fand, daß sie einen langen Faden am Fuße und einen Zettel im Schnabel trug, auf welchem die Worte standen:

„Heute in der Nacht will man Dich heimlich ermorden; benutze daher das Seil, welches Du am Fenster befestigt findest, zur schleunigen Flucht; umgürte Dich vorher aber mit dem Schwerte, das sich im Nebenzimmer befindet, und binde die Eule mit dem am Fuße derselben befestigten langen Faden an Deinen Schwertgürtel: dann brauchst Du nur der Richtung zu folgen, welche jene nimmt, um sicher über die Grenze zu kommen!“

Bogumil that, wie ihm angerathen war, und befand sich in einigen Minuten auf dem Hofe des Frauenpalastes des Pascha, welcher mit einer hohen Mauer umgeben und fest verschlossen war. Die Eule pickte mit ihrem Schnabel an das Schloß der großen Mauerpforte, und plötzlich sprang dieselbe auf, schloß sich aber wieder eben so schnell und still, als der Graf erst im Freien war. Die Gäste und der Pascha wurden ungeduldig über das lange Ausbleiben des

Siegers und ſchickten einen Boten, um ihn herbeizurufen. Auf die Benachrichtigung, daß Bogumil entflohen war, ſchrien Alle wie aus einem Munde:

„Nachgeſetzt dem untreuen Chriſtenhunde! Der Dolch muß wieder in die Hände der Gläubigen kommen!“ —

Finſterniß erfüllte den Himmelsraum; man mußte ſich daher bei Fackelſchein zur Verfolgung anſchicken, und Bogumil konnte ihnen ihrer Meinung nach nicht entwiſchen, da nach allen Richtungen reitende Boten geſchickt wurden, die ſeine Flucht anzeigen und allen Denen große Belohnung verſprechen mußten, welche den Dolch wiederſchaffen und den Ausländer todt oder lebendig überliefern würden.

Schon hatte der Paſcha ihn mit ſeinen Begleitern erreicht, als derſelbe ſich grade auf freiem Felde befand; er wollte ſich irgendwo verbergen, aber er konnte nirgends einen ſichern Ort finden. Als die Ankommenden laut erklärten, bis hierher könnte er höchſtens gekommen ſein, darum müßte man nach allen Richtungen neben dem Wege nachſpüren, ob er ſich nicht irgendwo verſteckt habe, hielt er ſich für verloren. Im hohen Graſe liegend, ſah er zu ſeiner Freude mehre Türken, wie mit Blindheit geſchlagen, vorbeireiten. Jetzt näherte ſich der Paſcha mit einem großen Zuge; es war nicht möglich zu entfliehen; daher zog Bogumil ſein Schwert und vertheidigte ſich, ſo gut er vermochte. Die Eule leiſtete ihm hierbei treue Dienſte; denn ſie flog den Angreifenden nach dem Geſichte und pickte denſelben mit ihrem Schnabel in die Augen. Mehre Feinde waren ſchon zu Boden geſtreckt, doch war die Zahl zu groß, und immer blitzten ihm wieder neue Schwerter entgegen. Unverwundbar durch die Kraft der errungenen Zauberwaffe, unterlag er doch endlich nach anſtrengtem Kampfe. Schon

[illegible] sich eine räuberische Hand dem Dolche, als sein Arm kaum noch das Schwert zu halten vermochte; da wurde die Aufmerksamkeit der Türken durch ein lautes tausendstimmiges „Huhu" unterbrochen. Unzählige Steine stürzten auf die Feinde nieder, und in einem Augenblicke hatten die Schnäbel der herbeiströmenden Eulen die Fackeln ausgelöscht. Bogumil sammelte jetzt seine letzten Kräfte und konnte unter dem Schutze der Nacht sicher entfliehen. Die Eule führte ihn über Stock und Stein und brachte ihn glücklich über die Grenze. Zwei Uhus flogen ihm hier entgegen und setzten ein Körbchen mit Nahrungsmitteln vor ihn nieder; er ließ es sich wohlschmecken und fand zu seiner Freude am Boden desselben eine mit Gold gefüllte Börse.

In der nächsten Stadt kaufte er sich ein schönes Reitpferd, das ihn nach einer beschwerlichen Reise munter und wohlerhalten in den Wald der Eulenkönigin brachte. Den Stein vor dem Eingange in die unterirdischen Zimmer fand er aufgerichtet, und beim Hinabsteigen wurde er wunderbar überrascht; denn acht Damen, welche um eine köstlich besetzte Tafel saßen, kamen ihm freundlich entgegen. Sie luden ihn ein, Platz zu nehmen und es sich wohlschmecken zu lassen. Bogumil überreichte den heißersehnten Dolch und erndtete für die Eroberung desselben großen Dank ein.

Während die Gesellschaft fleißig aß und trank, seufzte er einige Mal laut auf.

„Was fehlt Dir tapferer Mann?" redete ihn die reichgeschmückte Eulenkönigin an; „Du hast unser Leid in Freude verwandelt und willst selbst traurig sein? Nein, das sollst Du nicht! Offenbare uns Deinen Schmerz, wir wollen Dir helfen!"

Bogumil erzählte nun seinen Traum, in welchem er

bereits die Eulenkönigin, die schöne Gräfin und Urſula kennen gelernt hatte. Auch erwähnte er Alles, was ſeiner Vermählung vorausgegangen war, und wie er ſeine Gattin wegen der boshaften Verläumdung und Herabwürdigung durch ſeine Verwandten verſtoßen und damals ſogar in dem Wahne gelebt habe, daß eine gute That durch ihn vollbracht worden ſei.

„Du ziehſt nun in ferne Länder, dachte ich in meinen Leichtſinn," fuhr er fort, „dort wirſt Du Dir die liebenswürdigſte und reichſte Grafentochter zur Gemahlin wählen; und wer will es Dir verwehren? Zeugen ſind bei Deiner Trauung nicht geweſen, und der Alte, welcher uns verbunden hat, iſt längſt in die andere Welt gewandert. In einſamen Stunden überzeugte ich mich, daß mein Herz gefühllos und ſchlecht war; und wie hatte ich mich getäuſcht! Nirgends fand ich wahre Aufrichtigkeit und Treue! Es giebt nur ein Weſen, das mir mit Liebe und Treue ergeben iſt. Urſula, Urſula, Dich muß ich finden, und ſollte ich die ganze Welt durchſtreifen! Alles Böſe, was ich an Dir gethan habe, will ich vergeſſen zu machen und zu vergelten ſuchen; nur der Tod ſoll mich von Dir trennen!"

Ein grüner Vorhang rollte in die Höh'; Bognmil's Glück war vollſtändig; Urſula ſtand vor ihm. Er ſchloß das heißgeliebte Weib in ſeine Arme; und die Freudenthränen, welche ihm in den Bart herabrollten, zeigten von ſeiner tiefen Reue und der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung.

„Jetzt kommt die Reihe an mich!" ſprach eine alte Dame, welche Bognmil ſo lange wenig beachtet hatte; „meine Töchter haben in Dein Schickſal eingreifen müſſen; weil Du von der Vorſehung zu ihrer Errettung auserkoren warſt. Eben darum mußten ſie ſich nach Deiner Gattin

gegeben, als sie Dein Haus verlassen hatte. Unter dem Schutze meiner Töchter war sie sicher; sie hat bei ihnen recht frohe und glückliche Tage verlebt. Ich bin hier hergekommen, um meine Kinder zu erlösen, da dieselben ihre Missethat bereits abgebüßt haben. Ursula erkläre ich vorher zur Erbin aller Kostbarkeiten, die meinen Töchtern zugehören, und sich dort hinter dem grünen Vorhange in einer steinernen Urne befinden. Kommt her, meine Kinder," sprach sie zu ihren sieben Töchtern, „und schwingt Euch zu den Sternen hinauf, die Euch zur Wohnung angewiesen sind!"

Eine nach der Andern mußte vor ihr niederknieen; sie legte den Dolch flach auf die Stirn jeder Einzelnen, und sieben Särge heben sich aus dem Erdboden hervor, welche die entseelten Hüllen zur Ruhe aufnahmen. Ursula und Bogumil konnten sich von den Verblichenen nicht trennen, aber die alte Fürstin überreichte ihnen das Erbtheil und führte sie von der Trauerstätte hinauf zur grünen Waldesflur. Der Stein fiel auf die Oeffnung, und wucherndes Moos machte die Stelle unkenntlich. Die Fürstin stand regungslos und in Gedanken versunken da. Es trat eine tiefe Stille ein. Die beiden Gatten erstaunten über die strahlenden Edelsteine und Perlen, welche jetzt ihr Eigenthum waren. Es betrugen dieselben zu Gelde berechnet wohl zehnmal mehr als ihr Gut werth war; doch fühlten sie den Ernst des Augenblicks allzusehr, als daß sie die irdischen Schätze aufmerksam zu betrachten und mit wahrer Freude anzustaunen im Stande gewesen wären.

Nachdem die Fürstin ihre Gedanken durch stilles Gebet wieder aufgerichtet und gesammelt hatte, neigte sie sich zur Erde und beschrieb mit dem Dolche auf dem Rasen einen großen Kreis um das glückliche Paar, indem sie sprach:

„Bleibt ruhig auf derselben Stelle und seid unbesorgt, was mit Euch geschehen wird und wie Ihr weiter kommen wollt! Die Freunde meiner Töchter werden Euch geleiten und Euer Glück vollenden helfen.

Hierauf spaltete sich auf der Stelle, wo der Kreis gezeichnet war, der Erdboden, und sieben Zwerge mit langen schneeweißen Bärten kamen aus der Erde hervor. Sie erweiterten das Erdreich am Rande des Kreises noch mehr, so daß die beiden Gatten wie auf einer runden Insel standen, und verneigten sich dann vor der Fürstin zum Zeichen, daß Alles vorbereitet sei. Diese drückte mit gefalteten Händen den Dolch fest an ihre Brust, sank auf die Kniee, und ein dichter Nebelschleier entzog sie den Blicken der Anwesenden. Die Zwerge wickelten nun ihre langen Bärte um den Arm, stampften anhaltend mit den Füßen auf den Erdboden, und mit Blitzesschnelle fuhren die beiden Gatten in Gesellschaft ihrer Begleiter auf der runden Erdscholle in die Tiefe hinab. Nur kurze Zeit befanden sie sich in einer undurchdringlichen Finsterniß, dann sahen sie ein feuerstrahlendes Gewölbe über sich ausgebreitet, welches nichts Anderes als die dicke Rinde der Erdoberfläche war, die hier nach Innen zu mit nordlichtähnlichen Strahlen so hell leuchtete, daß nur ein geringer Unterschied zwischen unserer Tageshelle und dieser Beleuchtung stattfand. Die hauptsächliche Abweichung bestand darin, daß hier Alles in rosenfarbenem Glanze prangte und jeder Körper von allen Seiten gleich stark beleuchtet wurde.

Die Reise ging jetzt zwar langsam, aber ohne Aufenthalt weiter. Auf Erhöhungen sitzend, die ihnen der weiche Rasen darbot, fuhren sie, von einer unbekannten Kraft getragen, durch das Reich der Zwerge. Blühende Landschaften mit

Gebirgen von klarem Kristall, unter welche häufig einzelne Berge von Gold und Silber gemischt waren, lagen abwechselnd vor ihren Blicken ausgebreitet. Den beiden Reisenden wurde zwar nur selten Zeit gelassen, sich nach den Einzelnheiten genau umzusehen, jedoch kamen sie oftmals den fruchtbaren Fluren dieses unterirdischen Reiches ganz nahe. Es waren dieselben mit gelblich grünen Bäumen und Kräutern bewachsen, deren Mannichfaltigkeit und sonderbares Aussehen sie aufmerksam betrachteten. Wenn das seltsame Fuhrwerk sich niedrig über den Feldern und Auen dieser anziehenden Landschaften fortbewegte, so ging die Reise langsamer vorwärts. Es strömten dann große Schaaren neugieriger Zwerge herbei und bewillkommneten die Ankömmlinge mit einem Freudengeschrei, das mit dem Unkenrufe die größte Aehnlichkeit hatte. Die Männer dieser unterirdischen Welt trugen purpurrothe Röcke, an welchen Gold- und Silberstreifen ohne Ueberfüllung, aber in verschiedenartigen Figuren angebracht waren. Ihre Kopfbedeckung bestand größtentheils in schwarzen seidenstoffartigen Käppchen. Die Frauen hatten hellglänzende weiße oder himmelblaue Kleider mit schwarzen Miedern. Ihr Haar war zierlich geflochten und mit einem fächerartigen Diadem von Gold, Silber oder Bergkristall geziert, an welchem Edelsteine prangten. Nach mehrstündiger Reise wurde es allmälig dunkel und endlich stockfinster. Die dicke Rinde des Erdbodens, die vorher wie ein Feuergewölbe über ihnen geschwebt hatte, schimmerte in dunklem Aschgrau und öffnete sich wiederum bei ihrer Annäherung. Als sie sich wieder von der frischen freien Luft der Erdoberfläche umgeben fühlten, befanden sie sich in einem herrlichen Garten. Bogumil mußte jetzt zurückbleiben, aber Ursula wurde von den Zwergen nach

dem nahen Schloſſe geführt. Es war früher Morgen; die Hofhunde ſchwiegen beim Anblicke der Zwerge; der Hahn unterdrückte den Morgengruß in der Kehle. Alles lag noch in tiefem Schlafe: die Thürſchlöſſer öffneten ſich vor den Zwergen von ſelbſt; und ſtille führten die ſieben Mißgeſtalten die erwartungsvolle Urſula vor ein Bett mit ſcharlachrothen Damaſtvorhängen, welche mit goldenen Sternen beſät waren. Zwei Zwerge kletterten behände an den Bettvorhängen in die Höh' und ſchoben dieſelben weit auseinander. Hier ſchlummerte eine wunderſchöne Dame, die ſo eben zu träumen begann. Sie ſprach:

„O, Mutter, warum biſt Du nicht lieber mit uns in Warſchau geblieben! Morgen wären wir in Geſellſchaft ſicherer gereiſt. Alles feiert heute nach der luſtigen Faſtnachtszeit den Aſchermittwoch, nur wir allein reiſen, umgeben von heulenden Wölfen, durch den dichten Wald. Vater, ſieh dort zwei Wölfe! Sie kommen den Pferden grade in den Weg. O Weh, hier klettern drei zum Schlitten herauf! Der Vater erlegt den einen. Ihr Diener, Jan und Stanislaw, rettet die Zwillinge, meine lieben Schweſtern! Die ſchrecklichen Thiere haben ſie gefaßt! Ludwika, Milka! O, Gott! — Die Mutter ſtürzt ſich auf das wilde Thier! — Glücklich hat ſie Milka gerettet; aber Ludwika? — Sie iſt weit fortgeſchleppt. Der Vater und die Diener holen ſie nicht mehr ein! — Die Wölfe zerreißen das liebe zarte Weſen. O Gott, mir vergehen die Sinne!" —

Jetzt ſchwieg ſie eine lange Weile; bittrer Schmerz verzerrte ihre Geſichtszüge. Dann träumte ſie weiter:

„Aber, warum biſt Du, Milka, leben geblieben? — Um uns noch größeren Schmerz zu bereiten. Immer warſt Du bleich und krank. Das ſechzehnte Jahr haſt Du nur

nicht. Da reichte Dir Ludwika die Schwesterhand zur Reise in das Land der Seligen! Vater todt, Mutter todt! Ich habe viel geweint. Verlassen stehe ich jetzt in der Welt. Ja, verlassen! — Ich habe es verdient; denn ich war stolz, eingebildet, hartherzig, aber jetzt fühle ich, daß ich nicht mehr bin, als das geringste Menschenkind. Ich will gut sein, meine Pflicht thun!"

Der Traum war vorüber. Da strich ein Zwerg mit seiner kleinen Sammethand über das Angesicht der Schlafenden. Der Ausdruck des Schmerzes verlor sich; sie lächelte freundlich und öffnete die Augenlieder. Nun sah und sah sie lange forschend und erstaunend; endlich rief sie mit freudiger Stimme: „O Gott, ist es möglich! Milka bist Du von den Todten auferstanden?" —

„Nein," rief der älteste der Zwerge, „es ist nicht Milka, sondern Ludwika, Deine verloren geglaubte Schwester. Die Eulenkönigin hat sie gerettet. Bisher durftest Du sie nicht sehen; weil Dein Herz verhärtet und liebleer war; jetzt gehört sie Dir wieder an."

Beide Schwestern lagen einander lange, ohne ein Wort zu sagen, in den Armen. Freudenthränen benetzten ihre Wangen; sie wußten im Gefühle ihres Glückes nicht Worte zu finden, welche die frohen Empfindungen ihres Herzens vollständig bezeichneten.

Die Zwerge zogen jetzt die Vorhänge des Bettes wieder zusammen und forderten die Gräfin Pelagia — denn diese war die glückliche Schwester Ursula's — freundlich auf, sich vollständig anzukleiden, weil ihr noch eine zweite Ueberraschung bevorstehe. Als dies geschehen war, trat Bogumil ein. Er war bereits von dem Vorgefallenen unterrichtet; aber wie erstaunte Pelagia, als sie durch ihn

erfuhr, daß Ludwika und die verachtete Ursula dieselbe Person seien. Sie machte sich die größten Vorwürfe, daß sie aus Gleichgültigkeit sich nicht die Mühe gegeben hatte, Ursula früher kennen zu lernen. Nach ihrer Meinung hätte sie diese bei der täuschenden Aehnlichkeit mit der dahingeschiedenen Zwillingsschwester nicht aus den Augen gelassen, und nach Kenntnißnahme der wunderbaren Errettung derselben in ihr auch gewiß die Schwester Ludwika erkannt, die nach ihrem und der Eltern Dafürhalten von den Wölfen zerrissen worden war.

Alles Ungemach war jetzt vergessen. Pelagia freute sich inniglich, daß ihre liebe Schwester die Gattin Bogumil's geworden war, und dankte dem Himmel für die Gnade, nicht mehr allein und verlassen in der Welt dazustehen.

Die Zwerge begaben sich hierauf in die Ecke des Zimmers und hoben dort eine Diele in die Höh'. Nachdem sie sich zum Abschiede verneigt hatten, verschwanden sie unter derselben, ohne daß man bemerken konnte, wie es geschehen war. Lauter Dank schallte ihnen nach; dann hörte man noch in der Ferne ein dumpfes und dumpferes Klopfen und Rasseln; endlich war nichts mehr zu vernehmen.

Nach mehren frohen Tagen machte sich Bogumil mit den glücklichen Schwestern reisefertig. Der Besuch galt dem Onkel. Sie langten bei demselben in froher Stimmung an. Die Erlebnisse der beiden Gatten und die überraschende Erkennungs-Scene der beiden Schwestern machte auf ihn einen mächtigen Eindruck. Ursula erschien ihm jetzt als Märtyrerin, und er segnete den Augenblick, in welchem er mit Bogumil bekannt geworden war.

Die Pflegemutter Ursula's wurde dabei auch nicht vergessen. Man betrachtete sie von nun an als das Haupt-

glied der Familie. Sie zog auf Bozumil's Stammgut zu ihrer lieben Tochter und verlebte hier, gepflegt von dankbaren Herzen, noch viele glückliche Jahre. Pelagia und der Onkel waren ebenfalls auf das Gut Bozumil's gezogen. Liebe und Eintracht machten die einzelnen Familien-Glieder einander unentbehrlich, und der Segen des Himmels waltete sichtbar über ihnen.

IV.

Die bezauberten Pfannkuchen.

Es war ein kalter Wintrabend. Verdrießlich warf der Schuhmacher Smola den Stiefel von sich, an dem er so eben arbeitete, rieb sich vor Kälte die Hände und schlug mit verschränkten über Kreuz auf die Schultern, um die halberstarrten Finger wieder geschmeidig zu machen.

„Nein, länger halte ich es nicht mehr aus," sagte er; „unsere Armuth ist zu groß. Nun strahlt nach mehreren Tagen endlich einmal die Glaskugel, weil ich einige Groschen zu Lei verdient habe, da fehlt es aber schon wieder an Holz. Morgen früh soll ich die Stiefel abliefern; wie ist es aber möglich in der Kälte zu arbeiten! Ich muß zu Grunde gehen!"

Jagusia, sein Weib, hatte, von der Kälte getrieben, sich ins Bett gelegt, schnell verließ sie aber dasselbe, als sie ihren Mann so mißmüthig sah, und bemühte sich vergebens, die naßgewordenen Kohlen, welche in einem Becken standen, anzufachen.

„O, wäre ich lieber Junggesellin geblieben, so könnte ich beim ersten besten Krüger warm [illegible]," sagte Smola

schöpfer, „aber da hat Gott das Weibervolk zum Unglück in die Welt gesandt, damit sich die armen Mannsleute verblenden lassen sollen, zu heirathen und Hunger zu leiden. Wenn ich wenigstens Kinder hätte, so wüßte ich doch, für wen ich mich quäle!“

Jagusia war an dergleichen Worte schon gewöhnt, und sie hantirte flug, daß sie schwieg; denn sehr oft hatte sie es bei manchen von ihren Gevatterinnen mit angesehen, daß Schuhmacher gar zu leicht gegen ihre Ehehälfte mit dem harten Spannriemen zu Felde ziehen. Nach einer Weile tiefen Nachdenkens fiel sie ihrem lebendigen Lebensgefährten um den Hals und rief freudig:

„Siehst Du, Schwatzkopf? Nun weiß ich, wo wir Heu herbekommen! Der Meilenzeiger nicht hinter der Stadt ist am Fuße stark beschädigt und dem Abbrechen nahe; es wird uns wenig Mühe kosten, ihn umzuhauen, und da wollen wir die ganze Nacht warm sitzen wie im Backofen.“

Der Vorschlag wurde angenommen. Jagusia zog sich an, und nach einer kleinen Viertelstunde waren beide Eheleute schon eifrig beschäftigt, dem in Gestalt eines Mannes dastehenden Wegzeiger, die morschen Beine zu zerhauen und ihn bei Kopf und Arm zu Boden zu werfen. Eben war das mühsame Werk vollendet, und beide machten sich bereit, die schwere Last fortzuschleppen, da hörten sie ihren Namen rufen. Der Förster stand vor ihnen; an seiner Hand hielt er einen kleinen Knaben. Sie wollten fliehen, er aber stellte sich ihnen in den Weg, und bat sie, ihn ruhig anzuhören.

„Ueber den dummen Streich, den ihr jetzt gemacht habt, will ich ein ewiges Schweigen beobachten,“ sagte er; „denn ich bin zu Eurem Glücke hergekommen, und eben war ich im Begriff zu Euch zu gehen. Diese Lunge, sehr

er, auf das Kind zeigend, fort, ist mit seinen Kleidern übergeben worden; ich soll für seine Unterbringung Sorge tragen, da er weder Vater noch Mutter hat. Ihr habt keine Kinder und seid arm; darum kann Euch Beides willkommen sein, ein munterer Junge und Geld. Hier habt Ihr dreihundert Gulden; nehmt den Jungen und laßt den Wegzeiger liegen. In einer Stunde schicke ich Euch noch eine Fuhre trockenes Buchenholz ebenfalls."

Smola und seine Frau waren wie neu geboren. Alle ihre Wünsche waren erfüllt; sie dankten dem Förster herzlich und trugen das Kind frohlockend nach Hause. Das versprochene Holz traf bald ein; der Ofen mochte es heute fühlen, daß es Winter war, und das glückliche Ehepaar wähnte sich im Himmel. Der Junge war höchstens anderthalb Jahre alt und geschwätzig wie ein Staar. Die Frau Schusterin hörte zu ihrer Freude den süßen Namen „Mama!" aus seinem Munde und wog auf einer Hand den Jungen und in der andern das Geld, welches sie erhalten hatte. Das Kind sollte zu Bette gebracht werden. Welche Entdeckung machte da aber Jagusia! zwanzig blanke Goldstücke rollten ihm aus dem Busen.

Alle ihre Sorgfalt wurde jetzt nur auf das Kind gerichtet; sie betrachteten dasselbe als ihren Abgott. Smola arbeitete von nun an wohlbehaglich; niemals hörte man ihn murren, und Friede und Freude wohnten im Hause des Schusters. Die Herkunft des Kindes blieb den beiden Ehegatten verborgen; es hatte aber damit folgende Bewandtniß.

Der Gemahl der polnischen Fürstin Hedwiga war gestorben. Diesen Zeitpunkt benutzte ihr Vetter, der Fürst Skala; er bemächtigte sich mit Gewalt des Landes, und sperrte die Fürstin mit ihrem einzigen Sohne in einen Thurm

Sophiens Augen Thränen flossen. Sie sang mit lauter Stimme ihr Schicksal in stiller Abendstunde, so daß ihr Seufzen weit über den See hinweg tönte. Ihr liebes, einziges Kind, das mit ihr zugleich hungern mußte, und in der Winterkälte halb erfroren war, drückte sie unaufhörlich an ihr Herz, und badete es in ihren Zähren. Das Strickzeug mit goldenen Nadeln, ihr angenehmster Zeitvertreib in müßigen Stunden, lag unbenutzt in der Ecke des Gefängnisses. Der gute Vorsatz, sich durch dasselbe die schrecklichen Stunden der Gefangenschaft zu verkürzen, war ihr nicht gelungen; sie hatte es noch nicht berührt. Endlich wurde sie Meisterin ihres Harmes; das Kind war ruhig eingeschlafen. So eben wollte sie sich auch zur Ruhe auf's Nachtlager begeben, das ihr aus Stroh bereitet war, da hörte sie ein Geräusch; es war als wenn etwas am Thurme hinaufkröche. Näher und näher kam der schauerliche Ton. Ihre Angst vermehrte sich. Endlich klopfte es hinter dem Ofen. Sie mußte ihre ganze Geistesgegenwart zusammennehmen und war auf Alles gefaßt. Die Lampe war verlöscht, der Mond schien aber hell in's Zimmer; sie sah ganz deutlich, wie sich ein Ziegelstein hinter dem Ofen in die Höhe hob und ein Zwerg mit kahlem Scheitel hervorkam.

„Die Bewohner der unterirdischen Fluren lassen Dir durch mich ihren Schutz und ihre Hülfe anbieten," sprach er; „ich bin der Zwerg Lyssy und komme, Dich und Dein Kind zu retten; denn Euer Todesurtheil ist von Deinem bösen Vetter und seiner Gemahlin bereits ausgesprochen. Zuerst muß ich das Kind in Sicherheit bringen, da das arme Wesen sich nicht hier selbst überlassen bleiben kann; nach einigen Stunden folgst Du mir."

Wehmuth erwachte in der Fürstin; sie wollte ihr Kind der

menſchenähnlichen Mißgeſtalt nicht anvertrauen und kämpfte mit Todesangſt und Mutterliebe. Lyſſy's ehrliche Stirn, ſeine Offenheit und Biederkeit, welche aus jedem Worte hervorleuchteten, hießen ſie endlich nachgeben; ſie war ja überdies dem Hungertode nahe, denn vier und zwanzig Stunden hatte man ihr kein Eſſen gereicht. Der Zwerg fütterte das Kind mit Semmel und Honigſeim, holte für die Fürſtin eine Menge koſtbarer Gerichte hinter dem Ofen hervor und entfernte ſich dann mit dem Kinde auf demſelben Wege, nachdem die Mutter ſich von ihrem Lieblinge unter heißen Thränen verabſchiedet und ihm die Hälfte ihres Geldes in den Buſen geſteckt hatte.

Lyſſy brachte das Kind zum Förſter Hardy und beauftragte ihn, daſſelbe der größern Pflege und Sicherheit wegen dem Schuſter Smola zu übergeben.

„Es ruft mich," ſprach er, „heute noch eine wichtige Pflicht; ich muß die Mutter des Kindes, ehe morgen der Tag graut, über die Gränze in Sicherheit gebracht haben. Du ſollſt aber auch thätig ſein und die Winke der Vorſehung ausführen helfen. Wenn Du das Kind zu Smola gebracht haſt, ſo beeile Dich, daß Du gegen Mitternacht hier im Walde neben der am Wege ſtehenden hohlen Eiche eintriffſt. Wenn die Krähen, die zu der Zeit dort auf dem Wipfel des Baumes ſitzen werden, ihr „Kra! Kra!" zum dritten Male hören laſſen, ſo ſpanne Deinen Bogen und laß den Pfeil nach dem Wege zu in die Luft ſchwirren, ohne darauf zu achten, was Du getroffen haſt; halte aber heilig Wort und kümmre Dich nicht weiter um das, was in Deiner Nähe iſt; weil davon das Glück der Fürſtin Jadwiga abhängt, und ich dann gezwungen wäre, ohne meinen Auftrag ausgeführt zu haben, die paradieſiſchen Fluren meines

österreichischen Vaterlandes zurückzukehren. „Ich rechne auf Deine Ehrlichkeit. Deine Bemühung soll Dir reichlich belohnt werden.“

Hardy gab seine Hand darauf, daß er Alles pünktlich ausführen wolle und Lyssy begab sich in die Tiefe des Waldes.

Jadwiga jammerte, daß sie so unbesonnen gewesen war, ihr Kind dem Zwerge anzuvertrauen. Acht lange Stunden hatte sie schon sehnsuchtsvoll gewartet, und er erschien nicht; aber es hatte auch seinen Grund.

Hardy hatte sich, als das Kind sicher untergebracht war, an den bestimmten Ort zur Mitternachtszeit begeben. Der Mond war bereits untergegangen; es war stockfinster; die hohle Eiche wimmelte von Vögeln; sie waren aber nur an dem Geräusche, das sie mit den Flügeln machten, vernehmbar. Das erste „Kra!“ erschallte; Hardy wurde aufmerksam; er spannte seinen Bogen. Da erschallte das zweite und bald darauf das dritte „Kra!“ der zahlreichen Krähengesellschaft. Sein Pfeil schwirrte kräftig durch die Luft; das Wiehern eines Pferdes ließ sich hören; es stürzte Jemand zu Boden; er vernahm ein lautes Aechzen und Stöhnen. Hardy konnte sich nicht halten. Schnell nahm er Stahl und Feuerstein aus der Tasche und eilte nach dem Orte hin, wo er den Fall gehört hatte; er stieß an einen Leichnam. Durch Feuerschlagen wurde ihm das Gesicht des Gefallenen kenntlich; es war der Fürst Skala, der sich nach allem Vermuthen auf der Jagd verirrt hatte. Am andern Morgen machte er bei der nächsten Behörde selbst die Anzeige, daß dort ein Leichnam liege, um allen Verdacht von sich zu entfernen. Lyssy konnte jetzt sein Werk nicht ausführen; er mußte nach seiner Heimath zurück, und durfte

erst nach dreizehn Jahren wieder auf die Oberwelt zurückkehren. Es blieb ihm noch so viel Zeit übrig, einem treuen Diener Jadwiga's, dem Fischer Korbal, ein Mittel an die Hand zu geben, wie er dieselbe retten könne.

„Nimm die zahme Elster," sprach er, die in Deinem Hause umherwandelt, binde derselben, sobald es tagt, die Schnur an den Fuß, die Du vor der Thür des Thurmes finden wirst, hänge ihr dann einen Brief um den Hals, in welchem Du Jadwiga meldest, daß ich selbst verhindert bin, sie zu retten, daß sie aber Vertrauen zu der Schnur haben soll, wenn sie gleich auch sehr schwach zu sein scheint; sie ist im Lande der Zwerge gesponnen und so fest, daß sie eine zehnfach schwerere Last tragen kann; die Fürstin muß dieselbe nur fest um das Fensterkreuz schlingen. Wie Du die Schnur hinaufbekommst, laß Dich nicht kümmern. Die Elster wird, sobald jene erst an ihrem Fuße ist, keinen andern Weg einschlagen, als nach Jadwiga's Gefängnisse."

Der treue Diener that, was von ihm verlangt worden war. Die Elster flog durch ein offenstehendes Fenster in das Gefängniß der Fürstin, ließ sich auf den Schooß derselben nieder und blieb dort so lange sitzen, bis diese den Brief gelesen und die Schnur abgenommen hatte.

Jadwiga, welche sich bereits für verloren hielt, war außer sich vor Freude; sie verfuhr ganz nach dem Inhalte des Briefes, und schon schwebte sie auf der Hälfte des Thurmes, da kam ein heftiger Sturm, der sie hin und her trieb. Trotz aller Anstrengung konnte sie die Füße nicht auf's Eis bringen. Die Kräfte verließen sie, und sie stürzte in eine große Wuhne, welche die Fischer in den See gehauen hatten. Der treue Diener hatte das Unglück der Fürstin aus der Ferne mit angesehen und war nicht im

Stunde, ihr zu helfen, weil die in das Ein gehauene Oeffnung von ihm zu entfernt, und die Stelle im See zu tief war. Wiewohl hier Rettungsversuche vergebens gewesen wären, wagte er aber auch nicht einmal ein Wort darüber zu verlieren; weil er den Fürsten und die Fürstin Skala fürchtete. An demselben Tage besuchte er seinen Vetter, den Förster Hardy, theilte ihm das Vorgefallene mit und lud ihn ein, sich mit ihm zur Aufsuchung des Leichnams der verunglückten Fürstin Jadwiga zu vereinigen. Hardy rieth davon ab und beschwor ihn, den Vorfall zu verschweigen, schmiedete aber Pläne, wie er das, was ihm nun an einer Belohnung bei dem Zwerge und Jadwiga verlorengegangen war, von der Fürstin Skala erlangen könnte, die jetzt über das ganze Reich herrschte. Er erhielt sogleich Zutritt bei der Fürstin und redete sie mit folgenden Worten an:

„Durchlauchtigste Fürstin, ein herbes Schicksal hat Euch betroffen, Euer Gemahl ist von boshafter Hand gefallen, Eure Feindin ist entflohen und auf dem Wege, Eure Herrschaft zu Grunde zu richten. Ich allein bin im Stande, Euch zu schützen, Jadwiga für immer zu entfernen und unschädlich zu machen; doch müßt Ihr mich in Eure Dienste nehmen und mir Euer ganzes Vertrauen schenken. Ich stehe mit einem Zwerge in Verbindung, der mir diese Macht verleiht. Wenn ich bei Euch bin, dürft Ihr nichts fürchten, und ich gebe meinen Kopf zu Pfande, daß Jadwiga nicht wiederkehrt, so lange ich lebe und an Eurem Hofe bin. Wenn Ihr Euch überzeugen wollt, ob ich mehr weiß als andere Leute, so laßt die Schnur untersuchen, an der sich Jadwiga vom Thurme heruntergelassen hat. Ein ähnliches Gespinst findet sich auf der Erde nicht mehr."

Harby wurde, nachdem die Seher der Hauptstadt über die sonderbare Schnur sich erklärt hatten, und auch den Jadwiga bereits länger als ein Vierteljahr nichts zu hören war, zum Rathgeber der Fürstin und Oberaufseher aller ihrer Güter ernannt. Dadurch gelang es ihm, immer mehr Einfluß auf sie zu gewinnen, und nach mehreren Jahren war es sogar dahin gekommen, daß er fast unumschränkt herrschte. Der Fürstin, nach einer Reihe von Jahren unentbehrlich geworden, und ihrer Zuneigung sich bewußt, sprach er eines Tages zu ihr:

„Euch, als meiner größten Wohlthäterin, muß ich Alles vertrauen, was ich auf dem Herzen habe. Wißt, das Jadwiga's Sohn schon tapfer heranwächst und mancherlei Pläne in dem jungen Gehirne schmiedet; er kann Euch großen Schaden zufügen, ja Euch sogar um den Thron bringen. Nur einen Weg giebt es, Euch die Herrschaft zu bewahren; Ihr müßt mir Eure Hand zum ehelichen Bunde reichen und mich zu Euern Mitregenten ernennen. Es ist höchst vortheilhaft für Euch, wenn ich meinem Verbündeten, dem Zwerge, welcher selbst fürstlichen Herkommens ist, bei seiner Wiederkunft auch mit fürstlichem Glanze entgegentreten kann; weil sonst sein Bündniß mit mir zu Euerm Schaden aufhören könnte; aber leicht wird mir es sein, alle Absichten Eurer Feinde durch seine Macht zu vernichten, wenn die Gewalt in meiner Hand ruht."

Die Fürstin erklärte ihm, er stehe durch seine treuen Dienste so hoch in ihrer und des Landes Achtung, daß sie ihm die Hand zur Vermählung ohne Weiters reichen könnte und würde, doch wollte sie noch das Schicksal befragen. Sie ließ eine Zigeunerin zu sich kommen, welche den Ruf der [illegible] Wahrsagerin in der ganzen Umgegend hatte.

Diese antwortete ihr auf die Frage, ob sie den dem Sohne Jadwiga's etwas zu fürchten habe:

„Er wird Dich vom Throne stoßen, wenn Du allein dastehn und männliche Hülfe entbehren wirst."

Dies genügte, und sie reichte Hardy ihre Hand. Alles erstaunte darüber, wie es dem schlichten Förster gelingen konnte, so hoch in der Gunst der Fürstin zu steigen; da aber mehr Ordnung im Lande war, so lange Hardy das Rathgeberamt bei der Fürstin verwaltete, als zur Zeit Skala's, so fand die Wahl allgemeine Anerkennung; wiewohl das ganze Land das Schicksal Jadwiga's und ihres Sohnes bitter beklagte.

Jadwiga's Sohn hatte von Smola den Namen Wladyslaw erhalten. Hardy hätte dem Leben desselben ein Ende gemacht, aber sein Gewissen ließ ihn zu keinem festen Entschluß kommen. Ueberdieß fürchtete er auch nicht, daß der Knabe bei der Erziehung, die er genoß, schädlich werden könnte. In den ersten Jahren ging es Wladyslaw sehr gut, als aber das Geld alle geworden war, und kein neuer Zuschuß anlangte, mußte er viel ausstehen. Er wurde schon früh zur Schusterei angehalten; seine zarten Finger hatten vom harten Pechdraht viel auszuhalten, und der Spannriemen wüthete täglich mehrere Mal barbarisch auf seinem Rücken.

Unter den vielen Käuferinnen, welche hin und wieder Schuhwaaren bei Smola erhandelten, fiel dem Knaben am meisten eine Dame auf, welche zwar selten erschien, aber sich gegen ihn immer sehr freundlich benahm. Sie war ihm besonders durch ihr grünseidenes Kleid merkwürdig, das ihm wegen seiner auffallend lebhaften Farbe außerordentlich ge-

fiel und sich nicht abzunutzen schien, obgleich die Fremde sogar behauptete, daß sie es täglich trüge.

Die Fastnachtszeit war herangekommen. Des Knaben Meisterin hatte bereits den Kessel mit Fett auf dem Feuer und die Pfannkuchen zum Einlegen in denselben bereit; da ließ eine Nachbarin dieselbe zu sich rufen. Wladyslaw erhielt den Befehl, genau auf das siedende Fett zu achten. Kaum war sie zur Thür hinaus, so kam die Dame im grünseidenen Kleide; sie sprach mit Wladyslaw vertraulich und schüttete ein weißes Pulver in den Kessel. Der Knabe wurde darüber ungehalten, aber die Dame streichelte seine Wangen und sagte:

„Sei unbesorgt, die Zeit wird Dich lehren, daß ich Dein Wohl beabsichtige."

Als die Meisterin wiederkam, kaufte die Dame ein Paar Schuhe und entfernte sich. Frau Smola fing jetzt ein Selbstgespräch an und sagte:

„Ein wunderschöner Teig! Diesmal muß es so gute Pfannkuchen geben, daß meinem Alten der Mund wässerig werden soll. Das Gebäck meiner Nachbarin wird dagegen gar nichts sein. O, meine lieben Gevatterinnen, die Ihr mich heute Nachmittags besuchen wollt, die herrlichen Pfannkuchen sollen Euch recht wohl schmecken, und wir werden recht vergnügt sein!

Sie legte den Kessel voll; eine wundervolle braune Farbe nahmen die lockeren Pfannkuchen an. Eben wollte sie die ersten herausnehmen, um zu untersuchen, ob sie auch vollständig gar seien; Potz Element, was geschah da! Ein Pfannkuchen flog zum Schornstein hinaus. Die Gabel sank ihr aus der Hand; sie segnete sich. So ging es mit dem zweiten, dritten und allen übrigen Pfannkuchen. Sie that

andere in den Kessel; es ging voll vorher. Sie backen, weinte, fluchte, goß endlich das Fett aus und schmolz neues ein, aber es blieb beim Alten. Hierauf lief sie zu allen ihren Nachbarinnen, erzählte diesen, was vorgefallen war und lieferte ihnen sogar den augenscheinlichen Beweis durch nochmaliges Backen, um allen Verdacht von sich abzuwenden, als sei sie Schuld, daß aus dem Feste nichts werde. Alle forschten, woher das sonderbare Ereigniß käme, und behaupteten, der lebendige Satan müsse in den Kessel gefahren sein; denn so etwas hatten sie weder erlebt noch gehört. Da meldete sich Wladyslaw und sagte:

„Ich habe bemerkt, wie die Dame im grünseidenen Kleide, welche kurz vorher hier war, ein weißes Pulver in den Kessel geschüttet hat."

„Teufelsjunge!" schrie die Meisterin, „also behext und vergiftet sollen wir werden, und Du sagst nichts? Unser schönes Fest hast Du uns absichtlich stören lassen. Marsch, fort aus dem Hause, Faulenzer, Tagedieb, Findelbalg!"

Der Meister schloß sich dem Nachdrucke, welchen die Frau Meisterin auf die Wangen des Knaben mittelst einiger tüchtigen Ohrfeigen ausübte, durch eine derbe Auflage mit dem Spannriemen an, und die Nachbarinnen thaten das Ihrige durch Haarzausen, Faustschläge und sonstige Entledigungen ihres Zorns.

So kam Wladyslaw plötzlich ganz leicht aus dem Hause ohne Bündel und Felleisen. Die Welt stand ihm nach allen Seiten offen, und es war ihm überlassen, zu wandern, wohin er Lust hatte. Mehr als an einem andern Tage war sein Appetit während der ganzen Vorbereitung zum Feste angeregt worden. So mancher Pfannkuchen hätte bei glücklicheren Zeitverhältnissen unter die Schurzfell

wandern müſſen, ſo aber blieb ihm nichts weiter als ein hungriger Magen, der ihm nicht wenig zu ſchaffen machte. Der arme Vertriebene ſetzte ſich in der ſchlechteſten Laune, die nur ein Menſch haben kann, auf einen großen Stein am Wege. Nach einigen Augenblicken ließ ſich ein ſchöner Geſang hören. Wladyslaw wurde ganz Ohr; ja ſeine Geruchsnerven wurden ſogar im höchſten Grade gereizt; er wollte ſeinen eigenen Augen kaum trauen; eine unzählbare Menge Pfannkuchen zog durch die Luft und umſchwärmte ihn ſo nahe, daß er dieſelben langen konnte. Einer, der mit goldenen Fledermausflügeln verſehen war und den Zug anführte, hielt eine Rede an ihn, die hier aber nicht wiedergegeben werden kann; weil Gaumen und Magen nur allein dieſe Sprache vollkommen verſtehen, und Wladyslaw gar zu ſehr in Anſpruch genommen war, ſo daß er den Inhalt nicht genau behalten konnte. Er haſchte einen Pfannkuchen nach dem andern. Gern hätte er den mit den goldenen Flügeln gefangen, aber es war nicht möglich; derſelbe wich ſeinen Händen ſtets raſch und gewandt aus.

Aller Kummer war nun verſchwunden. So vergnügt wie er, feierte heute kein Menſch in der weiten Welt das Faſtnachtsfeſt. Jetzt wurde die Reiſe fortgeſetzt; er tanzte vor Freude auf dem Wege mehr als er ging. Die Pfannkuchen zogen in Geſtalt einer Wolke hinter ihm her, und größer und immer größer wurde ihre Zahl; denn, wo ſie vorüberzogen, flogen überall aus den Häuſern andre Pfannkuchen durch die Schornſteine nach; und wo kein Schornſtein war, etwa in Speiſekammer und Stube aufbewahrten ſich darbot, waren in ſämmtlichen Fenſterſcheiben runde Oeffnungen zu erkennen, durch welche das ſchöne Faſtnachtsgebäck ſich Bahn gebrochen hatte. Der reichſte König und Fürſt kam

Wladyslaw jetzt sehr arm war, denn es durfte ihm Jemand nur stillestehen, und gleich präsentirten sich ihm die schönsten und wohlschmeckendsten Pfannkuchen zum Genusse. Das Merkwürdigste dabei war, daß dieselben so warm und frisch blieben, als wären sie vor Kurzem erst vom Feuer genommen. Jetzt kam unser Wanderer durch den Wald; es theilte sich das große Pfannkuchenheer in mehre Abtheilungen, welche größtentheils über die Gipfel der Bäume flogen, eine Abtheilung blieb aber immer hinter ihm, und zu seiner Freude erblickte er den geflügelten Pfannkuchen dicht neben sich. Rasch sprang er in die Höhe, um ihn zu erhaschen, dieser rief ihm aber zu:

„Sei nicht übermüthig! Mich darfst Du nicht fangen, sonst würden sich alle übrigen sogleich zerstreuen. So lange ich noch vorhanden bin, kannst Du jedoch sicher darauf rechnen, daß wir jederzeit zu Deinen Diensten stehen. Höre mit Besonnenheit an, was ich Dir zu sagen habe! Hinter dem Walde wirst Du einen Schäfer sehn, der seine Heerde auf der gefrorenen Saat weidet. Suche Dich der Schnur zu bemächtigen, die er in der Hirtentasche trägt und wickle sie Dir um den bloßen Leib. Zeige dieselbe Niemanden, und nimm sie wohl in Acht! denn Dein Leben wird in Gefahr kommen. So lange Du im Besitze der Schnur bist, kann Dich weder Schwert, Dolch noch Pfeil verwunden."

Der Wald war zu Ende; die großen Pfannkuchenabtheilungen sammelten sich. Wladyslaw ging grade auf den Schäfer los. Dieser war nicht wenig erstaunt, als sich plötzlich die Sonne vor seinen Blicken verfinsterte, und eine große Wolke dicht über dem Walde auf ihn losgezogen kam. Der herrliche Wohlgeruch der Pfannkuchen machte alle seine Lebensgeister rege. Er ergötzte sich an dem zauberischen

Gesange, der ihm aus der Höhe entgegentönte und war ganz Ohr, Geruch und Geschmack. Jetzt sah er erst, was ihm der Himmel darbot. Voll Erstaunen hätte er den Mund weit aufgethan; und ein Pfannkuchen, der ihm soeben hineinflog und seinem Gaumen wohlbehagte, trieb ihn an, eine regelmäßige Jagd auf die andern zu machen. Er hatte nach jedem Einzelnen sehr hoch zu langen; dagegen flogen sie Wladyslaw haufenweise entgegen. Dieser steckte dem Schäfer die ganze Hirtentasche voll, bemächtigte sich aber auch zugleich der vorerwähnten Schnur. Sie war silberweiß, klar wie Kristall und eben dieselbe, an welcher seine unglückliche Mutter sich einst vom Thurme heruntergelassen hatte. Auf seiner Weiterreise wickelte er sich die Wanderschnur um den bloßen Leib. Er fühlte seine Kräfte dadurch verdoppelt, und die zunehmende Kälte machte keinen Eindruck auf ihn.

Nach mehren Tagen langte er mit dem Pfannkuchenheere vor einem prächtigen Schlosse an. Alle Bewohner desselben stürzten neugierig hinaus; sämmtliche Fenster öffneten sich von selbst, und es lagerte sich eine große Pfannkuchenabtheilung auf die dort befindlichen Tische. Von allen Seiten wurde der Wohlgeschmack und die Frische des herrlichen Gebäcks bewundert, und Niemand konnte genug bekommen. Die übrigen Pfannkuchen zogen nach dem nahen Walde; doch so oft nur Wladyslaw Appetit zeigte, waren gleich wieder einige da, und rief er: „Pfannkuchen, Pfannkuchen!“ so war die ganze Schaar um ihn versammelt.

Der Herr des Schlosses, vor welchem Wladyslaw so eben stand, war kein anderer als Hardy. Der Knabe wurde freundlich empfangen, und die Fürstin betrachtete ihn lange forschend und voller Unruhe; denn er hatte die große

Aehnlichkeit mit ihrer Nichte Jadwiga. Auch Hardy bemerkte dasselbe; Wladyslaw wurde daher einem strengen Examen unterworfen, durch welches sich die Richtigkeit ihrer Meinung bestätigte. Es ahnte dieser nicht, in welchen Händen er sich befand, und da er die herrlichste Aufnahme in dem prächtigen Schlosse hatte, so vergaß er sogar seine Pfannkuchen. Was er nur wünschte, stand ihm zu Gebote. Als er dort mehre Tage zugebracht hatte, bemerkte er, wie er von den Hofleuten und dem Gesinde bei jedem Schritte betrachtet und beurtheilt wurde. Ein ehemaliger Diener Jadwiga's war an den Hof gekommen, und gleich beim ersten Zusammentreffen mit dem Knaben rief er aus: „Da wollte ich doch wetten, daß dies der Sohn Jadwiga's ist; denn solche Aehnlichkeit ist mir noch nicht vorgekommen!"

Hardy und die Fürstin waren sehr ungehalten darüber, daß auch ihre Dienerschaft auf diese Vermuthung gekommen war, und suchten dieselbe eines Andern zu überführen. Wladyslaw erhielt den gemessensten Befehl, auf alle Fragen wegen seiner Herkunft zu antworten, daß er eines Schusters Sohn sei.

Die wohlschmeckenden Pfannkuchen, welche sie durch Wladyslaw auf jeden Wink haben konnten, hatten Hardy und der Fürstin den Knaben unentbehrlich gemacht. Besonders wollte dem Ersteren schon mehre Wochen nichts Anderes mehr schmecken; er lebte fast nur von den herbeifliegenden Wunderkuchen. In einer stillen Abendstunde, als Hardy und seine Gemahlin allein waren, erwogen diese, welche Gefahren ihrer warteten, wenn der Knabe heranwachsen und erfahren würde, daß er der Sohn Jadwiga's sei. Die Furcht, einst durch ihn um ihre Herrschaft zu kommen, besiegte endlich auch das Gelüste ihres Gaumens,

und ſie beſchloſſen, den Knaben aus dem Wege zu ſchaffen. Die Fürſtin bereitete ſelbſt einige recht ſchöne Pfannkuchen, die ſie vergiftete und in Pferdefett ſieden ließ. Sie hatte bemerkt, daß Wladyslaw auf einem vergoldeten Brette in ſeinem Schlafzimmer immer einige Pfannkuchen vorräthig hatte und denſelben jeden Morgen beim Erwachen fleißig zuſprach; darum verwechſelte ſie dieſelben während der Nacht, als er grade recht feſt ſchlief, und glaubte des Gelingens ihrer That gewiß zu ſein. Als dieſer des Morgens die Augen aufſchlug, lachten ihn die verwechſelten Pfannkuchen freundlich an. Er wollte ſchon zulangen, da zerſchellte eine große Spiegelſcheibe in ſeinem Schlafzimmer, ſo daß es durch das ganze Schloß tönte. Der geflügelte Pfannkuchen war der Thäter; er hatte ſich mit Gewalt Bahn gebrochen, und rief ihm zu:

„Es ſind die Kuchen auf jenem Brett
In Gift geſotten und Pferdefett.“

In dem Augenblicke wanderten mehre herrliche Pfannkuchen zum Fenſter hinein. Einer fiel mit lautem Gepolter wie ein Stein auf den Fußboden. Die getroffene Diele hob ſich in die Höh; die vergifteten Pfannkuchen rollten hinunter und drei große Ratten, welche aus der Oeffnung des Fußbodens hervorſprangen, verzehrten dieſelben. Hierauf verſchwanden die häßlichen Thiere unter der Diele, welche ſich wieder ſo genau ſchloß, als wenn ſie niemals aus ihrer Lage gekommen wäre.

Bald darauf kamen Hardy und die Fürſtin in's Zimmer, um zu ſehen, ob das Gift ſchon gewirkt hätte. Wie erſtaunten ſie aber, als der Knabe erzählte, was vorgefallen war! Die Fürſtin und ihr Gemahl zogen jetzt ihre Dolche und wollten Wladyslaw ermorden, um ihn ſchnell los zu

werden; doch die Dolchstiche hatten keine Wirkung. Sein Körper war durch die Wunderschnur unnahbar.

„Heute noch muß er sterben!“ rief Hardy.

Er ließ ihm Hände und Füße binden und legte ihn dann auf einen Wagen, den er nebst zwei seiner Leute bestieg. Vor dem Thurme am Goplosee, in welchem des Knaben Mutter zugleich mit ihm selbst gefangen gehalten worden war und blutige Thränen geweint hatte, wurde still gehalten. Man schleppte ihn nach oben und warf ihn von dort aus in's Wasser. Sein Leben mußte hier das Ende erreichen; denn der See war auf dieser Stelle unergründlich. Während des Fallens war ihm, als wenn sich Flügel an seiner Seite bewegten, und sanft und ruhig wurde er über die Wasserfläche nach dem entfernten, jenseitigen Ufer getragen. Herr und Diener standen wie versteinert da und konnten es sich nicht erklären, was mit dem Knaben vorgegangen war. Hardy verwünschte sich über seinen Einfall und gab den strengsten Befehl, alle Leute in der Umgegend aufzubieten, um den Knaben wieder einzufangen und zu ihm zu bringen. Wladyslaw lag auf weichem Grase gebunden da, und wußte nicht wie er die Stricke an Händen und Füßen loswerden sollte. Er wandte sich hin und her und bemerkte endlich, daß die Kristallschnur flügelartig auf beiden Seiten seines Körpers ausgebreitet war. Sie löste sich hierauf von ihm ganz los und drang mit den Enden in die Knoten der Stricke, welche seine Hände und Füße gefesselt hielten. Zusehends schwoll sie hierauf immer mehr und mehr an, bis sie Armesstärke erreichte und ihn von seinen Banden befreite. Darauf wand sich dieselbe wie eine Schlange in großen Ringen um seinen Körper hin und her und blieb endlich lang ausgestreckt neben ihm liegen. Er fühlte, daß

sich nach dieser Bewegung der Schnur die Hälfte seines Gesichts und Körpers ausdehnte, ja er bemerkte sogar, daß seine Kleider eine ganz andere Farbe angenommen hatten. Sein Taschenspiegel überzeugte ihn bald, daß er sich gar nicht ähnlich war; und es war ihm lieb; weil er sich vor etwaiger Verfolgung Hardy's nicht zu fürchten brauchte. Die Kristallschnur kam ihm wegen ihrer sonderbaren Veränderung und ihrer zauberischen Wirkung ganz unheimlich vor; er ließ sie daher liegen und ging weiter. Kaum hatte er einige hundert Schritte zurückgelegt, so traf ihn Hardy mit einer großen Zahl Landleute und fragte ihn, ob er nicht einen Knaben in der Nähe des Sees bemerkt hätte. Er antwortete mit einem dreisten Nein und freute sich, daß er unerkannt geblieben war. Um sich nicht zu verrathen, beschloß er das tiefste Stillschweigen über alles Vorgefallene zu beobachten und sogar die Pfannkuchen nur in der größten Noth und unbemerkt herbeizurufen. Nach ruhiger Ueberlegung that es ihm sehr Leid daß er seine Schnur nicht mitgenommen hatte. Er kehrte zurück, aber alles Suchen war vergebens.

Bald erreichte er eine Fischerhütte. Eine fromme fleißige Familie wohnte in derselben. Auf seine Bitte, ihn als Gehülfen beim Fischen gegen einen mäßigen Lohn anzunehmen, wurde eingegangen. Durch regen Fleiß erwarb er sich bald die Liebe seines Herrn, und so manchen Abend verplauderten sie zutraulich, aber Wladyslaw verrieth nichts von dem, was ihm in jüngster Zeit widerfahren war.

Eines Tages kam der Fischer freudig nach Hause. „Kinder," sagte er, „ich habe dicht am Goplosee etwas erfunden, wodurch ich mir eine große Belohnung verdienen kann. Seht, hier ist die Wunderschnur, an der ich

glückliche Fürstin Jadwiga sich einst auf meine Veranlassung vom rothen Thurme jenseits des See's herabgelassen hat. Die Fürstin Skala, Hardy's Gemahlin, hat Alles aufgeboten, um die Schnur wieder zu erlangen, als dieselbe ihr heimlich verschwunden war, doch blieben alle Bemühungen fruchtlos. Hardy kennt zwar seinen armen Vetter Korbal nicht mehr, doch bedarf ich ja seiner auch nicht; denn ich habe mein täglich Brot. Die Schnur werde ich seiner Gemahlin abliefern, ohne mich vor ihm sehen zu lassen."

Wladyslaw hörte diese Worte mit schwerem Herzen an. Die Erinnerung, daß er diese Schnur nicht aus den Händen geben sollte, lag schwer auf seiner Seele. Er fiel seinem Herrn zu Füßen, indem er erklärte, daß die Schnur ihm gehöre, und das Glück seines Lebens von ihrem Besitze abhänge.

Der Fischer drang in den Knaben, sich über seine frühern Lebensverhältnisse offenherzig auszulassen, und dieser offenbarte ihm Alles, nachdem jener das Versprechen abgelegt hatte, ihn nicht zu verrathen. Als er geendigt hatte, rief er zum Beweise, daß er die Wahrheit spreche: „Pfannkuchen, Pfannkuchen!" Und dunkel wurde es wie kurz vor Abend, als das schöne braune Gebäck haufenweise durch die offnen Fenster eindrang und Tische und Bänke bedeckte.

Die Frau Fischerin wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Vater, Mutter und Kinder legten vor Wladyslaw das Gelübde ab, nichts von seinen Geheimnissen zu erzählen, und er versprach dagegen, sie täglich fleißig mit Pfannkuchen zu traktiren. Wenn ein Kind aus Prahlsucht, daß es so schöne Kuchen habe, den Mund zum Verrath aufthun wollte, winkte er nur, und schnell wurde es dadurch zum Schweigen gebracht. Der Fischer ahnte nach den Erlebnissen des Knaben,

daß er der Sohn der Fürstin Jadwiga sei; er wagte es aber nicht auszusprechen.

Die Schnur war jetzt wieder in Wladyslaw's Händen; er band sie an einen langen Angelstock, wickelte sie mehre Mal um denselben und ließ das Ende herabhängen. Hieran befestigte er, wie es sich gebührt, einen Angelhaken und ein Korkflott, und fing mit dieser sorgfältig geordneten Angel mehr Fische, als sein Herr verkaufen konnte.

Eines Tages war es so windstill, daß sich kein Blättchen rührte; Wladyslaw hatte den ganzen Tag im Goplosee gefischt, aber zum Erstaunen seines Herrn nichts gefangen; endlich kam dieser zu ihm und forderte ihn auf, das Angeln für diesen Tag einzustellen; da fuhr das Korkflott unter das Wasser, und ein großer Fisch von wunderbarem Aussehn zeigte sich bald an dem höher und höher emporgehobenen Angelhaken. Es war nicht möglich, die schöne Beute mit der Angel herauszuziehen, darum kam der Fischer mit einem Netze zur Hülfe. Seine Bemühung wurde ihm sehr erleichtert; denn der Fisch folgte, ohne sich wild zu gebärden bis dicht an's Ufer und ließ sich ohne große Mühe mit den Händen herausheben. Der Fischer segnete sich, faltete die Hände und schüttelte den Kopf, als die Beute am Ufer lag.

„Ein himmelblauer Fisch, von solcher Größe, mit weißem Bauche, goldenen Floßfedern und schwarzen Augen," sprach er, „wo ist wohl ein zweiter in der weiten Welt zu finden! Ich will ihn an den fürstlichen Hof schaffen, dort wird man ihn hoffentlich gut bezahlen."

Er legte ihn in eine große Wanne und langte am nächsten Tage daselbst an. Als der Kauf hier abgeschlossen wurde, fuhr er mit dem Fische in der Nachbarschaft von

[illegible] haben. Endlich sagte die Fischerin:

„Nun ich fürchte mich nicht, ihn zu essen. Ich werde ihn von den Schuppen befreien, reinigen, zerschneiden, mit Salz, Lorbeerblättern und Gewürz abkochen und als Leckerbissen zum zweiten Frühstück aufbewahren.“

Rasch fuhr sie mit einem großen Messer über die Schuppen hin; der Fisch lag ganz geduldig da; aber was geschah! Die Schuppen glitten zusammenhängend wie ein Fell von dem Fische herab; es zeigte sich unter der Haut ein schönes grünseidenes Kleid, nächst diesem Damenschuhe mit goldenen Absätzen, endlich folgten die Hände und der Kopf einer Dame mit langen dunkelbraunen Haaren; und vor ihnen stand eine schöne Frauengestalt. Erstaunt blickte die ganze Familie auf die Erscheinung, aber bald fielen Fischer und Fischerin der Dame unter lautem Freudengeschrei zu Füßen. Es war die Fürstin Jadwiga.

„Lieben Kinder,“ sagte sie, „ich bin Euch tausendfachen Dank für die glückliche Erreitung schuldig; aber ist denn mein Wohlthäter, der Zwerg Lyssy noch nicht hier, der mein und meines lieben Sohnes Leben erhalten hat? Hält er sein Versprechen nicht? Und wo ist denn mein Sohn?“

Da polterte es hinter dem Ofen, ein Kahlkopf ließ sich sehen; es war der Zwerg Lyssy. Er begrüßte die Anwesenden freundlich, band, ohne ein Wort zu sagen, die Krystallschnur von Wladyslaw's Angel, schlang sie dreimal um des Knaben Leib, und das natürliche Aussehen desselben war ihm wiedergegeben.

„Hier hast Du Dein Kind,“ sprach Lyssy zur Fürstin, „doch nun laßt uns nicht säumen; denn die Zeit drängt, und der Arm der Gerechtigkeit ist über die Schuldigen schon ausgestreckt.“

Die Freude, ihren lieben Sohn nach so langen Jahren wieder in ihre Arme schließen zu können, war für Jadwiga unbeschreiblich, und Wladyslaw wußte nicht, wie er seine kindliche Liebe recht herzlich an den Tag legen sollte. Er weinte, er lachte, er sprang umher wie ein Wahnsinniger, fiel seiner Mutter zu Füßen und um den Hals, bedeckte sie mit tausend Küssen, so daß es gar kein Ende nehmen wollte. Thränen standen in den Augen der biedern Fischerfamilie, und Lyssy sprach zum Fischer:

„Kerbal, Du hast mir nach Kräften beigestanden. Jadwiga schenkt Dir zur Belohnung für Deine treuen Dienste das schöne Landgut, welches in der Nähe Deiner Hütte am Gopiesee liegt; doch überzeuge Dich nun auch, welche Strafe die Gottlosen trifft!"

Dem Fischer und seiner Frau blieb kaum so viel Zeit übrig, ihren Dank bei dem Zwerge und Jadwiga abzustatten; denn Lyssy nahm die Kristallschnur mit dem einen Ende in den Mund und blies so stark hinein, daß sie sich zur Dicke eines starken Baumstammes ausdehnte. In der Mitte dieses riesenschlangenartigen Körpers zeigten sich große braune Kugeln. Der Zwerg schüttelte die aufgeblasene Kristallschnur mit voller Kraft, und ein Gerell ließ sich hören, das einem unterirdischen Donner ähnlich war. Viele tausend Pfannkuchen flogen jetzt nach Hardy's Schlosse. Voran zog der große mit den gestachelten fledermausartigen Goldflügeln. Hardy's Appetit wurde, als er die so lange entbehrten herrlichen Pfannkuchen ankommen sah, so rege, daß er einen nach dem andern haschte und gierig verschlang. Mit einmal blieb ihm der Mund weit offen stehen. Der Pfannkuchen mit den Goldflügeln flog ihm gradezu hinein, und der Bösewicht fiel todt zu Boden. Leblos war sein

Geist aus dem Körper entschwunden, und als man die Entseelten näher betrachtete, fand man Jadwiga's Strickzeug mit den goldenen Nadeln, welchen sie im Thurme zurückgelassen hatte, in seinem Munde. Die spitzen Nadeln waren ihm in allen Richtungen durch den Kopf gedrungen und hatten seinem Leben schnell ein Ende gemacht.

Die Fürstin Skala haschte ebenfalls nach den ankommenden Pfannkuchen, diese fielen aber wie ein Steinregen auf sie herab, so, daß sie halb zermalmt niedersank und ihren Geist aufgab.

Jadwiga trat jetzt wieder in den Besitz ihres Landes. Sie regierte dasselbe weise und gerecht und erzog in ihrem Sohne einen Fürsten, der das Glück und der Stolz seines Landes wurde.

VII.

Die verwünschte Prinzessin im Gnesener Königsschlosse.*)

Der Abendwind zog schauerlich säuselnd durch die Ruinen des alten polnischen Königsschlosses zu Gnesen, das seine bemoosten und zerfallenen Mauern in dem anstoßenden See spiegelte. Auf dem nahen Lechberge**) umgürtete üppiges Grün den kolossalen Dom mit seinen reich ausgestatteten Kapellen und fürstlichen Grabmälern. Neben diesem Prachtgebäude der Stadt prangte in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Georgs-Kirche, welche auf der Stelle des alten slavischen Götzentempels erbaut ist, und in deren östlicher Seitenmauer noch einige Feldsteinschichten des alten Tempels zu sehen sind. Hier warten zur Zeit des Hei-

*) Die Ruinen des Schlosses sind vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren abgetragen worden.

**) Zu der Zeit des Heidenthums führte eine Jagd den polnischen Fürsten Lech in diese Gegend, wo er auf einer alten Eiche das Nest eines weißen Adlers entdeckte. Der Vogel gefiel ihm so außerordentlich, daß er das Landeswappen mit dem Bilde eines weißen Adlers schmückte und hier eine Stadt erbauen ließ, die er Gniezno (das ist der altpolnische Namen für Nest) nannte. Der Name Gnesen hat sich durch die deutsche Aussprache dieses Wortes gebildet.

binthums dem slavischen Götzen Lelpolel, welcher aus einem Steine gearbeitet war, Opfer gebracht, bis die kräftigen Strahlen des Christenthums sich Bahn brachen, und Lelpolel in den See am Fuße des Lechberges geworfen wurde. Der See ist zwar an dieser Stelle längst verschwunden, es wird die Ausdehnung desselben aber durch ein tiefes Wiesenthal*) und zwei an dasselbe sich rechts und links anschließende Seen angedeutet, welche unfehlbar im Bereiche des vorzeitigen großen Sees liegen.

In der so eben angebrochenen schaurigen Abendstunde schlugen vor den Ruinen des Königsschlosses muntere Knaben den Ball und erfüllten die Luft mit frohem Jauchzen, so daß manche Fledermaus früher als sonst ihren dunkeln Schlupfwinkel verließ. Sobald sich eine derselben zeigte, flog ihr ein Ball oder Stein entgegen. Plötzlich schwärmten mehre auf einmal um die Köpfe der Knaben. Antoni, der der Sohn eines Zimmermanns, warf ihnen den Spielball entgegen; die anderen bückten sich, oder streckten ihre Hände abwehrend aufwärts. Ein durchdringender Schrei Valenty's, von Weinen und Händeringen begleitet, verkündigte der frohen Menge, daß ein Unglück geschehen sei. Es war der schöne neue Ball dieses Knaben von Antoni in ein Kellerfenster des alten Schlosses geworfen worden.

„Einfält'ger Junge, was schreist Du!" rief Antoni, „ich hole Dir Deinen Ball sogleich herauf."

---

*) Um das Jahr 1838 oder 1839 hat Graf Raczynski hier Bohrversuche und Nachgrabungen anstellen lassen, um den steinernen Götzen aufzusuchen und ihn dann zum Andenken in der Stadt Gnesen aufzustellen; die Bemühungen sind aber ohne Erfolg gewesen; weil der Götze, wenn er dort überhaupt noch vorhanden ist, sich gewiß sehr tief in den sumpfigen Wiesenboden gesenkt hat.

Die andern Knaben bemühten sich, ihn mit Gewalt zurückzuhalten, aber er riß sich los, und rasch wie ein Pfeil war er im Schlosse. Furcht und Entsetzen kamen über die muntere Schaar. Jetzt erst fiel es den Knaben ein, daß sie sich in einer so unheimlichen Gegend befanden. Manchmal hatten sie schon von der verwünschten Prinzessin gehört, die dort unten spuke. Nach der Sage pflegte sie um Mitternacht unter Kettengerassel und in Begleitung einer großen Schaar geharnischter Ritter ihr Geld auf dem See in einem Kahne umherzufahren. Jeder der Knaben wußte die Sache noch bunter und greller auszumalen, so daß sich alle sehr, recht sehr fürchteten und sich in angemessener Entfernung vom Schlosse zurückhielten. Antoni erschien nicht. Plötzlich wurde der Kellerraum des Schlosses hell, als wenn er in Flammen stände, und lauter Donner rollte in den schaurigen Erdgewölben, welche sich weit unter den See hin erstreckten. Kettengerassel und Schwerterklang tönte abwechselnd hinterdrein; die Knaben standen bestürzt und bewegungslos da, als wenn sie eingemauert wären. „Armer Antoni, du bist verloren!" riefen sie mit halb gebrochener Stimme. Es trat jetzt eine Stille ein, welche sie das Plätschern jedes Fisches im See hören ließ, und ihnen allen Muth benahm, auch nur ein Wort zu sagen.

Ueber zwei Stunden hatten sie gewartet; da schwebte eine Gestalt lautlos und rasch vom Schlosse her, ihnen entgegen. Sie wollten fliehen; aber welche Ueberraschung! Es war Antoni. Mit tausend heimlichen und halb lauten Fragen wurde er bestürmt; er sprach jedoch kein Wort, überreichte Valenty den Ball, zeigte nach seinem Gesichte und schlug an seine Tasche, die mit Geld angefüllt war. Nachbarn und Verwandte besuchten jetzt Antoni in seiner

Wohnung, um etwas Näheres zu erfahren; er wich aber allen Fragen stillschweigend aus. Voll arger Vermuthungen gingen sie nach Hause und zerbrachen sich den Kopf über die fünf rabenschwarzen Streifen, mit welchen sein Angesicht gezeichnet war, und welche man weder mit Wasser noch Seife abwaschen konnte. Antoni gab das mitgebrachte Geld seinem Vater, welcher es lange Zeit ängstlich und prüfend betrachtete, dann aber dasselbe als ein Geschenk der gnädigen Vorsehung ansah, die ihn aus seiner Armuth retten wolle, in welche er durch so manche Unglücksfälle gekommen war. Zunächst bezahlte Antoni's Vater sämmtliche Schulden; und, um mit dem Gelde auch ein frommes Werk zu stiften, verwandte er den Ueberrest zu einem Denkmale auf das Grab seiner geliebten Gattin. Alt und Jung wichen jetzt dem guten Antoni aus. Nur sein Freund Valenty, eines reichen Gastwirths Sohn, blieb sein treuer Gefährter und fürchtete sich nicht vor den fünf verhängnißvollen Streifen in seinem Angesichte. Diesem und seinem Vater offenbarte er, was mit ihm vorgegangen war, und so kam das Ganze nach und nach in den Mund des Volkes.

Furchtlos war Antoni an dem verhängnißvollen Abende die Kellertreppe des Schlosses hinunter geeilt. Sein Gewissen war rein; es vermochte daher auch kein Gedanke in seiner Seele aufzutauchen, der ihn geängstigt hätte. Da stieß er im Dunkeln an eine Kette, und eine Gestalt mit Hörnern, einem Pferdefuße und feuersprühenden Augen raffte sich an derselben empor. Sie trat ihm in den Weg; er segnete sich, und es wurde darauf in den Gängen hell wie zu Mittage. Der Knabe dachte vertrauensvoll an Gott und überließ sich dem Schutze desselben. Forschend sah er

ſich nach dem Ball um; dieſer war aber nicht zu finden. Hierauf wandte er ſich nach einem Seitengange, welcher weiter unter der Erde fortführte, und was erblickte er da! Eine wunderſchöne Dame mit feuerrothem Kleide ſtand in einem Kahne, ungefähr funfzig Schritt weit vor ihm. Ihr Haupt war mit einem koſtbaren Diadem geziert. Ein goldener Gürtel mit funkelnden Edelſteinen umſchlang ihre zarten Glieder, und lange Silberſchnüre mit goldenen Troddeln hingen an dieſem zu den Füßen herab, an denen ſich Schuhe von Goldſtoff befanden. Sie ſchaufelte das Geld, mit welchem der Kahn ganz angefüllt war, emſig von Grund auf hin und her und ließ die Schaufel ſinken, als ſie Antoni gewahr wurde. Ihr Angeſicht ſtrahlte vor Freude. Sie langte in den Kahn, hob den Ball, der vor ihr lag, hoch in die Höhe und winkte Antoni, näher zu treten. Dieſer ließ ſich auch nicht zweimal bitten; er drang vorwärts, aber der Teufel ſpie ihm einen großen Feuerſtrom entgegen und machte ein furchtbares Geraſſel mit der Kette. Der Knabe ſegnete ſich wiederum und wandte ſein Angeſicht zum Himmel. Da zog ſich der Bote der Finſterniß krampfhaft zuſammen und verwandelte ſich in einen Hahn von Rieſengröße mit zweiſchneidigem ſcharfen Schnabel und Federn, die glühenden Kohlen gleich waren. Nochmals ſegnete ſich der Knabe an Stirn, Bruſt und Schultern, aber raſch verwandelte ſich der Teufel in eine feurige Katze von Hundesgröße, die giftigen Geifer von ſich ſpritzte, zuletzt aber in eine Kröte, welche über die Kellerfenſter hinüberragte, einen erſtickenden Schwefelgeruch um ſich verbreitete und eine hellbrennende Flüſſigkeit aus jeder Warze ihres Körpers abſonderte. Bei jedem neuen Angriffe ſegnete ſich Antoni mit der rechten Hand, doch kam letzten, ganz aus

der Hoffung gebracht, mit der linken Hand [illegible] er für den Augenblick in des Teufels Gewalt. Es fuhr derselbe ihm mit der fünfstrahligen glühenden Hand über's Gesicht und zeichnete ihn auf Lebenszeit. Ein furchtbarer Donner ertönte, und unter dem Angstrufe: „Wehe mir, ein Reiner, ein Reiner!“ dehnte der böse Geist den obern Theil des Kellergewölbes klaffend auseinander und verschwand durch den sich selbst bereiteten Ausweg.

Als Antoni sich der Prinzessin nahte, fiel sie ihm zu Füßen und dankte ihm, daß er ihren Peiniger gezwungen hatte, sein Wächteramt für heute aufzugeben. Sie forderte den Knaben auf, sich neben sie in den Kahn zu setzen, aber er lehnte es ab. Da zeigte sie mit der Hand auf die bunten Rittergestalten, welche an den Wänden abgebildet und bereits halb verwittert waren. Plötzlich fingen sich dieselben an zu regen; sie verließen ihre Stellen an der Wand, zogen ihre Schwerter und eröffneten mancherlei Kampfspiele, über welche die Prinzessin anfangs hoch erfreut war. Bald brach sie jedoch in ein lautes Schluchzen aus und weinte bitterlich, als ein todtbleicher Greis, welcher bisher unbeweglich an der Wand stehen geblieben war, seine Stelle im Bilde verließ und mit drohend aufgehobener Hand neben den Rittern todt zu Boden sank. Das Schwertergeklirr war verstummt, und die Gestalten kehrten sämmtlich in ihre frühere Stellungen an der Wand zurück, ohne daß man eine Veränderung des Bildes wahrgenommen hätte. Kaum war dies geschehen, so drängte sich ein Wasserstrom in die unterirdischen Räume, und Antoni war gezwungen, in den Kahn zu steigen, um sein Leben zu retten. Die Prinzessin arbeitete mit einem eisernen Ruder, das sie mit Blitzesschnelle ergriff, so eifrig, daß ihr der Schweiß in großen Tropfen

von der Stirn drang. Unter ſo qualvoller Anſtrengung erreichte ſie einen geräumigen Saal, der mit großen Marmorquadern belegt war; und hier verlor ſich das Waſſer ſehr bald durch runde Öffnungen, die ringsum an dem Fuße der Seitenwände in gleichmäßiger Entfernung von einander angebracht waren. Die Prinzeſſin ſtieg aus dem Kahne, und Kutoni mußte ſich auf einen weichen Polſter neben ſie ſetzen. Mit ernſter niedergebeugter Stirn ſprach ſie jetzt zu ihm:

„Liebes Kind! Zweimal täglich muß ich dieſe ſchreckliche Reiſe hin und zurück im Schweiße meines Angeſichts machen, aber ich habe es durch mein gottloſes Leben und meine Unbarmherzigkeit verdient. Schätze auf Schätze hat mein Vater geſammelt. — Sieh', wie dort die Ueberreſte im Kahne ſtrotzen! — Unendlich viel habe ich vergeudet und verſchwendet, aber keinem Armen habe ich eine Gabe gereicht. Mit Härte und Schimpfworten wurde jeder Bedürftige von meiner Thür gewieſen. Täglich umgab mich ein Schwarm von Müßiggängern, die mich durch ritterliche Kampfſpiele beluſtigten, wie Du ſie eben geſehen haſt. Dieſen wandte ich zu, was ich konnte. Jederzeit fanden ſie bei mir offene Tafel, und ich konnte ohne dieſelben nicht beſtehen. Solche Zerſtreuungsſucht hatte ſogar jede Regung kindlichen Gefühls in mir erſtickt. Mein hochbetagter Vater brachte die letzten Jahre ſeines Lebens auf dem Siechbette zu. Keinen Troſt, keine Pflege ließ ich ihm in ſeinem Leiden angedeihen. So verſchmachtete er bei allem Ueberfluſſe durch meine Schuld; denn auch die Diener, welche ihn umgaben, folgten meinem böſen Beiſpiele und ſtürzten ſich aus einem Sinnestaumel in den andern, ohne ſich des Unglücklichen ernſtlich anzunehmen. Oftmals ſah ich den

leidenden Vater wochenlang nicht; denn sein ernstes Gesicht und seine mahnende Stimme konnte ich nicht ertragen. Endlich glich er auf seinem Schmerzenslager mehr einem Gespenste als einem Menschen, und dennoch empfand ich kein Mitleid, vielmehr wünschte ich seinen Tod. Ohne den Gedanken an Buße und Besserung beharrte ich in meinem sündhaften Treiben. Da raffte eines Tages der halbverhungerte Vater unerwartet seine letzte Kraft zusammen und erschien, an einem Stabe gestützt, mit drohender Hand vor meinen zügellosen Gästen, um mich wegen meiner Gewissenlosigkeit anzuklagen. Alles verstummte bei seinem Erscheinen; er stieß einen lauten Fluch gegen mich aus; seine Glieder sanken zusammen; er war in jene Welt hinübergegangen, und Gott forderte bald nach ihm meine Seele zur Rechenschaft. Zur Strafe für meine Sünden büße ich hier schon viele Jahrhunderte. Niemand hat es gewagt, mir auf meinen Wink nahe zu kommen, und meinen schrecklichen Wächter durch Gebet zu verscheuchen. Du allein hast Muth genug gehabt; erlöse mich nun auch vollständig! Sorge dafür, daß nach diesem Saale eine Prozession veranstaltet werde, die ohne alle Mängel ist. Es darf dabei nichts vergessen sein, wenn meine Erlösung erfolgen soll. Mehr als drei Prozessionen dürfen nicht versucht werden. Findet sich unter diesen keine tadellose, so wird mein Leiden noch vergrößert, und ich bin auf ewig verloren."

Antoni versprach für eine Prozession ohne alle Mängel zu sorgen. Die Prinzessin überreichte ihm eine Hand voll Gold, gab ihm den Ball wieder und begleitete ihn bis zum Ausgange, wo sie unter heißem Danke mit der nochmaligen Bitte von ihm Abschied nahm, recht bald ihre Erlösung zu bewirken.

Der Knabe ging schon am nächsten Morgen zu seinem Beichtvater und bat ihn flehentlich, eine Prozession zur Erlösung der unglücklichen Prinzessin zu veranstalten. Wochenlang hatte er zu thun, ehe er den sonst so wackern Mann für seine Sache gewinnen konnte; er ließ aber nicht nach, und endlich kam die Prozession zur Ausführung. Es wurde bei derselben auf Pünktlichkeit und Ordnung gesehn; Antoni hatte selbst nach Kräften dafür gesorgt. Der Zug bewegte sich in feierlicher Haltung nach dem alten Königsschlosse; Niemand ahnte, daß etwas vergessen sei. Da erblickte man einen Mann, der keine Wachskerze hatte. Ein furchtbares Geniese und Hohngelächter schallte in hundert Echos durch die weitverzweigten Räume und Gänge unter dem Schlosse; ein Feuerstrom zog der Menge entgegen; man hörte ein schweres Seufzen einer weiblichen Stimme; Antoni verzweifelte vor Wehmuth. Die Prozession war verunglückt. Keine Bitte, eine zweite Prozession zu veranstalten, half etwas. Er wurde verlacht, wenn er von derselben etwas erwähnte, und mußte deshalb sogar oft recht harte Worte hören.

Jahre verstrichen; Antoni fand wenig Eingang in die Familien der Stadt; weil Alles in ihm einen Menschen erblickte, der es mit großen Geheimnissen zu thun habe. Die fünf schwarzen Streifen seines Angesichts gaben ihm ein unheimliches Ansehn, und nur wenige Eltern gestatteten ihren Kindern, mit ihm umzugehn. Er war bereits zum Jüngling herangereift, aber still und zurückgezogen ging er seinen Weg. Darum, daß die Menschen sich von ihm absonderten, hatte er sich daran gewöhnen müssen, sich selbst genug zu sein; und er fand zuletzt sein Glück darin. Sein Auge und seine Seele beschäftigten sich desto eifriger mit Bewunderung und Erforschung der wunderbaren Schöpfungswerke. Das Gemüth

sein, der Grashalm, der Wurm im Staube, die Blüthen der Bäume, sein eigener Körperbau, Alles gewährte ihm unendlich viel Beschäftigung, und so war er einer der glücklichsten Menschen, wiewohl ihn Wenige dafür hielten. Auch Valenty hatte ihn nach und nach verlassen; durch den Reichthum seiner Eltern war derselbe übermüthig geworden. Der biedere und thätige Antoni erschien ihm unpassend für seinen Umgang, da er sich zu wenig in Gesellschaften mischte und auf prunkende Kleidung keinen Werth legte.

Unter solchen Umständen kümmerte sich Antoni zuletzt überhaupt wenig um das Treiben der Menschen; nur Eine Person blieb ihm nicht gleichgültig; es war seine Jugendgespielin und Nachbarin Basia, die Tochter des reichsten Zimmermanns der Stadt. Ihre Eltern hatten viel an ihre Erziehung und Ausbildung gewandt, und als die einzige Tochter, hatte sie ein großes Vermögen zu erwarten. Er wagte kaum, ein Wort mit ihr zu sprechen; sie war aber desto redseliger ihm gegenüber; weil ihr sein stilles freundliches Wesen und seine ernste Thätigkeit und Ordnungsliebe gefielen. Dabei verband sie Beide noch ein in ihrer Kindheit gegenseitig eingegangenes Gelübde, daß Keiner von ihnen den Andern verlassen wolle, wenn sie einst Noth träfe. Wie gern hätte er Basia arm gesehen, um ihr helfen zu können, aber er mußte diesen Gedanken auch für die größte Sünde halten. Die Umstände begünstigten es, daß sie jetzt Beide oftmals ihre Gedanken austauschen konnten; denn Antoni's Geschicklichkeit im Zimmerhandwerke hatte den Vater Basia's bewogen, ihn auf einige Zeit in sein Geschäft zu nehmen, da Kränklichkeit ihm die Arbeit oft zur Last machte. Jetzt erst lernten die jungen Leute ihren gegenseitigen Werth kennen; ihre Herzen wurden unzertrennlich.

Basia fand die schwarzen Streifen in Antoni's Angesicht höchst interessant, besonders, da sie wußte, daß er sie wegen der unglücklichen Prinzessin erhalten hatte. Sie wandte alle Mittel an, ihn zur Veranstaltung einer zweiten Prozession zu bewegen; und endlich setzten sie es bei ihrem Beichtvater gemeinschaftlich durch.

Hoch loderten die Wachskerzen mit hellem Schein, feierlich tönte der Gesang der erwartungsvollen Volksmenge, als sich der lange Zug der Prozession nach dem alten Schlosse bewegte; doch bemeisterte sich Aller ein düsteres Schweigen, als die ansehnliche Menschenmasse auf den vermoderten Stufen des Kellergewölbes unsicheren Schrittes hinunterwogte. Antoni's Herz pochte freudig; es war diesmal nichts vergessen. Alles lauschte; große, nie erlebte Sachen standen bevor. Die Kerzen verloren nach und nach den freundlichen Schein; es war eine Putzscheere nöthig, um in der Dunkelheit des Erdgewölbes durch Erhellung der Kerzen den Gang weniger unsicher zu machen. O, Unglück über Unglück! die Putzscheere fehlte. Laut durchdrangen die Seufzer der unglücklichen Prinzessin Aller Herzen wie ein schneidendes Schwert, und teuflisches Genieße und Hohngelächter wiederholte sich. Der Feuerstrom kam ihnen diesmal mit verdoppelter Macht entgegen, so daß in der dichtgedrängten Menschenmenge Mancher beschädigt wurde, weil Jeder aus allen Kräften bedacht war, sein Leben den Teufelsklauen zu entziehen.

Antoni und Basia waren trostlos über die wiederum mißlungene Prozession. Valenty machte seinen ehemaligen Freund lächerlich, wo er nur konnte, und auf der Straße würdigte er ihn weder eines Wortes noch eines Blickes. Er erklärte überall öffentlich, daß Antoni mit dem Teufel im Bunde lebe, und daß die fünf Krallenstreifen in seinem An-

ansehe das Bundeszeichen zwischen ihm und dem Höllenfürsten seien. Die Ungebildeten wurden durch den neuen Unfall und die böswillige Rede Valenty's in der Meinung bestärkt, daß der nachdenkende, in sich gekehrte Zimmergeselle sich dem Teufel ergeben habe, und glaubten, daß er die fromme Christenheit des Orts in die Klauen desselben führen wolle.

Wenn dies den guten Antoni schon niederbeugte, so war ihm doch noch Herberes beschieden. Sein Vater starb nach langem Schmerzenslager, und kaum hatte der dankbare Sohn die Trauerzeit vollbracht, so ging sein Wohnhaus in Flammen auf. Mit Kummer und Sorgen führte er den Neubau aus. Die Schulden, welche er deshalb machen mußte, drückten ihn vollends zu Boden. Seine Hoffnung war Basia; er war überzeugt, daß sie keinem Andern als ihm ihre Hand reichen würde; und dann war ihm ja geholfen, und die Schuldenlast war mit einmal vom Haupte gewälzt.

Valenty hatte vor langer Zeit bereits den Gasthof seiner Eltern übernommen; doch hatten Gleichgültigkeit und schlechte Wirthschaft seine Verhältnisse in Unordnung gebracht. Er fand bald ein sicheres Mittel, sich aus dieser üblen Lage zu reißen. Basia war nicht nur das liebenswürdigste, sondern auch das reichste Mädchen der Stadt; darum beschloß er, um ihre Hand anzuhalten. Täglich war er jetzt in Basia's Nähe. Den Eltern derselben waren seine Besuche angenehm, weil sie sich schon lange den schönen einträglichen Gasthof Valenty's gewünscht hatten, und nun die Aussicht erlangten, sich vielleicht in demselben einen Ruhesitz auf ihre alten Tage neben ihrer glücklich verheiratheten Tochter zu bereiten.

Antoni nahm mit Schrecken wahr, was Valenty beabsichtigte, doch war er Basia's Zuneigung allzugewiß, als daß er etwas hätte besorgen sollen. Er hielt, ohne sich lange zu besinnen, bei den Eltern um Basia an; diese wiesen ihn aber mit schnöden Worten zurück und erklärten, daß er ihre Tochter nicht ernähren könne, und daß sie dieselbe keinem Manne zu geben wünschten, von dem die ganze Stadt erzähle, daß ihn der Teufel gezeichnet habe. Große Reichthümer zu besitzen, hatte er bisher nicht begehrt, weil er wußte, daß sie zwar ein bequemes, selten aber ein glückliches Leben bereiten helfen, jetzt wünschte er aber von ganzem Herzen, ein recht reicher Mann zu sein; und gewiß hätte er den Kahn der Prinzessin bedeutend leichter gemacht, wenn er in dessen Nähe gewesen wäre. Aber auch den Reichthum fand er nach näherer Ueberlegung für unzureichend; am meisten schadete ihm ja sein verunstaltetes Angesicht. Er weinte bitterlich, und zuletzt gewährte ihm nur das Vertrauen zu Gott Trost und Beruhigung; er hatte sich ja so oft überzeugt, daß selbst Ungemach und Trübsal stets zu unsrem Besten gereichen.

Valenty hielt nun ebenfalls um Basia an. Sie wollte zwar Anfangs von der Parthie nichts wissen und sträubte sich nach allen Kräften, besonders, da sie erfahren hatte, wie schonungslos und hart derselbe mit armen Leuten umgegangen war, die eine geringe Schuld an ihn zu entrichten gehabt hatten, und wie auch Härte gegen andre Menschen jeden Schritt seines Lebens bezeichnete; aber der Wille der Eltern und die aufrichtige, kindliche Liebe und Folgsamkeit Basia's siegten endlich über ihre Neigung; sie wurde Valenty's Verlobte.

Zurückgezogener als jemals lebte jetzt Antoni. Die

Gräber seiner Eltern und der Platz vor dem alten Königsschlosse waren die einzigen Orte, welche er besuchte. Lange bemühte er sich vergebens, die dritte und letzte Prozession auszuwirken; doch seine Ausdauer war unerschütterlich, und er ruhte nicht eher, bis er die Erfüllung seiner Bitte erlangte. Diesmal war an Alles gedacht. Ein für die Sache begeisterter, doch minder zahlreicher Zug bewegte sich in frommer Haltung über die ersten Stufen des Schlosses. Aus Vorsicht eilte Antoni noch einmal im Fluge an der frommen Schaar vorbei und bemerkte zum Glücke, daß der Deckel des Rauchfasses herabhing. Rasch war dieser Fehler verbessert, und mit der größten Ruhe gelangte die Prozession in den Saal. Nach mehreren Gebeten für das Seelenheil der unglücklichen Prinzessin ließ sich ein Rauschen hören, das immer näher kam und heftiger und heftiger wurde. Ein Wasserstrom bildete sich einen eignen Weg neben dem gedrängten Zuge, ohne irgend Jemanden zu behindern. Ein Kahn, mit Gold gefüllt, schoß bei der erstaunten Menge vorüber. Alle standen wie bezaubert da; denn der Glanz des herrlichen Metalls hatte in jeder Brust so mancherlei Wünsche erregt. Nur ein Herz war ruhig geblieben; es war Antoni's; er bedurfte des Goldes zu seinem Glücke nicht weiter. Vasia konnte er wegen seines Angesichts, und weil sie bereits verlobt war, nicht erlangen, und ohne sie hatte nichts in der Welt einen wirklichen Werth für ihn. Lautlos ging Alles hinaus. Draußen erst hörte man ein geheimnißvolles Gemurmel. Antoni war der Letzte des Zuges. Beim Hinausgehen drückte ihm eine unsichtbare Hand eine goldene Kette mit einem Medaillon in die Hand, auf welchem die Worte standen: „Geschenk zur Hochzeit.

Glaube, liebe, hoffe! Deiner Frömmigkeit wird der verdiente Lohn werden."

„Also ein Hochzeitsgeschenk für Basia!" sprach er zu sich selbst." Freude und Schmerz preßten ihm jetzt gleichmäßig das Herz zusammen.

Am nächsten Sonntage ging Antoni, wie gewöhnlich, in die Kirche und hörte Valenty und Basia zum ersten Male aufbieten. Sämmtliche Kirchengänger sahen sich nach ihm um; er wurde zwar blaß, jedoch erzwang er äußere Ruhe. Das zweite und dritte Aufgebot erfolgte. Antoni hörte es ruhigen Geistes an und befahl mit aufrichtigem Herzen Basia und Valenty in den Schutz des Allerhöchsten.

Die Einladungen zur Hochzeit erfolgten. Basia bestand darauf, daß auch Antoni eingeladen werden möchte. Die Eltern wollten es zwar nicht zulassen, gaben aber nach, als Basia mit Bitten und Vorstellungen nicht aufhörte. Valenty übernahm es selbst, seinen ehemaligen Freund einzuladen, um seines Erscheinens nach dem Wunsche Basia's gewiß zu sein.

Antoni saß nachdenkend in einem alten Lehnstuhle, als Valenty eintrat. Er bewillkommte den glücklichen Bräutigam freundlich, lehnte aber die Einladung ab. Gleichgültige Gespräche leiteten ihre Gedanken hin und her; plötzlich wurde ein Fensterflügel vom Winde aufgerissen; ein zusammengelegtes Papier flog zu Antoni's Füßen, er ließ es aber unbeachtet. Die eigenthümliche Farbe des Blattes bewog Valenty, dasselbe aufzuheben. Es war schneeweiß und durchsichtig wie Glas. Er traute seinen Augen kaum, als er in erhabener Goldschrift auf demselben die Worte las: „Donnerstags, wenn die Domuhr die Mitternachts-

stunde verkündigt, strecke deine Hand in das Kellerfenster, in welches bei Deinen Kinderspielen einstmals der Ball geflogen ist, und der verdiente Lohn wird Dir werden."

Lange kämpfte Valenty in seinem Innern, ob er den Zettel den Händen des Jugendfreundes übergeben sollte oder nicht. Er entschied sich endlich für das Erstere, aber Antoni sagte nach gleichgültiger Durchlesung des Inhalts:

„Der schönste Lohn bleibt immer derjenige, welchen man nach Vollbringung einer guten That in seinem Herzen davon trägt; doch darf der Mensch auch Irdisches nicht verschmähen, wenn es ihm so freundlich geboten wird."

Der Hochzeitstag erschien; er traf auf denselben Tag, an welchem Antoni seinen Lohn erhalten sollte. In Valenty's Brust wogte ein Meer voll Unruhe, Neid und Habsucht. Antoni freute sich ungeachtet seines zerknirschten Herzens dennoch, Basia ein so herrliches Geschenk, die goldene Kette, übersenden zu können. Die Braut schwankte beim Empfange desselben, ob sie es annehmen sollte; denn sie konnte es sich nicht erklären, woher Antoni einen so kostbaren Schmuck habe. Ihr Bräutigam gab den Ausschlag. Zwar war diesem klarer als Basia, woher dieser Schmuck stammte, doch überwog der Eigennutz alle andern Gefühle in ihm.

Freundliche Musik tönte bereits vom Hochzeitshause her; die Gäste jubelten und jauchzten; auch der Bräutigam befand sich Anfangs in seinem Elemente, wiewohl eine zuweilen aufsteigende Unruhe in seinem ganzen Wesen nicht zu verkennen war. Antoni saß zu Hause in seinem Lehnstuhle und konnte die herben Gefühle nicht von sich abwehren, die das schallende Hochzeitsfest auf ihn machte.

Der Abend war herangekommen. Der bekümmerte verachtete Jüngling rührte sich kaum von der Stelle; es war

ihm, als müſſe er auf die Muſik hören, und dennoch ging er nicht zum Hochzeitsfeſte. Die lauten Schläge der Mitternachtsglocke erinnerten ihn erſt, daß er wahrſcheinlich zu ſpät nach dem Schloſſe kommen würde. Endlich ging er. Als er ſich der alten Ruine nahte, ſah er ſie von einer Menge Menſchen umgeben, die mit Laternen und Kerzen die Finſterniß der Nacht erhellten. Er beſchleunigte ſeine Schritte; denn er ahnte nichts Gutes. Baſia's und ihrer Eltern Jammergeſchrei ließen ihn bald errathen, was dort vorgefallen war. Valenty lag todt am Boden. Unruhe hatte ihn vor der Mitternachtsſtunde an das Königsſchloß getrieben, um Zeuge der Belohnung Antoni's zu ſein; er hatte, da dieſer nicht erſchienen war, ſelbſt die Hand in das Kellerfenſter geſtreckt, um den für ſeinen Jugendfreund beſtimmten Lohn für ſich in Empfang zu nehmen. Baſia war ihm wegen ſeiner ſonderbaren Unruhe und der Hindeutungen auf das alte Schloß nachgefolgt. Sie hatte ihn bereits entſeelt vorgefunden; ſeine Glieder waren krampfhaft umgewandt, das Geſicht ſchrecklich verzerrt und mit tiefen ſchwarzen Furchen bedeckt, ähnlich den Strichen, welche Antoni's Geſicht ſeit ſeiner Kindheit verunſtalteten. Die Gäſte hatten ſich aus dem benachbarten Hochzeitshauſe ſogleich nach dem Schloſſe begeben, als ſie den Hülferuf Baſia's vernahmen.

„O, Unglückſeliger!“ rief Antoni. „Ich kenne die Urſache Deines Todes. Was wollte ich dafür geben, wenn ich Dich wieder ins Leben zurückrufen könnte!“

Die Umſtehenden warfen einen forſchenden Blick auf ihn, ob er dieſe Worte auch mit ganzer Seele ausſpreche. Keiner durfte daran zweifeln; denn der Ernſt eines Heiligen ruhte in ſeinem Geſichte. Von heute ab hatte die ganze Stadt ihn als das erſte, aber glücklichere, Valenty aber

als das zweite vollſtändige Opfer der unterirdiſchen Spukgeſellſchaft anſehen gelernt.

Tröſtend ging Antoni von nun an der ſo hart getroffenen Baſia zur Seite; er wagte es nicht, ein Wort der Erinnerung aus früherer Zeit auszuſprechen. Die Eltern ſeiner Jugendgeſpielin ſahen ihn jetzt ſehr gern, und ihr liebloſes Benehmen that ihnen von Herzen leid. Auch hätten ſie ihm die Hand ihrer Tochter ſelbſt angeboten, ſie ſchämten ſich aber ihrer Ungerechtigkeit.

Die Trauerzeit war vorüber; Antoni und Baſia offenbarten einander ihre Gefühle. Die Eltern gaben den Seegen zu ihrem Bunde und der Hochzeitstag führte die glücklichen Brautleute vor den Altar. Als ſie knieend den Segen bei ihrer Trauung empfingen, trat eine fremde Dame nahe zu ihnen heran und fuhr mit ihrer Hand über Antoni's Angeſicht. Raſch verſchwand ſie unter den Hochzeitsgäſten, und die entſtellenden Streifen der Teufelshand waren im Geſichte des Bräutigams nicht mehr vorhanden. Die Dame war nach Antoni's Ueberzeugung keine andere, als die erlöſte Prinzeſſin.

Die Hochzeitsfeier war prunklos und ſtill. Sie glich beinahe einem Trauerfeſte; denn das Unglück Valenty's lebte noch friſch in allen Gemüthern. Als der folgende Morgen anbrach, erzählte Baſia ihrem Manne einen Traum. Es war nämlich die erlöſte Prinzeſſin zu ihr gekommen, und nach ſchweſterlicher Begrüßung hatte ſie ihr eine Kiſte Gold überreicht. Antoni erſtaunte nicht wenig; denn auch ihm war die Prinzeſſin im Traume erſchienen, und nachdem ſie ihn ermahnt hatte, das Glück, welches ihm die Vorſehung in Baſia gegeben hatte, dankbar anzuerkennen, ſprach dieſelbe:

„Du haſt meinen Dank verſchmäht; ich darf Dir daher nichts geben, aber Dein Frau erhält von mir ein angemeſſenes Hochzeitsgeſchenk.“

Ein Traum iſt ſonſt gewöhnlich der Schaum der Tagesgedanken und Tagesbeſchäftigungen; diesmal war er aber in Wirklichkeit übergegangen, um ein würdiges Paar zu beglücken, und demſelben die Mittel zu mancherlei Wohlthaten in die Hand zu geben; denn bald wurden ſie eine zierliche Kiſte in der einen Ecke des Zimmers gewahr. Sie öffneten dieſelbe und ſahen ſich mit unermeßlichem Reichthum überſchüttet.

Die jungen Eheleute wurden bei ihrem Reichthum nicht übermüthig, ſondern führten ein glückliches, Gott ergebenes Leben. Die Eltern der Braut ſegneten die Stunde, in welcher ſie ihrem Schwiegerſohne das Jawort gegeben hatten. Antoni war ſich ſeiner eignen Menſchenwürde ſtets bewußt, darum wußte er aber auch die Würde jedes anderen Menſchen und beſonders ſeiner Schwiegereltern zu ſchätzen. Es wohnte in ſeinem Herzen aufrichtige Menſchenliebe, und dieſe kennt keinen herrlichern Schmuck als Dankbarkeit gegen die Eltern. Bei ſo hohem innern Werthe ihres Schwiegerſohns verlebten die betagten Eltern ein glückliches Alter, und ihr Segen begleitete ihre guten Kinder bis zum ſpäten Lebensabende.

VIII.

Der Zauberſtiefel.

Mehrere Meilen von Warſchau lag mitten im Walde eine Bauernhütte, in welcher auf ſeinem Krankenlager der alte Tartarenbeſieger Woiniecki bereits zwölf Jahre hoffnungslos ſeufzte. Seine einzige Stütze war Kaſimir, ſein älteſter Sohn, der vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſich mit Abſchreiben alter Handſchriften für das nahe Kloſter beſchäftigte. Das geringe Geld, welches dieſer dafür erhielt, konnte dem Alten zwar keine beſondere Pflege bereiten, er war aber an Entbehrung gewöhnt, und dankte Gott unaufhörlich für die Wohlthat, daß er ihm einen ſo guten Sohn geſchenkt hatte.

Boleslav, ſein zweiter Sohn, hatte ſich einem wüſten Treiben ergeben; niemals kehrte er vor Mitternacht zurück; eine zügelloſe Geſellſchaft junger Leute im nächſten Städtchen hatte ihn ſo an ſich gezogen, daß er nicht eher ruhte, bis auch der letzte Groſchen für ſinnbetäubende Getränke dahingegangen war. Seine Erſcheinung verdoppelte gewöhnlich die Schmerzen des alten Dulders, und Alles ſegnete den Augenblick, wo er die Schwelle verließ, um das mühſam erworbene Geld zu verpraſſen. Die gutherzigen Mönche,

welche seinem fleißigen Bruder gern mehr zahlten, als er verdient hatte, gaben Boleslav selten eine einträgliche Arbeit.

Eines Tages war Kasimir in's Kloster gerufen worden, um unter den Augen der Mönche einige wichtige Handschriften abzuschreiben. Er hatte seiner zwölfjährigen Schwester Mariana die Pflege des kranken Vaters an's Herz gelegt, und noch vor Mitternacht, nach Hause zu kommen, versprochen. Mariana hatte den ganzen Tag treulich gewacht und mit kindlichfrommer Geschäftigkeit den Verband der Wunden ihres Vaters besorgt. Jeden seiner Wünsche suchte sie zu errathen, und am Abend fiel es ihr erst ein, daß ihr Mittagsessen noch unberührt dastehe. Als die Dunkelstunde herangekommen, und der Vater eingeschlafen war, kniete sie zu seinen Füßen nieder und richtete in ganzer Hingebung ihres Herzens das fromme reine Gemüth zu Gott und sprach mit Inbrunst folgende Worte:

„Guter Gott, laß meinen Vater gesund werden! Sieh mit Gnaden auf seine jahrelangen Leiden und errette uns aus unserer Armuth! Erhöre mich arme Waise nur diesmal, ich will auch immer gut und fromm bleiben! Und Du, gute Mutter, die Du hier auf Erden so engelrein gewesen bist, und Dich jetzt unter den Seligen in der Nähe unseres lieben Himmelsvaters befindest, hilf mir bitten, damit ich nicht ohne Erhörung von dannen gehe!"

Der Vater war bei den letzten Worten erwacht, und ein großer Strom von Freuden- und Wehmuthsthränen rannte ihm über die Wangen.

„Gutes Kind," sprach er, „wohl war Deine Mutter hier auf Erden engelrein. Gott schenke ihr den ewigen Frieden!"

Der Tag war schwül, und auch jetzt wollte sich die Luft noch nicht abkühlen. Woiniecki war vor Mattigkeit wieder eingeschlafen; Mariana zündete die Lampe an und setzte sich zu den Füßen des Vaters. Die Mitternachtsstunde kam heran, ein furchtbares Gewitter stieg herauf, und auch Mariana unterlag der Geschäftigkeit des Tages und schlief ein.

„Mariana, liebes Kind, hörst Du nicht, wie der Donner rollt?“ rief der Alte; aber nichts vermochte sie aus dem Schlafe zu wecken. Bei jedem Knarren der offenstehenden Hausthüre rief der Kranke: „Mein guter Kasimir kommt!“ und jede neue Täuschung machte ihn nur noch ungeduldiger. Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die morsche Hütte, und Mariana erwachte mit lautem Angstgeschrei; ein Luftstrom hatte die Lampe ausgelöscht. Die Mitternachtsglocke ertönte vom Kloster her, und ängstlich schürte die gute Tochter die glimmenden Kohlen im Kamine zusammen, die hinsterbende Gluth auf's Neue anzufachen und die Lampe anzuzünden.

„Hier laßt uns einkehren, hier finden wir Schutz vor dem schrecklichen Unwetter!“ rief draußen eine Stimme, und in demselben Augenblicke trat ein rüstiger Mann mit zwei Dienern herein, der beim Anblicke Mariana's in den Lehnstuhl an der Thür zurücksank, und unaufhörlich mit abgewandtem Gesichte rief:

„Schafft mich von dem Zauberkinde fort, erbarmt Euch, ich komme um!“

Nachdem der Fremde einige Minuten lang mit wildrollenden Augen die stillen Hausbewohner verfolgt hatte, stürzte er hinaus in die finstere Nacht.

„Tritt heran, armes Kind,“ sprach der Alte, der mit

ruhigem Blicke dem sonderbaren Mitternachts-Schauspiele zugesehen hatte; „fürchte Dich nicht, böse Menschen dürfen der Unschuld nicht schaden! Gott hat alle Haare auf unserem Haupte gezählt; ohne seinen Willen darf keins verloren gehen. Gottes Strafgerichte verfolgen diesen Bösewicht; zwölf Jahre habe ich ihn nicht mehr gesehen; heute, an dem verhängnißvollen Tage, der mich vor einer Reihe von Jahren um mein Vermögen brachte und seiner Schlechtigkeit die Krone aufsetzte, muß er grade unsre ärmliche Wohnung betreten. Mich hat er nicht erkannt, das Sichbett hat mich zu sehr entstellt; warum er aber vor Dir floh, gutes Kind, begreife ich nicht."

„Wer ist der böse Mann, lieber Vater?" sprach Mariana. „Ich zittre noch am ganzen Leibe. Gott möge sich seiner erbarmen in der schrecklichen Nacht! Aber Du weinst ja, Väterchen?"

„Ich beweine in dem Fremden meinen Bruder," fuhr der Alte fort. „Gern hätte ich mit ihm gesprochen, aber jener Laut erstickte in meiner Brust. Schon als Knabe lebte er zurückgezogen; immer war er finster und trotzig; alle kindliche Liebe war in der bösen Seele erstickt. Das Elternhaus hielt er für eine Marterkammer, und plötzlich war er nach mancherlei bösen Streichen verschwunden. Asien durchstreifte er mehrere Jahre lang; dort erlernte er geheime Zauberkünste, die großes Unglück über unsere Familie gebracht haben. Ich befand mich damals im Kriegsheere, das gegen die Tartaren kämpfte, und erhielt hin und wieder Unterstützung von meinen Eltern. Der Schmerz über den Tod meiner geliebten Mutter ließ mich die qualvollen Stunden ruhiger ertragen, die mir der Verlust meines rechten Armes verursachte. Große Auszeichnung war mir im Laufe

meiner achtzehnjährigen Dienstzeit geworden; ich hatte mich zum Oberst emporgeschwungen, und wollte jetzt nach beendigtem Kriege ein ruhiges Leben im Kreise meiner Familie führen. Deine Mutter, welche sich in der letzten Zeit mit Deinen beiden Brüdern bei ihren Eltern aufgehalten hatte, folgte mir nach Warschau, wo mich vor dem Thore schon die Trauerbotschaft ereilte, daß auch mein Vater das Zeitliche gesegnet habe. Nach dem Testamente war meinem Bruder der Besitz sämmtlicher Güter zuerkannt; ich sollte durch Geld entschädigt werden. Mein Bruder ließ mich zunächst über die Summe quittiren, die ich in der Kriegszeit von den Eltern erhalten hatte, und ich beschäftigte mich mit dem Plane, ein ansehnliches Gut für mein bedeutendes Erbtheil zu kaufen. Du erblicktest damals das Licht der Welt, und um Dir und Deiner Mutter mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, bat ich meinen Bruder um einige hundert Gulden. Mit ernster Miene antwortete er mir, daß ich keine Anforderungen mehr an ihn habe, da ich bereits über das ganze Erbtheil quittirt hätte; daß er mir aber mit Rücksicht darauf, daß ich sein Bruder sei, hundert Gulden schenken wolle. Auf meiner gerechten Forderung bestehend, wandte ich mich an die Gerichte, wurde aber zurückgewiesen; weil ich aus Mangel an Kenntnissen, die ich, durch den Soldatenstand vernachlässigt hatte, wirklich von meinem Bruder übervortheilt worden war. Das Gerede der Menge, daß mein Vater keines natürlichen Todes gestorben sei, machte mir meinen Bruder vollends unleidlich, und ich beschloß, wieder Kriegsdienste zu nehmen; aber Andere waren unterdessen vorgerückt und hatten meine anerkannte Tüchtigkeit in ein schlechtes Licht gestellt; so, daß ich nicht nur abgewiesen wurde, sondern sogar ohne Belohnung für meine

Tapferkeit davon ging. Auch die Vorsehung schien mich verlassen zu haben; denn bald starb Deine gute Mutter, und ich wurde an's Siechbett gefesselt, das ich auch bis heute nicht verlassen kann. Deine und Kasimir's Liebe haben seit der Zeit meinen schwachen Lebensfunken erhalten, und ich verzage nicht; denn der Herr ist ein Erretter aus aller Noth!"

Die Hausthür wurde geöffnet und Boleslav trat in's Zimmer. Er war diesmal anders als gewöhnlich; in seinem Gesichte malte sich ein freudiges Ereigniß; sein finsteres Wesen hatte sich ganz verloren.

„Einen wichtigen Fund habe ich gemacht," sprach er. „Als der große Regen und das Gewitter vorüber waren, begab ich mich auf den Weg nach Hause. Am Ende des Waldes sah ich etwas leuchten; ich sprang schnell hinzu und fand diese Brieftasche, blauroth weiß auf einer Seite und feuerroth auf der andern. Gewiß sind wichtige Sachen in derselben!" —

Während dieser Worte hatte er die Brieftasche geöffnet, aber Schrecken überfiel die Anwesenden und Boleslav stand todtenbleich da; denn es fing in der Stube an zu knistern und zu knastern. Furchtbar drohend stand plötzlich vor ihnen eine hohe Gestalt, die am ganzen Körper brannte, und deren Haare glühenden Eisendrähten glichen.

„Unbesonnener," sprach sie, „was wagst Du, mich in meiner Ruhe zu stören! Gleich schließe die Brieftasche, sonst bist Du verloren!"

Der vor Kurzem so glückliche Finder gehorchte, und Alle standen schweigend da und wagten kaum zu athmen; die Erscheinung war verschwunden. Kasimir, der eben von seiner mühevollen Arbeit zurückkehrte, vernahm mit Entsetzen

das Vorgefallene, entriß seinem Bruder die unterschlagene Brieftasche, warf sie in den Teich hinter dem Hause, und stieß sie mit einer Stange tief in den sumpfigen Boden.

Am andern Morgen besuchte den Kranken ein alter Mönch. Er wurde ihm Alles treulich erzählt, und dieser erklärte, daß es jetzt an der Zeit sei, den bösen Bruder in Warschau um Unterstützung anzugehen, da er von Gewissensbissen gepeinigt würde und wahrscheinlich auf dem Wege der Besserung sei.

„Euer Sohn Boleslav," setzte er hinzu, „kann sich ja dorthin auf den Weg machen; er hat bisher wenig zu Eurem Besten gethan; vielleicht gelingt es ihm, seinen Onkel dahin zu bewegen, daß er Euch einen Theil Eures Vermögens herausgiebt. Mein Sohn," sprach er, sich zu Boleslav wendend, „Satan hat Dich durch die Brieftasche in seine Gewalt bekommen wollen. Danke Gott für die Errettung, und bitte ihn ohne Unterlaß, daß er Dich vor jeder Versuchung bewahren möge. Nur mit Gottes Hülfe kannst Du von dem Verderben errettet werden, in welches Dich Dein Hang zur Sünde stürzen will. Entsage dem zügellosen Leben, und sorge für das Beste der Deinigen!"

Boleslav versprach aufrichtige Besserung und machte sich auf den Weg nach Warschau. Gegen Abend langte er daselbst an. Ein alter Mann, mit dem er sich unterwegs in ein Gespräch eingelassen hatte, rieth ihm von dem Besuche ab.

„Du gehst Deinem Verderben entgegen," sagte er; „jeder fromme Christ segnet sich, wenn er vor dem Hause dieses Zauberers vorübergeht, und er würde schon längst aus der Stadt verwiesen worden sein, wenn die ersten Personen seiner Bekanntschaft nicht so beschäftigt wären."

Der Jüngling wurde von seinem Onkel sehr kalt aufgenommen. — „Dein Vater," erwiederte er, „hat das Seinige empfangen; ich kann ihm nicht helfen! Ueberhaupt habe ich jetzt wenig Zeit, um mich mit Dir in umständlichere Gespräche einzulassen. Eine andere Herberge wirst Du heute schwerlich auffinden können, und da Du gewiß von der Reise sehr ermüdet bist, so mache es Dir bequem. Dies Bett steht zu Deinen Diensten. Etwas zur Erquickung soll Dir bald gereicht werden."

Der ermüdete Neffe ließ sich nicht zweimal bitten; er begann, sich zu entkleiden und hatte bereits einen Stiefel ausgezogen, als er einen feierlichen Gesang von mehren Stimmen mit abwechselnd lautem Gebete hörte. Seine Neugierde lockte ihn näher; er bemerkte, daß die Seitenthür offen stand, und daß ihn nur ein dunkles Zimmer von dem großen Saale trennte, in welchem die Feierlichkeit stattfand. Schnell schritt er vorwärts, aber plötzlich durchdrang ihn ein so heftiger Schmerz, daß er wieder zurückkehren mußte; ein spitzer Nagel war ihm in den Fuß gedrungen. Der Schmerz wurde von der Neugierde bald unterdrückt. Er beschloß, seinen Stiefel anzuziehen und vorsichtiger zu sein; dieser war aber verschwunden, und alles Suchen blieb vergebens. Vor seinem Bette stand ein Paar unansehnlicher Pantoffel, in der einen Ecke aber ein prachtvoller Stiefel, den er vorher nicht bemerkt hatte. Als er darüber nachdachte, was er von beiden wählen sollte, und sich schon für den Stiefel entschieden hatte, bemerkte er einen hellen Schein im Zimmer, und bald überzeugte er sich, daß derselbe aus dem Stiefel hervordrang. Er sah hinein und erblickte zu seinem Erstaunen die herrlichste Gegend, welche er jemals gesehen hatte. Die Sonne schien hier

einen großen Garten, in welchem ein prächtvolles Sommerhaus war. Dicht an den Garten stieß ein See mit krystallhellem Wasser, worauf sich ein großer und kleiner Schwan mit rothen Ringen um den Hals und eine Schaar silberfarbner Enten mit goldnen Köpfen und rothen Schnäbeln bewegten. Ganz in Staunen über die Herrlichkeiten versunken, welche in großer Fülle vor ihm ausgebreitet lagen, war es ihm nicht möglich, sich von dem Stiefel zu trennen, bis er endlich bemerkte, daß er wie angezaubert dastand und das Auge gar nicht mehr von den wunderbaren Gegenständen abwenden konnte. Der Stiefel erweiterte sich immer mehr und mehr und wurde endlich zu einem großen Abgrunde, in den Boleslav mit magnetischer Kraft gezogen wurde.

Der alte Wolniecki wartete vergebens auf die Zurückkunft seines ausgesandten Sohnes. Die beiden anderen Geschwister stimmten mit dem kranken Vater darin überein, daß Boleslav entweder den Onkel gar nicht besucht, oder das erhaltene Geld in wüster Gesellschaft verschwendet habe.

Kasimir ging seiner gewohnten Beschäftigung nach und mußte jetzt seinen Vater häufiger als sonst der Pflege Mariana's allein überlassen. Eines Abends blieb er sehr lange aus. Mariana und der Vater waren eingeschlafen; die Lampe brannte auf dem Tische; Frieden und Seelenruhe strahlten von dem Gesichte der beiden Schlummernden: da ertönte die Feuerglocke vom nächsten Dorfe her, und Alles eilte, um zu retten. Auch Kasimir sah hinaus in die finstre Nacht, aber welcher Anblick wurde ihm hier! Die väterliche Wohnung brannte; Mariana war unvorsichtig mit der Lampe umgegangen. Halb besinnungslos stürzte er der Brandstätte entgegen, um zu retten, was noch zu retten

möglich wäre, aber das ganze Haus stand schon in vollen Flammen, und er rang mit dem Gefühle kindlicher Liebe und der Selbsterhaltung. Vor der Brandstätte angelangt, zog ihn Jemand beim Rocke; er sah seine Schwester Mariana hinter sich, die ihm zurief: „Laß verloren sein, was nicht mehr zu retten ist, eile aber noch in dieser Stunde nach Warschau und rette Deinen Bruder!“ Diese sonderbare Anrede verdroß ihn; er beachtete dieselbe nicht; vielmehr nahm er sogleich seinen Rock über den Kopf und stürzte muthig durch die verzehrende Flamme unter brennenden Balken, die dem Einsturze nahe waren, zu dem Lager seines Vaters. Hier ruhten, bewußtlos, der Alte und zu seinem Erstaunen auch Mariana an der Brust desselben, vom Dampfe halb erstickt. Er deckte ein Bett über Beide, umfaßte sie dann mit kräftigen Armen und trug sie glücklich in's Freie. Seine Kleider waren halb verbrannt, das Haar versengt, seine Hände hin und wieder von der Flamme beschädigt, sein Herz schlug aber um desto freudiger; denn er hatte das Schönste und Liebste gerettet, was er besaß. Der Vater wurde in's nächste Kloster gebracht und von den Mönchen freundschaftlich aufgenommen und gepflegt. Der Prior des Klosters, welcher alles Nähere über die Familien Verhältnisse Woiniecki's erfahren hatte, drang in Kasimir, sich nach Warschau zu begeben, um auf dem Wege der Güte und durch Vorstellung der Schicksale seines Vaters den hartherzigen Onkel wenigstens zu einer angemessenen Unterstützung zu bewegen.

Kasimir folgte dem Rathe des ehrwürdigen Mannes um desto williger, da er seinen Vater in guten Händen wußte und Erkundigung über seinen Bruder einziehen wollte. Die Erscheinung Mariana's vor der Brandstätte, die

Worte, welche sie an sich gerichtet und ihre spätere Behauptung, daß sie nicht von der Seite des Vaters gewichen, waren ihm unerklärbar, besonders, da auch viele andere Leute sie kurz vor der Errettungs-Scene dicht an dem brennenden Hause gesehen hatten. Die Erscheinung derselben suchte er durch sein aufgeregtes Blut oder durch Verwechselung zu erklären, aber die unbestreitbar vernommenen Worte blieben ihm unvergeßlich, und eine heiße Sehnsucht zog ihn zu seinem Bruder nach Warschau. Auch er langte daselbst des Abends an; er meldete sich sogleich bei dem Onkel; fragte denselben nach seinem Bruder und trug zuletzt seine Bitte um Unterstützung für seinen unglücklichen Vater bescheiden vor. Der Onkel gab ihm dieselbe theilnahmlose Antwort, wie sie Boleslav erhalten hatte, und setzte, was diesen betraf, hinzu, er wüßte nicht, wo er geblieben sei; schon an dem Abende seiner Ankunft habe derselbe sich heimlich entfernt und nichts weiter von sich hören lassen.

Kasimir wurde ebenfalls auf ein baldiges Abendbrod vertröstet und aufgefordert, das Bett im Vorzimmer zur Ruhe für seine matten Glieder zu benutzen. Er hatte so eben den Stiefel vom rechten Fuße gezogen, als sich der vorerwähnte feierliche Gesang mit abwechselndem Gebete hören ließ. Der Inhalt der Gesänge und Gebete belehrte ihn bald, daß man einen Verstorbenen beklage, und da er gern mit Trauernden trauerte und mit Weinenden weinte, so beschloß er näher zu gehen. Für's Erste wollte er die Sänger in Augenschein nehmen. Als er den Fuß über die Schwelle setzte, wurde dieser von derselben gleichsam angezogen. Er trat hinauf, jedoch nur sehr vorsichtig, und die Verletzung war gering, da er noch zeitig genug bemerkt hatte, daß aus allen Theilen der Schwelle spitze Nägel

hervorragten. Sein Stiefel, den er jetzt anziehen wollte, war verschwunden, und er zog die unansehnlichen Pantoffel dem prächtigen Stiefel in der Ecke des Zimmers vor. Dreist schritt er nun über die Unglücksschwelle; er öffnete die Flügelthür, welche aus der dunklen Stube in den großen Saal führte, und fand dort um einen Sarg eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, die in tiefe Trauer versenkt war. Besonders fiel ihm ein Mädchen auf, welches recht angenehme Züge hatte, aber blaß und kränklich aussah. Ihr Gesicht nahm in jeder Minute einen andern Ausdruck an; endlich zog es sich krampfhaft zusammen, und der ganze Körper gerieth in zitternde Bewegung, die sich in einen Tanz verwandelte. Eine Person nach der andern mußte mit ihr um den Sarg tanzen, bis zuletzt auch die Reihe an Kasimir kam. Nur mit Mühe konnte er sich den kalten Todtenarmen des bleichen Mädchens entwinden, und da er eiligst den Saal verließ, verfolgte sie ihn bis in das Vorzimmer, wo sie bitterlich weinte, und dann pfeilschnell unter dem Ausrufe: „Rette mich, rette mich!“ wieder zum Sarge zurückkehrte. Er rief ihr nach, um sie zu fragen, auf welche Weise er ihr Rettung verschaffen könne; doch war sie plötzlich verschwunden, und Grabesstille und undurchdringliche Finsterniß herrschten in den kurzvorher belebten Räumen. Der Stiefel in der Ecke fing nun an zu leuchten; es konnte aber die Neugierde bei ihm nicht aufkommen; weil ihn das eben Vorgefallene noch zu sehr beschäftigte, und die Erinnerung an die Begebenheit Boleslav's mit der Brieftasche noch zu frisch in seinem Gedächtnisse lebte. Eben war er im Begriffe, zu Bette zu gehen, da kam Mariana an.

„Liebe Mariana, wie kommst Du hierher?“ rief er sie an; sie aber antwortete ihm freundlich:

„Warum sollte ich nicht auch hier sein, ich wollte Dich gern wiedersehen; doch frage mich nach nichts weiter, sonst muß ich gleich wieder fort. Ich komme nur, Dich zu warnen; Du schwebst in großer Gefahr und darfst Dich nicht in dies Bett legen, sonst bist Du verloren. Ziehe die Pantoffel an, welche hier vor Deinem Bette stehen, und mache Dich auf den Weg nach Hause. Um Deine Stiefel sei unbekümmert; Du wirst sie schon zurückerhalten. Die Brieftasche, welche Boleslav gefunden hat, hole aus dem Teiche hervor; sie wird Dir von großem Nutzen sein; schlage sie aber nicht von der feuerfarbenen, sondern von der lilienweißen Seite auf. Nur wenn Du in Noth oder Gefahr bist, kannst Du sie von der feuerfarbenen Seite aufschlagen. Der flammende Unhold muß dann Deinen Befehlen gehorchen; doch darfst Du seine Hülfe nur täglich einmal in Anspruch nehmen. Von dem, was Du hier erlebt hast, sprich zu keinem Menschen ein Wort!“ — Kasimir gedachte sie zu fragen, woher sie dies Alles wissen könne, und ob sie nicht mitreisen wolle; aber Mariana hielt ihm den Mund zu und rief: „Fort, fort!“ und plötzlich war sie verschwunden.

Er dachte nun über die sonderbare Erscheinung seiner Schwester nach, und faßte Vertrauen zu ihren Aussprüchen; weil er sie für ein Wesen hielt, das durch seine Frömmigkeit und Reinheit des Herzens eine Begünstigte des Himmels geworden war. Schon hatte er die Thür halb geöffnet, um das verderbenbringende Haus zu verlassen, als der Onkel ihm in den Weg trat.

„Ich denke, Du schläfst schon längst,“ sagte er, „und noch hast Du nicht einmal an's Entkleiden gedacht; Dein Abendbrod steht auch noch da; es scheint Dir in meinem Hause nicht zu gefallen.“ —

„Ich finde hier keine Ruhe und will dieſen Augenblick noch den Rückweg antreten," erwiederte Kaſimir mit Ernſt.

Der Onkel gab ſich die größte Mühe, ihn zurückzuhalten, und verſprach, ihm am andern Morgen eine bedeutende Summe Geldes zu geben, aber nichts konnte ihn von ſeinem Vorſatze abwendig machen. Als er ſchon vor der Thür war, warf der Onkel ihm die zurückgebliebenen Stiefel nach, und eine Menge böſer Namen und Läſterworte folgten hintendrein.

Auf der Treppe eines weit entfernten Palaſtes verſchlief Caſimir, von ſeinem guten Gewiſſen eingewiegt, ruhig die Stunden der Nacht. Der Aufgang der Sonne erinnerte ihn an ſeine Weiterreiſe, die er fröhlichen Muthes antrat. Kaum war er aus dem Stadtthore, als ihm eine ungeheure Schlange in den Weg trat. Ausweichen half nichts; denn auf jedem Schritte folgte ſie ihm nach; daher ſchlug er mit ſeinem Reiſeſtocke muthig auf ſie los. Mit einem gewaltigen Satze hatte ſie ihn erreicht und ſeinen Körper einige Mal umſchlungen. Er ſchwebte in Todesangſt und ſuchte ſich mit den Händen von ſeinem Feinde zu befreien; aber bald hörte er ein lautes Ziſchen, und entſeelt und lang ausgeſtreckt lag das bunt geringelte Ungeheuer zu ſeinen Füßen. Die Pantoffel, welche er in die Rocktaſche geſteckt hatte, ſchienen ſich während des Kampfes regelmäßig bewegt zu haben, und kaum war der Körper der Schlange mit denſelben in Berührung gekommen, ſo war auch die Gefahr ſchon vorüber. Im nächſten Walde angelangt, kam ihm wild ſchnaubend ein Wolf entgegen. Schnell wählte er den nächſten Baum, um ſeinem Feinde auszuweichen, aber im Hinaufſteigen brach ein Aſt, und er ſtürzte dem Raubthier entgegen. Der eine Pantoffel war ihm hierbei aus der Taſche gefallen; der Wolf fiel mit gierigen Zähnen über denſelben her und trug ihn

unter großem Geheul davon. Er faßte jetzt Vertrauen zu dem Pantoffel, der ihm noch übrig geblieben war, nahm ihn in die Hand und ging dreist weiter. Einem alten zottigen Bären, der ihm mit aufgehobener Tatze brummend in den Weg trat, warf er ohne vieles Besinnen den Pantoffel an den Kopf, wodurch er auch den letzten Gegner los wurde; denn ohnmächtig taumelnd sank dieser nach wenigen Schritten an einer alten Eiche nieder.

Nach einer mäßigen Tagereise kam Kasimir erschöpft zu Hause an. Mariana sprang ihm fröhlich entgegen und fragte, ob er Geld mitbringe. Mit traurigem Gesichte sprach er:

„Du wirst es wohl besser wissen als ich!“ —

Der Prior stellte dieselbe Frage an ihn und machte ihm die bittersten Vorwürfe, als er im Laufe des Gesprächs erfuhr, daß der Onkel versprochen hatte, am nächsten Morgen eine ansehnliche Summe herauszugeben.

„Thörichter Mensch“, sprach er, „was kehrst Du Dich an das sonderbare Wesen des Onkels und die Rede des Volkes! Tritt am nächsten Morgen gleich wieder die Rückreise an, bitte den Onkel wegen Deines albernen Benehmens um Verzeihung, und nimm das versprochene Geld in Empfang!“ —

Kasimir hatte nach dem Rathe der Schwester weislich verschwiegen, was ihm in Warschau und auf dem Wege Sonderbares begegnet war. Nur konnte er sich nicht enthalten, an Mariana einige Fragen zu thun. „Was hast Du im Hause des Onkels noch Besonderes bemerkt, liebe Schwester?“ fragte er. „Wie verhält es sich mit dem Stiefel, und waren die drei verderbendrohenden Thiere natürliche oder Zaubergeschöpfe? Du bist ja ein überirdisches Wesen und hast mich in Warschau wunderbar überrascht; belehre mich doch über

das, was ich dort erlebt, und darüber, was ich noch ferner zu thun habe!" Mariana lachte laut auf, gab ihm einen leisen Backenstreich und lief davon. Der alte Mönch, welcher am Morgen nach der verhängnißvollen Gewitternacht bei Woiniecki gewesen war, hatte hinter der Klostermauer die Fragen Kasimirs mit angehört, und nahm sich vor, ihn näher zu beobachten, und wenn er etwa den Verstand verloren hätte, für eine gute ärztliche Behandlung zu sorgen. Er bekam ihn an demselben Tage nicht mehr zu sehen, und dies bestärkte ihn noch mehr in seiner Vermuthung. Mariana mußte am nächsten Morgen vor dem Prior erscheinen. Sie konnte keine Nachricht über ihren Bruder geben, da dieser gleich nach seiner Ankunft wieder verschwunden war, bestätigte aber die Aussage des alten Mönchs.

Der Prior ließ sogleich in der ganzen Umgegend den vermeintlich Wahnsinnigen suchen, doch war nirgends eine Spur von ihm aufzufinden.

Ein Bauer hatte im Vorübergehen Jemanden von derselben Größe mit lautem Geschrei in den Teich stürzen sehen; doch hatte ihn die in der ganzen Umgegend verbreitete Sage von der Erscheinung eines feurigen Gespenstes an dieser Stelle zu eiliger Flucht bewogen. Der Teich wurde genau untersucht, ob sich nicht der Leichnam des Unglücklichen darin befinde; doch war auch diese Mühe, wie überhaupt jede andere Nachforschung vergebens.

Der alte Vater erfuhr von dem Allem nichts, und auf die Frage, wo sein Sohn sei, wurde ihm geantwortet, daß er von dem Prior wegen seines unbesonnenen Betragens gegen den Onkel zu einer neuen Reise aufgemuntert worden wäre, und daß er dieselbe auch schon angetreten habe.

Die Geschichte von der Briefmesche war den beyden alten

Mönche bereits früher aufgetischt worden, jetzt wanderte sie aber von Dorf zu Dorf, und Keiner unterließ es, sich zu bekreuzen, wenn er an dem Teiche vorüberging; Jeder dachte an das flammende Gespenst und den Untergang des armen Kasimir.

Der gute Sohn, unermüdet für das Wohl der Seinigen bedacht, war ungeachtet seiner zurückgelegten Reise noch an demselben Abend an den Teich gegangen. Rastlos wandte er alle seine Kräfte und viel Zeit an, die Brieftasche wieder zu finden. Endlich bemerkte er eine leuchtende Stelle im Wasser; er jauchzte vor Freude laut auf, stieg in den Teich und verfolgte den leuchtenden Punkt mit einem langen Baumaste, bis er seine Thätigkeit durch die glückliche Wiedererlangung der Brieftasche belohnt sah. Die Strahlen des Mondes entlockten derselben die größte Farbenpracht. Sie schien mit den herrlichsten Diamanten besetzt zu sein, die auf der weißen Seite einen Strahlenkranz mit der Inschrift „Hoffnung", und auf der rothen Seite einen zierlichen Tempel bildeten, der das Wort „Rettung" über seinen Flügelthüren trug.

Die Brieftasche zu öffnen, wagte er für's Erste nicht; er dachte an Boleslav und steckte sie ruhig zu sich. Auf dem Heimwege fand er zu seiner Betrübniß die Klosterpforte schon verschlossen, es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als im Freien zu übernachten. Die harte Rede des Priors hatte so auf ihn gewirkt, daß er es nicht wagte, noch einmal vor demselben zu erscheinen, bevor er nicht die sehnlichst erwartete Unterstützung erlangt hatte. Kaum fing es an zu dämmern, so befand er sich schon auf dem Wege nach Warschau. Zur Mittagszeit ruhte er in einem schönen Laubwäldchen aus. Hier zog er die Brieftasche hervor und un-

terſuchte dieſelbe mit großer Vorſicht und Aufmerkſamkeit. Er ſchlug ſie nach dem Rathe Mariana's von der lilienweißen Seite auf. Ueberall traf er auf leere Blätter, zuletzt bemerkte er ein zuſammengelegtes vergelbtes Papier darin. Er entfaltete es und ſah zu ſeiner Freude, daß es die Quittung über das väterliche Erbtheil ſeines Vaters war, zu deren Unterſchrift der Onkel jenen betrügeriſcher Weiſe verleitet hatte. Schon wollte er umkehren, weil er das Glück ſeines Vaters jetzt in Händen zu haben glaubte; doch ſah er auf die Stelle hin, wo die Quittung gelegen hatte, und das angenehmſte Bild wurde ihm zu Theil; Marianchen war hier ſo treu abgebildet, daß ſie auf dem Papiere zu leben ſchien. Kaum hatte er das Bild recht angeſehen, ſo wurden ihm die Augen von zwei weichen Schelmhändchen zugehalten, und Mariaychen ſprang munter hinter ſeinem Rücken hervor und ſagte:

„Du biſt ein braver Mann Kaſimir, daß Du keinen Augenblick verſäumſt, wieder nach Warſchau zu kommen; ſei aber behutſam! Melde Dich beim Onkel und dringe mit Bitten und Thränen in ihn, das rechtmäßige Gut Deines Vaters herauszugeben. Zwar wirſt Du ſchwerlich etwas erlangen, aber auch dies kann zum Guten führen. Erkläre dann, daß Du Warſchau noch in derſelben Stunde verlaſſen willſt, und gehe zum entgegengeſetzten Thore hinaus. Dies iſt nöthig, Deiner Selbſterhaltung wegen; das Uebrige wirſt du ſpäter erfahren. Sollteſt Du heute vor Erreichung der Stadt noch in Gefahr kommen, ſo öffne die Brieftaſche von der feuerfarbenen Seite, und der Feuermann wird zu Deinen Befehlen ſtehen."

Marianchen war wieder verſchwunden, und Kaſimir zog auf ſeiner Reiſe weiter. In dem früher erwähnten

Zauberwalde vor Warschau kamen ihm diesmal sieben grimmige Bären entgegegen, die ihn mit sichrem Verderben bedrohten; aber schnell war die Brieftasche aus dem Busen und von der feuerfarbenen Seite geöffnet, wo ihm gleich auf dem ersten Blatte das Bild des Feuermanns entgegenstrahlte. In demselben Augenblicke stand dieser auch schon in seiner gräßlichen Wirklichkeit da und fragte mit wilder Geberde nach der Ursache seiner Herbeirufung. „Du sollst die sieben Bären umbringen!“ sagte Kasimir ohne langes Besinnen; und in mehr als tausend Stücke zerrissen, lagen die wilden Bestien in kurzer Zeit am Boden. Auch die Wölfe fanden sich diesmal sieben an der Zahl ein; und ihm war nicht wenig um sein Leben bange, da er den Feuermann heute nicht mehr rufen durfte. Da schwebte plötzlich etwas Weißes über den Weg; es war Marianchen; sie hielt einen großen Nesselbusch in der Hand und trieb die grimmigen Thiere vor sich hin in den finstern Wald. Die Schlangen, welche auch sieben an der Zahl kamen, zischten furchtbar, zerstreuten sich aber eben so schnell wieder in dem dichtstehenden Farrenkraut an der Seite des Waldes.

Freudig begrüßte Kasimir heute den Geburtsort seines Vaters. Sogleich besuchte er den Onkel und befolgte das, was ihn Mariana geheißen hatte. Als seine Bitten auch diesmal nichts fruchteten, begab er sich scheinbar auf die Rückreise. Nachdem er einige hundert Schritte vom Hause entfernt war, kehrte er heimlich um und ging auf einem andern Wege nach dem entgegengesetzten Thore. Hier kam er an ein Passions-Denkmal,*) wo er sich in frommer Stim-

*) Boża męka.

mung seines Herzens auf's Angesicht warf, um Gott für die wunderbare Errettung aus so vielen Gefahren zu danken. In dieser Stellung fiel ihm die Brieftasche aus dem Busen, welche wie eine Feder in die Luft flog und auf der Spitze des Passions-Denkmals hängen blieb. Rasch sprang er auf, um das theuere Kleinod wieder zu erlangen, aber plötzlich wich die Erde unter seinen Füßen zurück, und er sank in die Tiefe hinab. Lange dauerte es, ehe er wieder zu sich kam; er befand sich hier in einem Gewölbe, wo er zu seinen Füßen die heißersehnte Brieftasche wiederfand. Am Ende des Gewölbes bemerkte er eine lichte Stelle. Aengstlich, und die Brieftasche mit beiden Händen festhaltend, ging er immer weiter und weiter, und gelangte endlich an eine gläserne Thür, die in einen schönen Garten führte. Die wundervolle Gegend, welche er jetzt betrat, war dieselbe, welche sein Bruder im Stiefel gesehen hatte. Die beiden Schwäne mit rothen Ringen um den Hals lockten ihn bald an den nahen See; und an den silberfarbnen Enten mit Goldköpfen und rothen Schnäbeln konnte er sich nicht satt sehen. Da der Abend zur Ruhe winkte, ging er in das zierliche Gartenhaus, wo er auf einem weichen Sopha die müden Glieder durch einen angenehmen Schlaf erquickte. Das Morgenroth sah durch den Halbmond der Fensterlade; bald wechselte aber die Scene und ein freundliches Gesicht mit himmelblauen Augen trat an die Stelle und blickte suchend im Zimmer umher. Voller Freude, jetzt etwas Näheres über seinen räthselhaften Aufenthaltsort zu erfahren, erhob er sich und öffnete die Thür des Gartenhauses. Es stand dort Niemand mehr; in der nahen Allee sah er jedoch eine schlanke Mädchen-Gestalt eiligst dem nahen See zuschweben. Er beflügelte seine Schritte, kam aber zu spät, denn das

Mädchen hatte sich in den See gestürzt. Mit kühlen Armen theilte er die Fluth, und bald sah er am Boden des klaren See's das bleiche Mädchen liegen, welches mit ihm um den Sarg getanzt und um Rettung gebeten hatte; er tauchte unter und brachte dasselbe glücklich über die Oberfläche des Wassers; doch wie erschrak er, als er statt des Mädchens plötzlich einen Schwan in seinen Händen hielt, der sich mit kräftigem Flügelschlage losriß und seinen Kopf in den Händen des Jünglings zurückließ. Vergebens sah er in die Tiefe hinab; das Mädchen war nicht mehr zu finden, und er machte sich Vorwürfe über seine Unvorsichtigkeit.

Traurig durchwandelte er die schattigen Laubgänge des Gartens; jetzt fiel es ihm erst ein, daß er mit Hülfe des Feuermanns das verunglückte Mädchen hätte retten können. Er nahm seine Zuflucht zur Brieftasche und im Augenblicke stand der brennende Unhold vor ihm.

„Du bedarfst meiner Hülfe nicht mehr," sprach dieser, „und bald wird Dir die Brieftasche von der rechtmäßigen Besitzerin abgefordert werden. Der Schwan, mit welchem Du gekämpft hast, ist des bleichen Mädchens Mutter. Durch Dich ist ihre Erlösung aus dem Zauberse vollbracht worden; ein Leichtes war es ihr dann auch, ihre verunglückte Tochter aus der Tiefe des Wassers zu retten. Marianchen, die Du mit Deiner Schwester gleichen Namens verwechselt hast, und das blasse Mädchen sind ein und dieselbe Person. Sie ist eine weitläuftige Verwandte von Dir und hat, als sie ein Kind von zwölf Jahren war, die größte Aehnlichkeit mit Deiner Schwester gehabt. Damals ist sie von Deinem bösen Onkel mit einem scharfen Messer in den Hals verwundet und in einen Schwan verwandelt worden. Ihre

Mutter, deren Güter betrügerischerweise in die Hände des Unmenschen gefallen sind, traf dasselbe Schicksal. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, diese Bubenstreiche auszuüben, wenn er sich nicht heimlich der gegenwärtig in Deinen Händen befindlichen Brieftasche bemächtigt hätte, welche Mariana's Mutter von ihrem Großvater, der lange in Asien gewesen war, geerbt hat. Nach dem Verluste dieses Erbstückes mußte sie sammt der Tochter und ihren Dienstleuten der Zaubermacht Deines Onkels erliegen. Als dieser die Brieftasche in der schauerlichen Gewitternacht verloren hatte, war seine Macht schon halb gebrochen. Täglich konnten jetzt die Bezauberten mit dem Anbruche des Abends den See verlassen und ihre natürliche Gestalt annehmen. Mariana durfte sogar am Tage, aber nur als Kind, umherwandeln. Die Halbentzauberten trugen Deinem Onkel den Leichnam seines Vaters in den Speisesaal und erinnerten ihn jeden Abend durch laute Trauer-Gesänge an seine Nichtswürdigkeit, der es selbst ein Geringes gewesen war, den eignen Vater in den Zauberschlaf einzuwiegen, um nur Herr des Vermögens zu werden. Deinen Vater konnte seine Macht nicht ganz erreichen, weil derselbe in allen Trangsalen und Versuchungen des Lebens ein tugendhaftes Herz bewahrt hatte; unschädlich mußte er ihn jedoch machen, darum gab er ihm einen Trank ein, der ihn an's Krankenlager fesselte. Mariana war dem gewissenlosen Onkel ein Schreckbild geworden, weil sie nach dem Verluste seiner Brieftasche täglich gleich nach Sonnenaufgang an sein Bett trat und ihm mit ernster Stimme die Worte zurief:

„Auf, Vatermörder, Böſewicht! Erwache
Vom Sündenſchlaf zum Strafgericht der Rache!"

Die Erscheinung war verschwunden, und in einiger

Entfernung sah er zwei Damen auf sich zukommen. Beide waren einfach gekleidet, und als er ihnen näher kam, hätte er schwören mögen, daß die jüngere die im Wasser Verunglückte sei, wenn er durch ihr gesundes Aussehen nicht eines Andern belehrt worden wäre.

„Wie geht es, lieber Kasimir?" sagte die ältere Dame. „Wie ich sehe, kennst Du mich nicht mehr, und doch bist Du täglich in meinem Hause gewesen. Deine Mutter war meine beste Freundin und konnte ohne meine Mariana, die damals fünf Jahre alt war, gar nicht bestehen. Du hast heute unsere Erlösung aus den Händen des Zauberers vollbracht. Wir sagen Dir unsern besten Dank dafür; bleibe aber standhaft, damit seine Macht vollständig gebrochen werde, sonst könnten wir Alle, aber namentlich Du selbst, großen Schaden leiden!"

Mariana trat ihrem Erretter freundlich entgegen, nahm seine Rechte in ihre beiden schneeweißen Hände und sprach:

„Du wunderst Dich, lieber Kasimir, daß ich nicht mehr so blaß und krank aussehe, auch nicht mehr als zwölfjähriges Marianchen vor Dir stehe? Ja, in diesem Alter wurde ich dem Zauberseе überliefert, jetzt darf ich aber durch Deine Hülfe gesund und als erwachsenes Mädchen in die Welt treten." —

Mit diesen Worten fiel sie ihm um den Hals und weinte Thränen der Freude und Dankbarkeit. Nach mancherlei Gesprächen über seines Vaters Lage erbat sich Mariana's Mutter die Brieftasche und gab ihm den Schuldschein seines Vaters mit der Weisung zurück, ihn sorgfältig aufzubewahren; weil er ein gründlicher Beweis der bösen Thaten des Onkels sei. Beim Abschiede rief ihm Mariana nach:

„Sei muthig, laß Dich durch nichts abschrecken, so wird Dir und uns Allen vollständig geholfen sein!“

Der Fußsteig, auf dem er eben fortwandelte, führte ihn zu der entgegengesetzten Seite des See's. Er fand alle befiederten Bewohner desselben bis auf ein schwarzes Wasserhuhn verschwunden, das gern an's Ufer schwimmen wollte, aber von den Wasserwogen zurückgehalten wurde.

„Rette mich!“ ertönte eine Stimme aus der Tiefe des See's, und das Wasserhuhn war verschwunden.

Der Gedanke, ob dasselbe nicht vielleicht sein so plötzlich verschollener Bruder sei, trieb ihn an, demselben zur Hülfe zu kommen. Mit wachsamem Auge beobachtete er die Stelle, wo es verschwunden war; es ließ sich aber nicht mehr sehen, und er kehrte traurig in das Gartenhaus zurück, wo er einen Tisch mit köstlichen Speisen besetzt fand, die ihm gerade zu rechter Zeit erschienen, da sein Magen schon eine schwere Probe ausgehalten hatte. Nach dem Essen überfiel ihn ein sanfter Schlaf, und beim Erwachen fand er, daß die Seitenwände des Gartenhauses sich immer mehr und mehr verengten und ihn zuletzt wie eine Lederhülle umgaben. Er wollte hinaus, aber alle Ausgänge waren fest verschlossen. Nur oben zeigte sich eine große Oeffnung, die in jedem Augenblicke näher rückte und immer kleiner und kleiner wurde. Endlich war er von allen Seiten fest eingeschlossen. Er griff nach seinem Taschenmesser, um sich aus diesem lederartigen Kerker zu befreien. Nach oben hinaus schien ihm der leichteste Ausweg, darum schnitt er dreist zu, überzeugte sich aber, daß die durchsichtige Stelle mit einer starken Glasplatte verschlossen war und darüber schornsteinartig endigte. Alle Versuche zur Zertrümmerung der Glasplatte waren vergebens; er bemerkte zuletzt, daß diese die

Sohle eines großen Stiefels hinein. Kühn schnitt er nun in das Leder, welches die Sohle festhielt; da wurde er aber durch einen gräßlichen Anblick überrascht; Marianchen lief über die krystallhelle Glasplatte und triefte von Blut. Sie trug ihren linken Arm in der rechten Hand und weinte bitterlich. Er war schon Willens aufzuhören, aber die Selbsterhaltung trieb ihn weiter; er schnitt also aufs Neue in den Stiefel. Mit entstellter Geberde hinkte jetzt sein Bruder über die Sohle; der rechte Fuß hing nur noch an einigen Muskelfasern. Ferner des Wiedersehens und Schmerz über das Unglück, welches er angerichtet, brachten ihn ganz außer Fassung, und beinahe wäre das Messer seinen Händen entfallen.

„Hast du einen solchen Anblick ausgehalten," dachte er bei sich selbst, „so kannst du auch dreist weiter schneiden, damit du dich endlich aus diesem Zauberleder erlösest;" und rasch schnitt er jetzt zu und achtete nicht mehr darauf, daß ein alter Mann mit einer großen Dienerschaar über die Sohle hinkte.

Die Glasplatte stürzte zu seinen Füßen nieder; es erfolgte ein lautes Krachen, und er befand sich in demselben Zimmer, das ihm bei seiner Ankunft in Warschau vom Onkel als Schlafgemach überwiesen worden war.

„Was willst Du hier, Taugenichts, der Du Dich mit meinen Feinden zu meinem Unglück verbunden hast?" rief ihm der Onkel beim Eintreten entgegen.

„Ich verlange von Euch weiter nichts als das Vermögen meines Vaters, und das müßt Ihr mir herausgeben," antwortete Kasimir; „denn Eure falsche Quittung ist bereits in meinen Händen."

Der Onkel stürzte wüthend auf ihn los, um wieder Herr der Quittung zu werden, und da ihm dies nicht ge-

lingen wollte, griff er nach einem Schwerte, das an der Seite ſtand.

„Gieb die Quittung heraus," rief er mit furchtbarer Donnerſtimme, „oder Du biſt verloren!"

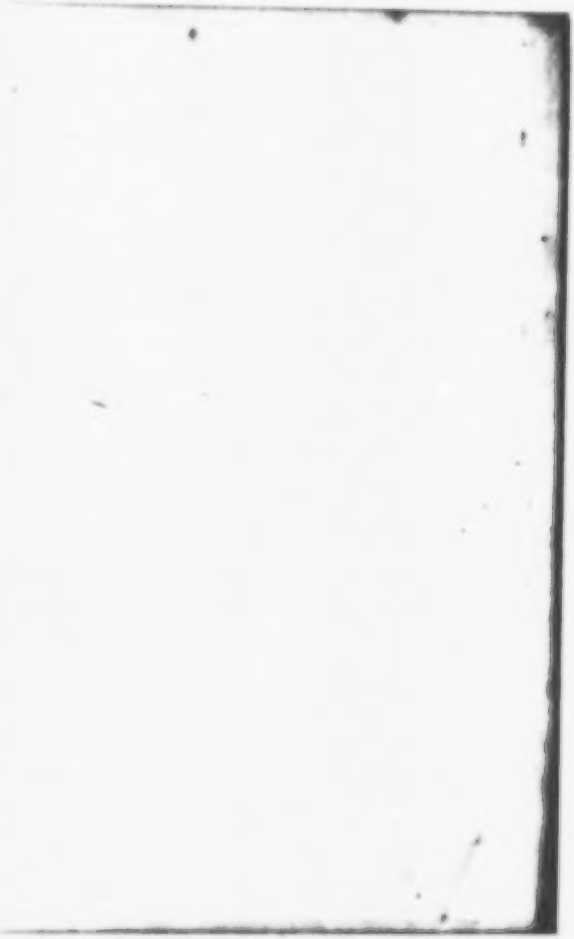
In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, und ein Greis mit ſchneeweißem Haupte, in ein Sterbehemde gehüllt, trat dem Wüthrich in den Weg. Ein Schrei des Entſetzens drang aus der Bruſt des tobenden Unmenſchen, — ein ſchwarzer Schatten bewegte ſich durch's Zimmer, und lebles lag der Onkel am Boden. Der Alte beugte ſich über ihn hin und rief mehre Mal: „Bogumil, Bogumil!" aber kein Lebenszeichen wurde ſichtbar; die ſchwarze Seele war vor Gottes Richterſtuhl gerufen.

„O; könnte ich Dich retten, wie gern wollte ich noch einmal für Dich ſterben!" tönte der Schmerzensruf des wankenden Greiſes unter unaufhörlichem Schluchzen weiter fort. „So wußteſt Du alſo einen, mein Kind! Ach hätteſt Du wenigſtens noch Zeit gehabt, Deine ſchweren Sünden zu bereuen! Ich bin nur erwacht zu neuen Leiden; eine Stütze finde ich nirgends mehr; nimm auch meinen Geiſt hin, o Herr!"

„Hier habt ihr die Stütze Eures Alters ſchon gefunden!" rief Mariana's Mutter, welche eben eintrat, und auf Kaſimir hindeutete.

Sie reichte dem Alten die Hand und zog ihn gemeinſchaftlich mit Kaſimir von dem entſeelten Körper.

„Euer Kaſſian," fuhr ſie fort, lebt noch; heute iſt er von ſeinem zwölfjährigen Krankenlager, auf welches ihn dieſer Sohn der Finſterniß geworfen hatte, erlöſt worden. Hier ſeht Ihr ſeinen braven Sohn, Euren und unſern Retter. Er hat mit unermüdlichem Fleiße Tag und Nacht

gearbeitet, um dem leidenden Vater Pflege und Unterhalt zu verschaffen; und desto sicherer könnt auch Ihr darauf rechnen, daß er Euch nicht verlassen wird. Betrauert Euren ungerathenen Sohn nicht, das gerechte Strafgericht Gottes hat ihn ereilt!"

Kasimir's Vater wurde durch Mariana's Mutter von Allem in Kenntniß gesetzt, und langte nach einigen Tagen mit seiner Tochter gesund und ohne Spuren seines langen Siechthums in Warschau an. Neues Leben kam über seinen hochbetagten Vater, der jetzt Gottes gerechtes Walten segnete und Kasian den Besitz aller seiner Güter zuerkannte. Auch Boleslav fand sich ein; er war wirklich das schwarze Wasserhuhn gewesen. Sein aufrichtiger brüderlicher Dank für die Errettung zeigte schon, daß mit ihm eine vollständige Sinnesänderung vorgegangen war. Die erlittene Demüthigung hatte sehr gut auf ihn gewirkt; er wurde jetzt ein fleißiger und sittlich-guter Mensch. Die entzauberte Mariana hatte durch ihr liebevolles Benehmen und ihre Sanftmuth auf Kasimir einen großen Eindruck gemacht, aber auch sie war dem tugendhaften Jüngling mit ganzer Seele ergeben. Die Mutter willigte in den Wunsch Beider, das heilige Bündniß der Ehe zu schließen, und hinterließ ihnen bei ihrem Dahinscheiden ein bedeutendes Vermögen. Kasimir war jetzt ein reicher Mann; jedoch machte er von seinem Reichthume auch einen weisen Gebrauch. Durch seine liebreiche Unterstützung und Aushülfe der Armen hat er sich in den Herzen seiner Mitmenschen einen Tempel errichtet, aus dem unverlöschbare Opfer dem Throne des Weltenlenkers entgegen strahlen.